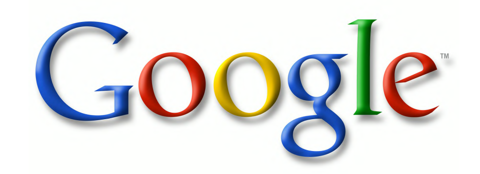


Hendschels Luginsland

Heft 34.

AFRIKAFAHRT WEST

VON

HAMBURG, ANTWERPEN
BOULOGNE UND SOUTHAMPTON

NACH

MADEIRA UND DEN KANARIEN

UND ÜBER MADEIRA—KANARIEN

NACH

SWAKOPMUND, LÜDERITZBUCHT

UND

KAPSTADT.

Ein Reisebuch und ein Einführungsbuch

von

Hans Grimm.

6 Karten und 56 Abbildungen.

FRANKFURT A. M.
Expedition von Hendschels Telegraph, M. Hendschel.
1913.

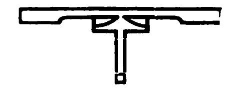
DEM GEDÄCHTNIS MEINER MUTTER,
deren Briefe in dreizehn Jahren allwöchentlich
zu mir die Afrikafahrt machten.

VORWORT.

Hendschels Luginsland nimmt zum Wahlspruch das Wort des Meisters Hans Thoma: „Vornehmlich durch das Auge macht der Geist die Welt zu seinem Besitz. Nur die Augen öffnen, und alles wird schön! Das Auge hat die Kraft, alles zum Schönen zu wenden, zur harmonischen Einheit zu gestalten." Zugleich ist es sich bewußt, daß aller wahrhafte Genuß im inneren Erfassen der Bilder unserer Anschauung, in der Vergeistigung der Sinnesempfindungen beruht. In diesem Sinn will es den Reisenden zum Schauen, zugleich aber auch zum tieferen Verstehen des Geschauten anregen — nicht in aufdringlicher Belehrung, sondern durch zwanglose, aus gründlichem Wissen schöpfende, gefällige Unterhaltung. In seiner Gesellschaft wird das Reisen, was es eigentlich sein soll: Erholung und zugleich Bereicherung des Geistes. Sein ausgesuchter Bildschmuck hält das Erlebnis der Reise mit seinen mannigfachen Erscheinungen auch nach der Heimkehr in treuer, freundlicher Erinnerung.

□ □ □

Inhaltsverzeichnis.



I.

Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt.
Uhland

Lieber Leser!

Du und ich, wir begegnen einander zu guter Stunde. Du bist auf Deiner afrikanischen Ausfahrt begriffen, Du hast vor Dir das Meer meilenweit, tageweit, wochenweit. Am Horizonte muß eines Morgens Dein Ziel auftauchen. Du ahnst von ihm, je lebendiger Deine Gedanken es zu zeichnen, Deine Träume der Zeichnung Farbe zu geben verstanden, es werde Dir ein Wechsel vieler Lebensformen sein. Ich meine, das Erlebnis dieses Wechsels kann so stark sein und soll so fruchtbar werden für Dich trotz allen Enttäuschungen, über alle Erwartungen hinaus, daß Du als Rückschauender einmal sprechen magst, ohne Übertreibung, von zwei Erziehungen, die Du genossen habest, von einem zwiefachen Bürgertum in der Heimat und in der Welt, von einer neuen Liebe, einem neuen Begreifen und einem neuen Temperamente. Und für das Erlebnis ist gleichgültig, als was Du Deine Reise antrittst, es erwartet den Handwerker und den Offizier, den Kaufmann und den Beamten, den Landmann, den Seelsorger und Geistsorger jeder Art und Richtung, den Mann und die Frau. Gleichgültig ist schließlich, wohin Du ziehst: Ob Du im deutschen Schutzgebiete unter den Neuländern Dir Autorität zu gewinnen trachtest, dadurch, daß Du Dich dem Lande nützlich machst; oder ob Dir in der Südafrikanischen Union das Große begegne, in der eigenen Sache die allgemeine deutsche verteidigen zu können.

Niemand erlebt ohne Kampf. Mein Wunsch ist zu helfen, daß der Kampf ein lachender und kein verbitternder werde, und daß nicht dem Kräftegewinn nach deutscher Art eine sinnlose persönliche und staatliche Kräftevergeudung vorausgehe. Deshalb rede ich zu Dir. Daß ich durchaus recht hätte mit meiner Anschauung etwa der Eingeborenen- oder der Missionsfrage oder des deutsch-englischen Verhältnisses oder irgend eines der heißumstrittenen Probleme, die in diesem Buche wenigstens gestreift werden müssen, das behaupte ich nicht. Wer hat recht? Jede Sonderansicht eines Menschen ist nichts anderes als ein Trieb aus seiner Weltanschauung heraus. Und wenn nicht um Glaubensfragen, um

exakte Wissenschaften handelt es sich hier nicht. Daß eine papierene freisinnige Zeitung andere Meinungen über Literatur und alle Art unpolitischer Lebenserscheinungen habe als eine konservative, gilt als selbstverständlich. Wie verschieden müssen erst in unserer Zeit, die so politisch ist, als das Mittelalter kirchlich religiös war, die Urteile zweier lebendiger Menschen über höchst politische Dinge lauten! Aber wie Du zu keinem politischen und wirtschaftlichen Programme bekehrt werden sollst, so handelt es sich auch nicht darum, Dich einer bestimmten Weltanschauung zuzuführen. Nur eine Bitte spreche ich Dir aus: Du möchtest bereit sein mit ganz offenen Augen in Deine neue Welt hinein zu treten, begierig alles zu sehen, zu hören, zu kennen, zu erleben, was ein anständiger Mensch überhaupt erleben kann, bevor Du entscheidest. Der Rat ist leicht ausgesprochen, die Befolgung ist schwer. Es gibt einen Ausspruch Taines, der lautet: Die zwei stärksten und allgemeinsten Kräfte, die den Menschen beeinflussen, sind die soziale Stellung und der Nationalcharakter. Dem Deutschen sind diese Kräfte selten Hilfen, häufiger Hemmungen vorurteilsloser Betrachtung. Und nun scheinbar abschweifend, laß uns schon hier einige Worte über die Engländer und über uns reden oder richtiger über den verschiedenen Entwicklungsgang ihres Volkes und unseres Volkes.

Bis in die Zeiten des frühen Mittelalters hinein war allen germanischen Stämmen eine republikanische Verfassung eigen. Die Gau- und Landesgemeinde hatte die höchste Gewalt, sie wählte die Richter, die Heerführer, die Fürsten. Selbst wo Könige vorkamen, lag die eigentliche politische Macht bei der Volksversammlung. Die Volksversammlung entschied über Krieg und Frieden und Bündnisse, bildete das Gesetz, bewahrte das Recht. Dem König standen „fast nur formale Rechte und moralische Gewalt durch die Anhänglichkeit des Volkes zu." (Felix Dahn, Die Könige der Germanen.) In der Dauer der Kriegswirren und unter römischen Einflüssen steigerte sich hier und da seine Machtfülle, wenn er ein fähiger Führer war.

Mit der gemeinsamen germanischen Anschauung von der Bedeutung des freien Mannes und dem Wesen der Gauverfassung, des Königtums und des Adels zogen die Angelsachsen erobernd nach England. Unzweifelhaft glitt auch bei ihnen während und nach der Wanderung das politische Schwergewicht von der Volksversammlung ab auf Führer und Könige hinüber; dennoch wurden auf der abgeschlossenen Insel viele Züge germanischen Verfassungslebens treuer bewahrt als auf dem Festlande und zu reicherer Ent-

faltung gebracht als in allen übrigen germanischen Staaten, vor allem als in Deutschland selbst.

Die Voraussetzung der ganzen geistigen und politischen Geschichte Deutschlands ist die Gründung des Fränkischen Reiches. Dadurch, daß der salische Kleinkönig zum Großkönig über den gesamten Stamm der Franken und dessen politische Eroberungen wurde, trat eine viel größere Steigerung der königlichen Gewalt ein, als sie durchschnittlich mit der Entstehung des germanischen Großkönigtums verbunden war. Der fränkische König gewann in der gallo-römischen Bevölkerung eine Klasse von Untertanen, die den Druck der römischen Verwaltung und ein unbeschränktes Imperium gewohnt waren. Das wirkte auf die Stellung der Franken selbst nicht bloß in den neuen Erwerbungen, sondern auch in den fränkischen (deutschen) Stammlanden zurück. (Heinrich Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte.) Die erste Wurzel der fränkischen königlichen Gewalt war das uralte germanische Königtum gewesen, sich bildende neue Wurzeln sogen gierig römische Ideen aus der fremden Erde auf. Aber indem das fränkische Großkönigtum, das erste deutsche Königtum, das römisch-deutsche Kaisertum als Schüler der römischen Despotie den germanischen Verfassungsgrundsatz vom Herrentum des freien Mannes ausrottete und vergessen machte, diente es sich nicht selbst, sondern den energischsten Feinden seiner Nachfolger.

Das Hauptmittel nämlich, wodurch die Könige die alte Volksfreiheit in den Hintergrund des Staatslebens drängten, war ein neugebildeter bevorzugter Stand, ein neuer Adel, dessen Vorrang auf engem persönlichem Verbande mit dem König beruhte. (Dahn.)

Bei der Auswahl dieser Personen hatte der König ursprünglich völlig freie Hand. Freie, Freigelassene, ja selbst Unfreie wurden ernannt. Karl der Große bestellte noch freigelassene Fiskalknechte als Grafen. Manchmal mögen alte Geschlechter, dynastische Elemente in den deutschen Stammesgebieten, die der König schonen mußte, um seine Macht behaupten zu können, in diesen Dienstadel übergegangen sein, aber anders als des ältesten schon damals vielfach verschwundenen Adels ist der Beamtenaristokratie Stellung zum König und den Gemeinfreien. Mit seinem Dienstadel, mit den in Nachbildung der antiken Ämter *dux* und *comes* geschaffenen hohen Beamtenstellen der Grafen und Amtsherzöge konnte der König vieles ohne den Willen, manches gegen den Willen des Volkes durchsetzen, aber die Nemesis strafte das Königtum durch das Mittel, wodurch es gefrevelt. (Dahn.) Aus den absetzbaren Amtsherzögen wurden in langsamem, unzweifelhaft

aufrührerischen Ringen Stammesherzöge. Die absetzbaren Grafen rebellierten sich zu Reichsfürsten hinauf, die ihr Reichsamt und Lehen als erbeigentümlich beanspruchten zusammen mit Herrenrecht, Gericht, Münzrecht und Steuern. Unter den schwachen Nachfahren Karls des Großen, dessen Vater selbst nicht mehr als ein erfolgreicher hochverräterischer Beamter gewesen war, begann die Revolution des Provinzialbeamtentums; um 1000 ist sie vollendet. Die Vasallen haben dem einheitlichen Königtum alle reale Macht entzogen, sie sind in ihren Amtsgebieten selbständige erbliche Fürsten geworden und üben hier zuletzt Jahrhunderte lang einen monarchischen Despotismus, der wahrlich nichts gemein hat mit deutschem Königtum. (Dahn.) Schon als die Grafschaftsverfassung überall an die Stelle der Gauverfassung treten konnte, hatte bei uns die Umbildung des Nationalcharakters begonnen. Als die Fürstenrevolution siegreich endigte, war die Umbildung innerlich vollzogen. Der endliche mehr oder minder große Absolutismus einiger hundert regierender Herren glich nur mehr die äußeren Unebenheiten aus.

Wir wollen einander bei einer sachlichen Betrachtung nicht mißverstehen. Die Entwicklung war gar nicht anders möglich. Dem gemeinfreien Manne, der auf Grund seiner Freiheit und seiner Persönlichkeit selbst König werden konnte, galt seine Unabhängigkeit als das Vornehmste. Was ihm werden konnte an vermehrter Ehre und vermehrtem Besitze, wurde ihm durch die eigene Kraft zuteil. Über ihm stand im Gau nur die Versammlung der Freien, deren souveräne Bedeutung in nichts als in der Hochachtung der gegenseitigen Unabhängigkeit lag. Von einem Höheren war nichts zu erwarten, denn ein Höherer, der verwehren und gewähren konnte, war nicht da.

Der König verdrängte durch den Gaugrafen die Versammlung. Langsam lernte der Deutsche etwas von einem andern erwarten. Die vorausgehenden kriegerischen Zeitläufte hatten die jungen Leute schon längst an Gefolgschaft gewöhnt. Unter den Ehren-, Besitz- und Einfluß-Suchenden fanden die Grafen, die Vertreter der neuen Königsmacht, ihren Anhang. Durch ihren Anhang setzten sie die Königsmacht matt.

Und nun ist wohl begreiflich, daß bei den sich häufenden kleinen Zentralstellen in binnendeutschen Landen, deren Bildung die vielen Stammes- und Gauverschiedenheiten gewiß entgegen kamen, alles was strebt und Überlieferungen hat und nicht Amboß, sondern Hammer sein will und nicht in den wenigen ausgesprochen republikanischen Gemeinwesen sitzt, in Beziehung tritt zur Zentral-

person und durch sie allein Bedeutung gewinnt. Die Gewöhnung vieler Generationen der Sprecher und Führer und Sachwalter eines Volkes gibt aber dem Nationalcharakter die Prägung und der sozialen Stellung des einzelnen die geltende Wertung. Im neuen Reiche hat die radikale und demokratische Flutwelle, insofern die Massen neben dem grobmateriellen Vorteil überhaupt an einem ideellen Ziele interessiert sind, die Gewöhnung nicht wegspülen können. Vielmehr scheint die Gefolgschaftsfreudigkeit des heimbleibigen Deutschen bei der Witterung einer umstürzlerischen Gefahr gestiegen zu sein und sich verbreitet zu haben bis hinein in die Hansestädte. Trotz des gewaltigen Eroberungs- und Siegeszuges der Kaufleute, der Industriellen, der Techniker, der Gelehrten, schafft noch mehr als früher nicht so sehr der Erfolg als die Anerkennung des Erfolges seitens der Zentralpersonen Ansehen. Die starke Tat an sich erhöht weniger als eine wohlbeglaubigte Leistung. Die politische Demokratie in der Form des Sozialismus will zu allerletzt, daß der Deutsche seiner abhängigen Gewohnheiten ledig werde. Sie ist aus diesem Grunde eine Feindin der Kolonien und kann sich nur gelegentlich als Freundin Englands geben, weil sie England nicht kennt.

Denn in England, und vor allem im autonomen überseeischen Großbritannien erwarten die Menschen nichts von andern, sondern alles von der eigenen Kraft. Der Wert, den ein Mensch sich selbst zu geben vermag, und seine Herkunft bestimmen seine soziale Stellung nicht nur in der Theorie, sondern in der Praxis. Was wir von ganz wenigen deutschen Männern sagen können, ist dort das Alltägliche geworden, hinter der Persönlichkeit verschwinden Ämter und Würden. Äußerlich lassen es die fehlenden Titel erkennen. Wo jeder jeden Aufstieg von seiner freien Beweglichkeit und seiner Unabhängigkeit erwarten darf und muß, wird die Hochachtung vor der Unabhängigkeit der Volksgenossen notwendig eingeboren und der Glaube an die Geltung des anderen und seiner Interessen wenigstens ernst geglaubt.

Auch in England gab es nach der Heptarchie, der Zeit der sieben Kleinkönigreiche, ein Großkönigtum, aber es versah sich nicht an der Fremde. Auch in England gab es eine Amtsaristokratie, aber nicht nach römischem Muster. Auch in England wurden die Lehensträger und Vasallen gelegentlich übermächtig, aber die ersten normannischen Könige vermochten den weltlichen und geistlichen Würdenträgern ihre Schranken anzuweisen zur selben Zeit, als bei uns die Vasallen dem Königtum die Schranken zogen. Den normannischen Königen gelang das wie ihren Nachfolgern, weil neben

der Königsmacht alte Selbstverwaltungsgewohnheiten lebendig geblieben waren. Die Dreiheit der im Staate wirksamen Kräfte schützte vor der dauernden Gewaltherrschaft eines Siegers. Als aber Großbritannien gar ein Weltreich wurde, da rückten alle die mutigen und energischen Menschen, die über See gingen, erst recht auch von der einen Zentralstelle ab. Die Beziehung zur Zentralperson, so sehr man diese ehrte, gab kleine Bedeutung. Bei den gewaltigen Fernen galt nur der Mann, und seine Taten erhoben und stürzten ihn vor seines Volkes Versammlungen.

Die Viel- und Kleinstaaterei brauchte und erzog abhängige Menschen mit den schönen Gewohnheiten der Pflichttreue und Unterordnung. Das Weltreich konnte sich nur bilden durch freie und selbständige Naturen, die sich Ziele und Aufgaben selbst suchten und unter den schwierigen und fremdartigen Verhältnissen sich durchsetzten. Daß hier Pflichttreue und Manneszucht, dort unbekümmerter Mut gefunden wird, ist selbstverständlich, seien die Äußerungen auch verschieden. Endlich ist es ein „Unterschied für die Charakterentwicklung geworden, der garnicht hoch genug gewertet werden kann, wieviel Raum, im wörtlichen Sinne welch ein Stück der Erdoberfläche jedesmal zu einem Menschen gehört". (Rohrbach.) — — —

Du magst nun meinen, ich hätte mich, vielleicht auf Deck ruhend und versucht durch die Unbeschränktheit des sonnenglänzenden Meeres, recht weit von dem Zitat Taines weggeplaudert. Dem ist nicht so. Den Geist anderer Nationen und Kasten sich zu eigen machen, um ihn dadurch zu verstehen, wie man das gedankenlos verlangt, kann einer mit einem Körnchen Eigenwert ganz gewiß nicht. Es bleibt ihm als gangbare Brücke nur die Erkenntnis und der Vergleich der Entwicklung übrig, um einzusehen, ohne jede Selbstaufgabe, wie Dinge, denen er den größten Wert beimaß, in den Augen großer Menschengruppen zusammenschrumpfen müssen, wie Kleingeachtetes anschwellen kann. Am Anfang der Fremdheiten Deiner Afrikafahrt und Deines Afrikaerlebens steht englischer Einfluß in irgend einer Form. In der Verschiedenheit der beiden stärksten und allgemeinsten Kräfte, die jene und uns beeinflussen, liegt die Erklärung der Verschiedenheit fast aller Vorkommnisse und alles Geschehens hüben und drüben. Zu einem Einverständnis über die Verschiedenheit, die Entwicklung und die Bedeutung der sozialen Stellung und des Nationalcharakters bei den Deutschen und den Briten mußten wir gelangen.

Leutwein hat wohl zuerst gesagt, auch der deutsche Volkscharakter im Schutzgebiet sei nicht der gleiche als in der Heimat.

Er hätte verallgemeinernd feststellen können: über See ändert sich der Charakter des deutschen Volkstums. Das weite Land, das helle Licht, der an allen Meeresküsten deutliche Einfluß althanseatischer Art, die britische Nachbarschaft haben eine Atmosphäre geschaffen, in der seßhaft gewordene Kolonisten anders arten mußten. Von den Siedlern, die hinaus gehen nach Südwestafrika, verlangt der Amtliche Ratgeber für Auswanderer: „Vor allen Dingen muß jeder, der nach dem Schutzgebiet auswandert, sich darüber klar sein, daß er es vollkommen frei und unaufgefordert tut und zu keinem andern Zweck, als um hier, jenseits des Meeres, aus eigener Kraft, nicht als ein Pflegekind und Kostgänger der Regierung, das zu werden, was ihm in der Heimat nicht so leicht beschieden gewesen wäre: ein wirtschaftlich selbständiger Mann auf eigenem Grund und Boden, den er imstande ist, seinen Kindern und Kindeskindern zu hinterlassen." Die Erfüllung dieser Forderung hat ihre Folgen. Was Rohrbach an den Weißen und Deutschen in Südafrika auffiel, beschreibt er so: „Die Weiträumigkeit der Steppe, das feste Besitzverhältnis zum Lande, das Bewußtsein, hier die Heimat für Kinder und Kindeskinder gewonnen zu haben, dazu der belebende und erhebende Einfluß, der von der Natur ausgeht, die sichere Herrschaft über das schwarze Dienstvolk auf der Farm, das alles gibt dem südafrikanischen Weißen jenen festen und ruhigen, breit mit seinem ganzen Wesen auf dem Besitze und der persönlichen Eigenart ruhenden Charakter. Er ist der Herr des Landes, und er weiß, daß er bleibt, daher ist auch sein Selbstbewußtsein gegenüber dem Beamtentum, das kommt und geht, ein um so größeres ..... Auch der Deutsche, von Natur der autoritätsbedürftigste und autoritätsfrommste Mensch der Welt, hat sich in Südafrika zu einem „aufrechten" Wesen entwickelt, mehr als bei vielen der dortigen Ansiedler in ihrer Heimat je der Fall gewesen wäre ..... Als nach Ausbruch des großen Eingeborenenaufstandes von 1904 die neuen Truppen und die neuen hohen Offiziere ins Land kamen, gab es fortgesetzt Mißhelligkeiten zwischen ihnen und den alten Ansiedlern, weil den Herren die oprechte Tonart dieser südafrikanischen Deutschen etwas ganz Ungewohntes war."

Nun, jene Mißhelligkeiten gab es nicht weniger im britischen Afrika zur Zeit des Burenkrieges zwischen den alten Ansiedlern britischer Herkunft, den neuen Beamten und den neuen hohen englischen Offizieren.

Im allgemeinen ist man in Südwestafrika und Südafrika inzwischen auf einem Standpunkt der persönlichen Wertschätzung

angekommen, die im Beamten und Uniformierten weder einen Halbgott noch einen verdächtigen Bürokraten, im körperlich arbeitenden Menschen dagegen im breiten Sinne, bei gleicher Erziehung selbstverständlich den Gleichgestellten sieht, und am höchsten den achtet, dessen Persönlichkeit dem Neulande am nützlichsten ist. Rohrbach erzählt: „Die jungen Assessoren, die für den Verwaltungs- oder Justizdienst in die Kolonie kommen, pflegen meist besonderen Wert auf ihre hohe kaiserliche Beamtenqualität als Richter, Bezirksamtmann oder dergleichen zu legen und diese Eigenschaft namentlich im Anfang ihrer Dienstzeit mit einem gewissen Nachdruck auch im Verkehr mit dem Publikum zu betonen. In den übrigen Kolonien bleibt es häufig bei dieser Art, in Südafrika meistens nicht." Erckert, der Held der Kalahari, schreibt bittere Worte über das transatlantische Offizierskasino und die notwendige Anpassung des preußischen Offiziers für die Welt: „Der preußische Offizier ist zu einseitig und nach zu engen Begriffen erzogen; er hat zu wenig Kenntnis vom rechten Leben, daß gar manche Erfahrung über ihn kommen muß, ehe er den Grad von Kosmopolitismus erreicht, der in der großen Welt Bedingung zum Leben ist. Sein alter Fonds erweitert und geläutert, wird dann aber stets zu seinem großen Vorteil auch späterhin seinen Wert nicht verleugnen. Den alten Fonds will ich mit hinüber in die neue Zukunft nehmen, mit den engen einseitigen Begriffen aber ganz brechen und mich allem Neuen gegenüber durch und durch empfänglich erweisen." Wirklich fallen heute natürliche freie Menschen im südwestafrikanischen Schutzgebiet viel weniger auf als irgendwo anders unter den Führenden in deutschen Landen. Und die gesunden und zeitgemäßen Anschauungen der Kolonie, namentlich wenn sie sich bei ihren Äußerungen den jungen Polterton ganz abgewöhnt haben, werden von vielen tüchtigen Beamten und Offizieren aus unserem Schutzgebiet, von den Kaufleuten aus der südafrikanischen Union in die Heimat zurückgetragen werden und müssen dort schließlich eine erzieherische Wirkung üben. Vielleicht gewinnen wir dann auf diesem Wege des Austausches jenen Typus der freien Herren ohne Tressen, ohne Exklusivität und ohne Kammerherrnknöpfe, aber mit guten Manieren und steifem Nacken, mit lebendigem Geiste und sicherer Seele, mit gepflegten Kleidern und gepflegten Körpern, den wir als Weltvolk durchaus haben müssen, wenn wir überhaupt „mit den Engländern und Amerikanern den hohen Wettkampf kämpfen wollen, welche von unseren Nationen die größten Kulturwerte in die Zukunftsgeschichte der Menschheit hineinwerfen kann". Die Hansestädte

mit ihren vielleicht zu kleinen binnenländischen Beziehungen und ihrem allzu ausgeprägten Kaufmannssinn haben uns den Typus bisher nicht vermitteln können, obschon er in ihnen wohl zu finden ist.

Denn der ist König über alle Dinge
und den berührt der Engel goldene Schwinge,
der seine Blicke so aussenden kann,
daß sie wie Adler Beute heimwärts tragen,
und dem die Morgenstunden leuchtend sagen:
Du Mensch mit hellen Augen, nimm uns an.
— — — — Otto Julius Bierbaum

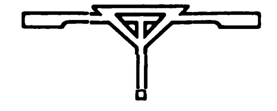
Ich habe in diesen Zeilen zuerst zu Dir gesprochen, der Du aus hartem, zähem und deshalb wertvollem Stoffe gemacht, Dich schwer tust in einer neuen Welt. Ich glaube, Dein Erleben mit heißer Mühe, solange Du denn erleben und nicht vor dem Erleben meistern willst, und solange Dein Stolz in seinen Grenzen bleibt, wird von der Afrikafahrt unserem engeren und weiteren Vaterlande den stärksten Nutzen heimbringen.

Ich möchte nun ein paar Worte zu Dir reden, der Du wie jener, aber nicht mit seinen zusammengekniffenen Lippen und seinem ernsten Gesichte, sondern leichten Herzens in die Ferne ziehst. In der Kolonie wirst Du auf einmal mittun an den Angelegenheiten des Neulandes, jedenfalls sie, vielleicht zu Deinem Erstaunen, unendlich lebendiger mitfühlen als einst die Angelegenheiten der alten Heimat. Dem Schutzgebiete sind die rasch Gewonnenen gewiß eine Hilfe. Rasch gewonnen ist ja nicht rasch verloren. Aber, wenn Du hinüber in die südafrikanische Union gehst, laß Dir zwei Aussprüche mit auf den Weg geben. Von Bismarck ist der eine: „Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn sie nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt." Von Jakob Grimm der andere: „Es ist ein alter Zug der Deutschen, ihr Eigentum immer am letzten anzuerkennen und am ersten preiszugeben; so sehr schärft ihre Kritik den Blick auf ausländische Gegenstände, daß sie ihn für vaterländische abstumpft." Gerade bei denen, die zu Hause Leichtherzige waren und drüben Ernsthafte werden, ist die Gefahr groß. Besonders wenn sie bei dem plötzlich erwachten Geschmack an den Angelegenheiten der Völker zum ersten Male über die vaterländischen Angelegenheiten sich durch die geistreiche Zukunft oder den Schalk Simplicissimus aufklären lassen, oder gar durch englische Zeitungen.

Es gibt dann noch zwei Arten von Philistertum: „Das eine sitzt immer in Schlafrock und Pantoffeln, sieht in den Himmel, und immer erscheint ihm der Himmel blau, auch wenn er grau wie ein Sack ist; allem, was geschieht, klatscht es Beifall. Das ist das blöde, dumme Philistertum. Daneben gibt es ein anderes, das sitzt auch in Schlafrock und Pantoffeln, ihm gefällt nichts, was da ist, nichts, was da geschieht; für dessen verdorbenen Magen gibt es nur eine Freude, wenn es hört und sieht, wie die Taten, die da getan werden, heruntergemacht, verhöhnt und zunichte gemacht werden." (Wildenbruch.)

Zu den beiden ist keine Brücke zu finden und es ist auch nichts von ihnen zu holen.

Wir andern wollen an den hübschen Satz denken, daß ein Mensch politisch gesprochen nicht von Brot allein lebt, sondern von den großen Gedanken und Hoffnungen, die er für sein Volk haben darf. Etwas von den großen Gedanken und Hoffnungen seines Volkes ist ohnehin in jedem Afrikafahrer und hat ihn auf die Fahrt getrieben.



II.

> Es ist ein Wunder, wie groß die Welt ist. Wie leicht und rasch gleitet auf der Landkarte die Hand von Hamburg nach Swakopmund; aber wie arbeitet die Maschine hastig, eintönig, dumpf, fleißig, unermüdet, durch Tag und Nacht, über drei Wochen lang. Was haben die Menschen doch für Kraft in sich und harten Willen, daß sie so in die Ferne fahren und dort leben, handeln, forschen und herrschen wollen.
>
> Frenssen.

Die Reise.

„Im Namen der heiligen unteilbaren Dreifaltigkeit ... will ich Balthasar Springer aus Vils, die wunderbarlichen neuerfundenen Lande, Königreiche, Inseln und Gegenden, samt ihren inwohnenden Menschen, Tieren und wachsenden Früchten, wie ich sie zu Wasser und auf dem Lande mit andern Geschickten des großmächtigen Königs zu Portugal und der fürtrefflichen Kaufherren, der Fugger, Welser, Hochstetter, Hirschvogel, derer im Hofe und anderer ihrer Gesellschaften erstritten und mit Macht bezwungen helfen, erfahren und gesehen habe, beschreiben. Es war Mittwoch, 15. Januar 1505 als wir zu Autorf (Antwerpen) uns einschifften nach Lissabon, um nach Kalikut (Kalkutta) zu segeln mit Gottes Hilfe." —

So beginnt die Aufzeichnung des ersten Deutschen, der uns einen Bericht hinterlassen hat von seiner Seefahrt, vorbei an den Kanarischen Inseln, an der deutschen Küste von Südwestafrika und um das Kap der Guten Hoffnung.

Madeira und die Kanarien, die heute von ihren Besitzern gar nicht mehr als Kolonien, sondern als europäischer Heimatboden angesehen werden, und so gut wie die anderen Provinzen ihre Abgeordneten in die Parlamente von Lissabon und Madrid entsenden, waren damals erst vor kurzem entdeckt und lagen jenseits der bekannten Welt im Dunkel des Westens. (Rohrbach.)

Springer fuhr aus von Antwerpen. **Hamburg** hatte noch keine überseeischen Beziehungen. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann Hamburg seine Handelsverbindungen mit fremden Weltteilen anzuknüpfen. Es war, als protestantische geflüchtete Niederländer und die weggehetzten portugiesischen Juden dort sich niedergelassen hatten, und die englischen „merchant adventurers" zuzuwandern anfingen.

1589 wird am frühesten von Brasilienfahrten des Hamburger Reeders Heinrich Kamel berichtet.

Die gewaltige moderne Entwicklung des Hamburger Hafens mit seinen rund 35 km langen Kai- und Uferstrecken und seinen 19 km langen Liegeplätzen an Dückdalben setzte ein, als die Hafenstadt im Jahre 1888 in das deutsche Zollvereinsgebiet eintrat. Hier sprechen Zahlen am deutlichsten.

Jahr	Angekommene Seeschiffe	Register-Tonnen
1885 . . .	6 800	3 775 000
1890 . . .	8 200	5 250 000
1900 . . .	13 100	8 000 000
1910 . . .	17 358	12 656 000
1911 . . .	17 965	13 176 000
1912 . . .	17 999	13 797 000

Gewiß ist der Mensch immer gewaltiger geworden in der ganzen weiten Welt. Aber es gibt kein anderes Land, keinen anderen Staat, keine andere Stadt, in deren nüchterner moderner Arbeitsgeschichte fast jeder Eintrag für den, der überhaupt Augen hat, von so heißer Mühe und so glänzendem Siege erzählte.

Die Mühe ist so sehr deutsch als hanseatisch. Vieles hat zu dem Siege zusammengewirkt: das von allen Plagen der Welt heimgesuchte deutsche Volk mußte die gröbsten äußeren und inneren Widerstände überwinden, der tüchtige, doch zuweilen krämerhafte niedersächsische Schlag an der Elbe seine Engherzigkeit. Die Freiheit der Hansastadt, ihre eigentümliche Überlieferung, ihre alten und ganz neuen arbeitenden Herrengeschlechter haben von Sprung zu Sprung das Übrige getan. Nirgends steht der steinerne Bismarck, auch ein Niedersachse, der groß wurde und groß machte, als er aus engherziger Interessenwirtschaft heraus in die deutsche Weite wuchs, mehr zu Recht als über dem Hamburger Hafen. Der lebendige Hafen selbst mit seiner wundersamen Ordentlichkeit, seinen großen Gedanken und seiner tönenden Emsigkeit ist ein Wahrzeichen der endlich frei gewordenen bürgerlichen Kraft ganz Neudeutschlands.

..... Wenn der Dampfer mit dem „blauen Peter" im Vormast die schweren Trossen von den Pollern am Petersenkai loswirft, wenn die Dampfpfeife schütternd Hals gibt, wenn die Vertäuleinen in das Wasser klatschen, wenn sich die Kabel zwischen Schlepper und Schiff spannen und der Abstand zwischen Kai und Bordwand sich vergrößert, wenn launige oder gedrückte Grüße zwischen Freunden an Land und an Bord noch einmal getauscht werden und die Kapelle spielt, da gelten freilich dem Reisenden wenig

die großen Zusammenhänge alles dessen, das sich nun rechts und links an ihm vorüberzuschieben beginnt. Wer auf See ein gewohnter Gast ist, macht sich's bald bequem. Wer nicht froh bei der Ausfahrt ist, steht wohl mit offenen Augen, aber der Blick geht nach innen. Den Neulingen mit der gesunden Portion Abenteuerlust stieben die Gedanken weit voraus. Die alte Elbe kommt bei den Reisenden auf großer Fahrt, ob sie nun gehen, ob sie kehren, nie völlig zu ihrem Rechte. Und ist doch so schön. Schön um ihrer eigenen Majestät, schön um ihrer reizvollen Ufer und schön — wer will, mag das belächeln — um all der mensch-



Dampfer der Deutsch Ostafrika Linie am Kai in Hamburg vor der Abfahrt.
Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

lichen Hoffnungen und Wünsche und Pläne und Liebe willen, die von den Schiffen hinausgetragen werden und ihnen folgen, die mit ihnen heimwärts ziehen und ihnen entgegenstreben. Um alle die Landmarken vom Bismarckbild bis zur Alten Liebe blieb ein Abglanz des verborgenen Besten von manch guter Mutter tüchtigem Sohne hängen.

Da rechts ist nun St. Pauli, wo die Matrosen aus aller Welt nach langer Reise nicht selten die hartverdiente Heuer leichtherzig vertun, und weiter Altona. Da links die Insel Kuhwärder. Der

Hammerschlag von den mächtigen Werften von Blohm & Voss und vom Vulkan klingt mit Dir. Die größten deutschen Schiffe zu Handel und Wehr wurden und werden dort gebaut. In den Schwimmdocks liegen Dampfer aus aller Welt zur Instandsetzung. Rechts wird es stiller und feiertäglicher. Neumühlen mit dem Donnerschen Schloß ist schon vor der Weltstadt. In Oevelgönne wohnen die Elblotsen. Aus den Gärten und Wäldchen auf der Höhe von Flottbek bis zum Süllberg und über Blankenese hinaus sehen die Landhäuser herunter. Viele von ihnen sind Zeugnis dafür, daß ihre Eigentümer, die auch einmal Pläne trugen über See, sie tatkräftig auszuführen verstanden. Jenseits Nienstedten, dem Ort mit der hochgelegenen Kirche, das burgähnliche Haus hatten sich die Godeffroys gebaut. Das ist jenes Kaufherrengeschlecht, das vor 50 Jahren 45 Niederlassungen besaß auf den Inseln der Südsee. Die Godeffroy-Schiffe liefen viele Jahre elbaus und elbein. Johann Cesar Godeffroy der Ältere, der königliche Kaufmann, sandte Forscher und Gelehrte aus eignen Mitteln nach Polynesien, um der Wissenschaft zu dienen. Unter dem Berge in Blankenese wohnt Gustav Frenssen. Von seinem durch und durch deutschen Buche „Peter Moors Fahrt nach Südwest" sagen viele Südwester, es sei das beste Südwestbuch.

Inzwischen hat sich links Insel an Insel geschoben. Nienstedten gegenüber das war Finkenwärder, die Fischerinsel. Rechts hört bei Schulau das hohe Elbufer auf. Ein wenig landein in Stomarn liegt das Dorf Hetlingen. Der Sage nach hielt König Hettel hier Hof. Als die Normannenschiffe in des Königs Abwesenheit Gudrun raubten, segelten ihnen die Hegelingen alsbald nach, und es kam zu jener Schlacht auf dem Wülpensande an der Scheldemündung, von der das Meerwasser gerötet wurde.

An der „Drommel" wird die Elbe breiter und nun geht der Blick links und rechts in die Marschen bis zur Mündung. Hohe Deiche schützen das Land vor Überflutungen. In der Elbe hindern die durch Leuchtturm und Feuerschiff angezeigten Sandinseln, der Pagensand und Krautsand, die freie Fahrt. Meerwärts des Krautsandes liegen die großen Seedampfer vor Anker, die wegen ihres Tiefganges befrachtet den Hafen nicht erreichen können. Die Stadt an der Mündung des Rhyns in die Elbe ist Glückstadt. Glückstadt bleibt eisfrei im Winter. Wenn die Elbe weiter oberhalb mit Eis bedeckt ist, dient es Hamburg als Vorhafen.

Schwarze Tonnen künden jetzt der Schiffahrt den Weg zwischen den Untiefen des drei, vier, bei Brunsbüttel schon sechs, bald

über zehn Kilometer breiten Stromes. Von den Marschdörfern sind nur die Kirchtürme sichtbar. Brunsbüttel zeigt die Mündung des Kaiser Wilhelm Kanals durch zwei Leuchtfeuer auf den Spitzen der Leitdämme an.

Nun wendet sich der Dampfer völlig von der Diethmarschen Küste ab. Er läßt das Feuerschiff auf dem Osteriff zurück, dann taucht bald der Wasserturm von Cuxhaven, das Ritzebütteler Schloß und der in der Dunkelheit mit seinem Blinkfeuer zwölf Seemeilen weit sichtbare Leuchtturm an der Elbmündung auf. 25 m hoch wächst er über den Meeresspiegel empor.

Wie schon an den Ufern der Elbe ist die große Weltverkehrsstraße entlang der deutschen, holländischen, belgischen, französischen und englischen Küste bis zu den „Needles" überall je nach den Umständen durch Feuerschiffe und zahlreiche Leuchttürme gesichert. 150 Stationen hat der deutsche Leuchtfeuerdienst. Mit 1—4 Mann sind die Türme, mit 6—16 Mann die Schiffe besetzt. Der Dienst ist einsam und nicht leicht. Manche Besatzungen werden monatelang nicht abgelöst.

Die Feuerschiffe, fest verankerte Fahrzeuge, sind kenntlich durch den roten Anstrich, die Bälle an den Masten und durch den in Riesenbuchstaben dem Rumpfe aufgemalten Namen. Bei trübem Wetter geben sie durch regelmäßige Signale mit Glocke und Nebelhorn oder durch Unterseesignale ihre Lage an. An den Feuerschiffen „Elbe IV", „Elbe III", „Elbe II", „Elbe I" geht die Fahrt nach dem Verlassen von Cuxhaven vorüber. Die Feuerschiffe führen Rettungsboote, um in der Nähe strandenden Schiffen Hilfe leisten zu können. Elbe I und andere haben drahtlose Verbindung mit der Küste.

Um eine genaue Unterscheidung der Leuchtfeuer möglich zu machen, deren an vielen Stellen mehrere zugleich sichtbar sind, wurden außer den Türmen mit Festfeuer die Türme mit Blink- und Mischfeuer eingerichtet. Sie strahlen ihr Licht nicht gleichmäßig über die See, sondern lassen es in auf die Sekunde genauen Zwischenräumen bald stärker, bald schwächer werden, bald ganz verschwinden, bald bilden verschiedene Farben die Kennungen. Drehende Linsen und Spiegelvorrichtungen leisten die mechanische Arbeit. Ähnliche Feuer kommen in Folge internationaler Vereinbarung nahe beieinander nicht vor, damit die Schiffsführer nicht in Zweifel geraten können.

Um zu verhindern, daß die Leuchttürme, die als Tagesmarken dienen müssen, gelegentlich allzusehr im Nebel verschwinden, sind sie zuweilen in schwarzweißen („Der preußische Grenadier" auf Ushant) oder rotweißen Streifen gestrichen.

Cuxhaven und Ritzebüttel liegen an der 22 km breiten Elbemündung. Dies Tor nach Deutschland hinein wird von den Forts Kugelbake, Grimmerhörn und Thomsen bewacht mit ihren weittragenden schweren Geschützen und ihren Stacheldrahtgehegen. Cuxhaven ist Seebad. In dem alten, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Schlosse wohnt der Verwalter des



Cuxhaven, Leuchtturm. *A. Hoffmann, Cuxhaven phot.*

Hamburgischen Amts Ritzebüttel, zu dem auch die Insel Neuwerk gehört. Neuwerk kann bei Ebbe durch die Watten zu Wagen erreicht werden. Der 35 m hohe Leuchtturm wurde schon im 13. Jahrhundert gebaut. So fest wurde damals das zyklopische Gemäuer gefügt, daß die Sprengungsversuche der Franzosen zur Zeit der Kontinentalsperre an ihm zu schanden wurden. —

Die Nordseeküste.



Wer zur Seekrankheit neigt, sollte sich, wenn der Dampfer Cuxhaven erreicht hat, in seine Koje zurückziehen und sich bei offenem Bullauge ruhig hinlegen. Ist es noch nicht Abend, mag er mitschiffs mit geschlossenen Augen in seinem Deckstuhl ruhen, den leisesten Küchen- und Maschinengeruch meidend. Dem einen bekommt tüchtiges Essen gut und hindert das Eintreten der Seekrankheit, der andere meint nichts vertragen zu können als Orangen. Wen Baldrian nicht anwidert, bei dem wirkt das einfache Beruhigungsmittel häufig vorbeugend. Mit den Anfällen und ihrer wechselnden Stärke hat die Einbildungskraft unendlich viel zu tun. Auf den großen Überseedampfern und bei einigermaßen ruhigem Wetter wird heutzutage nur ein ganz kleiner Bruchteil der Reisenden seekrank. Der Neuling glaube mit Zuversicht, daß er seefest sei; bis der Dampfer die Biskaja verlassen hat, rauche er wenig und ruhe er häufig zurückgelehnt. Er wird dann auch einen kurzen Anfall des katzenjämmerlichen Zustandes leicht überwinden. Wirklich bedauernswert sind die seltenen chronischen Opfer des Übels, und sie verdienen jede Rücksicht. —

Die Fahrt von Hamburg bis Cuxhaven, eine Strecke von 56 Seemeilen, nimmt vier Stunden in Anspruch. Die Fahrt von Cuxhaven bis Bremerhaven, 69 Seemeilen, dauert sechs Stunden.

Es geht an dem häufig genannten Bollwerk der „Alten Liebe" vorbei, an der Kugelbake, dem Seezeichen unterhalb des gleichnamigen Forts, vorüber. Dunen wird sichtbar und Neuwerk und bald die Insel Scharhörn. Überall lauern Untiefen. Zahllose Segler und Fischerboote sind hier zu Schaden gekommen bei schlechtem und unsichtigem Wetter im Laufe der Jahrhunderte. Die gefährlichsten Stellen sind der große Vogelsand gegenüber Scharhörn und das Scharhörn Riff. In der hohen Bake auf Scharhörn ist ein mit Betten und Proviant ausgestattetes Zimmer eingebaut, in dem Schiffbrüchige Unterkunft finden können. Bei ruhigem Wetter sind die Untiefen durch die andere Färbung des Wassers mit dem Glase leicht kenntlich. Wenn das Feuerschiff Elbe II erreicht ist, geht der Elblotse, falls ihm das nicht schon in Cuxhaven vom Kapitän gestattet worden ist, von Bord. Der Bremer Lotse, der auch von Hamburg mitfährt, übernimmt das Kommando erst bei der Einfahrt in die Weser. Zwischen dem Feuerschiff Elbe II und Elbe I begegnet der Dampfer der Lotsengaljot. Von ihr aus werden die Lotsen an die außerhalb der Feuerschiffe kreuzenden Lotsenkutter abgegeben, die die einlaufenden Schiffe erwarten, auch mögen von ihr selbst die Schiffe

Lotsen erhalten, wenn wegen hohen Seegangs die Schoner draußen keinen Lotsen abgeben konnten.

Das letzte Elbwasser bezeichnet eine Spierentonne. Nach etwa halbstündiger Seefahrt wird bei klarem Wetter am Horizonte Helgoland als dunkler Punkt sichtbar. Dann nimmt der Bremerhaven anlaufende Dampfer Kurs auf die Wesermündung. Ähnlich der Elbeinfahrt ist sie mit Untiefen verwahrt, zwischen denen zahlreiche Tonnen, zwei Feuerschiffe und acht Leuchttürme den Weg weisen. Beim Ansteuern ist zuerst der Rote Sand Leuchtturm zu erkennen. Die Erbauung des Turmes im Jahre 1885 bereitete große Schwierigkeiten. Beim Näherkommen in der Dunkelheit blinken steuerbord die vielen Feuer der Außenjade auf. Die Einfahrt nach Bremerhaven verteidigen vier Forts mit Drehtürmen, schweren Geschützen und Torpedo- und Minenvorrichtungen. Es sind links Brinkamerhof II und I, rechts Langlütjen II und I. Bremerhaven, Stadt im Freistaat Bremen, liegt am Ausfluß der Geeste in die Wesermündung, gegenüber dem preußischen Geestemünde. Deiche schützen Bremerhaven gegen die Nordsee. Die Hafenbecken sind den größten Seedampfern immer zugänglich. Sie dienen vor allem dem Norddeutschen Lloyd. Der Aufenthalt der Afrikadampfer in Bremerhaven ist kurz. Gelegenheit an Land zu gehen bietet sich den Reisenden kaum und wird nach so kurzer Fahrt nicht gesucht.

Bald arbeiten die Maschinen wieder und der Dampfer strebt Vlissingen zu, das durch das Ostgatt (282 Sm.) in 22 Stunden, durch das Westgatt (310 Sm.) in 24 Stunden erreicht wird. Durch das Ostgatt kann der Dampfer nur bei sichtigem Wetter gehen. Das Fahrwasser ist sehr eng. Passiert werden die Feuerschiffe Borkum Riff, Terschelling vor der Zuider See, Haaks Feuerschiff, Schouwen Feuerschiff. Von Schouwen Feuerschiff kann man bei ganz klarer Luft den Badeort Scheveningen wohl erkennen.

Nach der Elbemündung ist die Scheldemündung die wichtigste Ausfallpforte für den deutschen Handel geworden. Rein äußerlich wird das kenntlich durch die zwei- bis dreitägige Liegezeit der Antwerpen anlaufenden deutschen Afrikadampfer, die auch hier ihre Kohlen übernehmen. Die deutsche Kohle ist in Antwerpen billiger als in Hamburg.

Die Mündung der Westerschelde, über die abgedämmte Osterschelde ist keine direkte Schiffsverbindung mit Antwerpen möglich, wird beherrscht von der holländischen Stadt

Vlissingen an der Südküste der Insel Walcheren, wie denn überhaupt die Westerschelde zwischen dem seeländischen Flandern und den Inseln Walcheren und Südbeveland rein niederländisches Gebiet durchströmt. In den Jahren 1648—1792 hielten die Holländer die Scheldemündung gesperrt. Vlissingen war damals eine wichtige Festung. Seine Werke wurden 1809 nach der Beschießung und Einnahme durch die Engländer zum Teil geschleift, von Napoleon I. aber bald wieder verstärkt. Die holländischen Pläne der letzten Jahre, Vlissingen von neuem stark zu befestigen, und der Widerstand, den das Vorhaben nicht nur in Belgien, sondern besonders in England und Frankreich fanden, sind bedeutsam für unsere Zeitgeschichte. Ein Blick in das politische Kartenspiel war möglich und zeigte, von welcher Seite am Tage der Not unseren niederdeutschen Stammesverwandten und den Wallonen die Gefahr drohe. In Vlissingen wurde der Admiral de Ruyter geboren, der holländische Seeheld. Die über Las Palmas und über die Ostküste heimkehrenden DOAL-Dampfer laufen Vlissingen an und gehen nicht bis Antwerpen.

Die Fahrt Schelde aufwärts, 45 Seemeilen, nimmt bei günstigen Wasserverhältnissen drei Stunden in Anspruch. Man sieht in die Marschen hinein, die durch die Anlage von Polders, viereckigen eingedeichten Flächen, für den Ackerbau gewonnen sind. Überall heben Windmühlen (Poldermühlen) das Wasser aus den tiefer liegenden Entwässerungsgräben in die höheren Kanäle und sorgen so für seinen Abfluß.

Bei dem belgischen Fort Lillo wird das belgische Scheldewasser erreicht. Immer noch ist der Fluß 1000 m breit und zur Flutzeit über 15 m tief. Dieses Fort Lillo in Brabant und gegenüber das Fort Liefkenshoek in Flandern haben unter den Spaniern manche Salve abgeben müssen auf die einfallenden Fahrzeuge der Wassergeusen. Auf wenig Strömen ist so heiß, so wild und so lange gestritten worden als auf der Schelde. Zwischen Callo in Flandern und Ordam in Brabant 5 km weiter aufwärts, wo der Fluß den Haken schlägt und schon der unharmonische Turm von „Onze Lieve Vrouw" die alte Stadt ankündigt, ließ der Prinz von Parma von seinen Ingenieuren Barocci und Plato jene Estakade in die Schelde bauen im Herbst und Winter 1584, deren Holzverhaue und Schiffbrücken die Schiffe der belagerten Antwerpener einsperren und den Niederländern die Hilfsunternehmungen unmöglich machen sollten. Die in der damaligen Zeit unglaubliche Unternehmung gelang, aber ebenso gelang es dem in Antwerpener

Diensten stehenden Italiener Friedrich Gianibelli durch gewaltige und unerhörte in treibende Schiffe eingebaute Höllenmaschinen die Estakaden verschiedentlich zu sprengen. Wie mit neuen tech-



Vlissingen an der Scheldemündung. ◻ P. Brandt phot.

nischen Hilfsmitteln und Listen wurde von beiden Seiten der Belagerungskrieg durch Überflutungen und Abdämmungen rundum geführt. „Welches Genie leuchtete hier, welches Blut floß hier!"

Nach einer mehr als vierzehnmonatigen Belagerung, in der das Glück häufig auf der Antwerpener Seite war, übergab sich die Stadt unter ihrem Bürgermeister Marnix von Sainte Aldegonde dennoch. Schiller, der als Anhang zu dem Abfall der Niederlande von der Belagerung einen unendlich packenden Bericht gibt, nennt als letzten Grund der Übergabe den „Mangel an Folge, welchen man den Antwerpenern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß." — — —

Antwerpen dankte seine erste Blüte als Seehafen der Hansa. Der Rat von Brügge beleidigte den Bund, da wanderten die Kaufleute im Anfang des 16. Jahrhunderts hinüber nach Antwerpen und errichteten hier ihre Lagerhäuser. Die größte Börse jener Zeit entstand. Massys, Rubens und van Dyk schufen ihre großen Werke. Damals saßen die Künstler, wo die lebendigsten Kräfte der Mitwelt zu spüren waren. Von Florenz, Pisa und Genua kamen die Söhne der alten Kaufmannsgeschlechter und eröffneten neben den Beauftragten der Augsburger Welser und Fugger Zweiggeschäfte. Kaum zehn Jahre waren verflossen seit dem Einzug der Hanseaten und schon galt der Spruch: Die Welt ist ein Ring und Antwerpen ist der Diamant darin. 4500 Fahrzeuge nannten in der ersten Blüteperiode Antwerpen ihren Heimatshafen. 500 Schiffe sollen täglich scheldeaus, scheldeein gelaufen, 2000 Frachtwagen wöchentlich aus den deutschen Landen und Frankreich angekommen sein.

Aber die erste Blüteperiode war kurz. „Auf Tholen, auf Schouwen, auf Nord- und Südbeveland, auf Walcheren wohnte das wilde, eiserne Geschlecht, das zuerst geschworen hatte, lieber türkisch als papistisch zu werden, welches den silbernen Halbmond am Hute und den unaussprechlichen Todeshaß gegen die Spanier im Herzen trug." (Raabe.) Ihm gelang es, sich frei zu machen und frei zu halten von der spanischen Herrschaft. Antwerpen ging verloren. Am 20. August 1585 hielten die Reformierten ihren letzten Gottesdienst in der Kathedrale. Der Sieg des Katholizismus war in Antwerpen entschieden. Die tüchtigsten Elemente, die die spanische Gewalt nicht ertragen mochten, wandten sich nach Amsterdam. Die portugiesischen Juden, jene begabten Förderer des Welthandels, wanderten, teils vertrieben, eben dahin. Die Stadt verlor von ihren 120—180 000 Einwohnern die Hälfte. Durch die Abtretung der Scheldemündung an die Holländer wurde die Stadt schließlich von der See abgeschnitten und ihre Geschäfte wurden vollends vernichtet.

Erst 1792, als die Truppen der französischen Republik den Österreichern Belgien abgenommen hatten und Frankreich die

Schelde öffnete, leuchtete **Antwerpen** wieder der Stern und wurde heller, als Belgien 1815 zu dem neugeschaffenen Königreiche der Vereinigten Niederlande kam. Die Trennung Belgiens von



Antwerpen, Hafen. ▫ *P. Brandt phot.*

Holland 1830—32 ließ ihn noch einmal erbleichen, und wieder zog sich die Hälfte seines Handels nach Amsterdam und Rotterdam. Endlich gab die völlige Beseitigung der Scheldezölle die Gelegenheit zu

neuer Blüte. Die großartige Entwicklung der belgischen Industrie und vor allem des deutschen Hinterlandes entschieden, daß Antwerpen, seit 1874 eine der stärksten Festungen Europas, nach Hamburg der bedeutendste Hafen des europäischen Festlandes wurde.

Antwerpen führte 1911 ein:
einen Wert von 3 080 166 160 Frcs.
Antwerpen führte 1911 aus:
einen Wert von 2 731 516 736 Frcs.

Die deutschen Interessen an diesen Zahlen sind sehr groß und das Glück Antwerpens ist heute durchaus an das Glück Deutschlands geknüpft.

Für den Afrikafahrer hat Antwerpen den besonderen Reiz, daß ihm in der alten Stadt neben den Errungenschaften und Leistungen unserer Zeit noch einmal die ehrwürdigen gediegenen Werke der Vorväter entgegentreten. Viele stumme Zeugen erinnern an ihre Taten, durch die der Nachfahren lebendige und schnelle Arbeiten erst möglich wurden. Das junge Geschlecht in Südafrika, namentlich in der Südafrikanischen Union, wo sich schon ein neuer Volkscharakter durchaus gebildet hat, entbehrt zuweilen der Andacht und des Maßstabes, da es den Blick auf diese Zusammenhänge nicht hat. Es meint mit der kurzen Weisheit von ein oder zwei Generationen die neue Zeit gleichsam aus dem Ärmel geschüttelt zu haben. Den Ankömmling stört zuerst solche Prahligkeit, aber bei jahrelangem Aufenthalte verliert auch er nicht selten den Blick für das rechte Maß der Dinge und das breite Gefühl der unendlich vielen Beziehungen, das die Grundbedingung jedes wirklichen Kulturfortschritts ist. Wer gehen und kommen darf über See, soll wissen, daß in seine Hand etwas von der Würde der Menschheit gegeben ist, und daß seine Augen sich satt trinken müssen für viele.

Zur Fahrt nach Brüssel, nicht ganz eine Stunde mit dem Schnellzuge, läßt der Aufenthalt in Antwerpen gewöhnlich Zeit. Nötig ist sie gewiß nicht. In Antwerpen müssen mit Ruhe die Kathedrale besichtigt werden, die Kirche St. Jakob, das Hansahaus, das Museum Plantin und das öffentliche Museum, und schließlich die Kais und die Dockanlagen am Nordende der Stadt. Sehr zu empfehlen, auf dem Fährdampfer nach St. Anna hinüberzufahren und von dort das Bild des Hafenverkehrs zu genießen, das man nirgends so schön überschaut. Nicht als ob dann das Sehenswerte erschöpft wäre. Die gotische Kathedrale wurde 1352—1616 erbaut; sie birgt die drei berühmtesten Bilder Rubens: die Kreuzabnahme, die Kreuzeserhöhung und Mariä

Himmelfahrt. Aus diesen nationalen und kulturellen Schätzen wird in dem Gotteshause ein unwürdiges Geschäft gemacht. Vorhänge bedecken die Bilder außer an Feiertagen. Gegen ein rundes Entgelt zieht sie ein Meßner zurück. An der Kathedrale befindet sich der Brabobrunnen, fälschlich Massys zugeschrieben; das Motiv wiederholt sich vor dem Rathaus.

St. Jakob enthält Gemälde von Rubens und van Dyk und die Grabkapelle der Familie Rubens.

Das Hansahaus, das Haus der Oosterlinge, wurde 1564—84 erbaut. 1863 traten es die Hansastädte gegen die Ablösung des Scheldezolles an Belgien ab.

Die Bevölkerung Antwerpens ist in der Mehrzahl vlämisch und aus diesem Grunde und als eine Folge der täglich wachsenden Handelsbeziehungen wird Deutsch hier in den breiten Schichten besser verstanden als Französisch.

Wer am Abend am Scheldekai in seiner Koje liegt, während das Geräusch des Hafens leiser wird und das Flutwasser an die Schiffswand klatscht, wie es an den Genueser und Geusenschiffen unter diesen Mauern entlang plätscherte, der mag nach der kurzen und heißen Erzählung Raabes greifen: „Die schwarze Galeere." Da ist von den Kämpfen die Rede, Jahre nach der Übergabe Antwerpens zwischen des Genuesen Federigo Spinola in spanischen Diensten stehenden Piraten- und Kaperflotte und den Fahrzeugen der seeländischen Geusen auf der Schelde. Durch den Bericht singt und braust das alte Schlachten- und Trotzlied, das Philipp Marnix von St. Aldegonde im Jahre 1568 auf seinen Freund Wilhelm von Oranien in Antwerpen dichtete und das nach dem Schlachtruf: „Lieber Türk als Pfaff" auf diesem Strom so oft Sieg und Untergang begleitete:

Wilhelmus von Nassawe
Bin ich von Teutschem Blut,
Dem Vaterland getrewe
Bleib ich bis in den Tod,
Ein Printze von Vranien
Bin ich frey vnerfehrt,
Den König von Hispanien
Hab ich allzeit geehrt.

In Gottesfurcht zu leben
Hab ich allzeit betracht,
Darum bin ich vertrieben,
Vmb Land vnd Leut gebracht

Aber Gott sol mich regieren
Als ein gut Instrument,
Das ich mag wiederkehren,
Wol an mein Regiment.

Edel vnd Hochgeboren,
Von kaiserlichem Stamm,
Ein Fürst des Reichs erkoren,
Als ein from Christenmann,
Für Gottes Wort gepriesen
Hab ich frey vnverzagt,
Als ein Held sonder Forchten
Mein edel Blut gewagt.

Nichts thut mich mehr erbarmen,
In meinen Widersput,
Denn das man sieht verarmen
Des Königs Landen gut,
Das euch die Spanier krenken
O Niederlande gut,
Wenn ich daran thu denken,
Mein edel Herz das blut.

Vor Gott will ich bekennen
Vnd seiner großen Macht,
Das ich zu seinen Zeiten
Den König hab veracht,
Weil daß ich Gott dem Herrn,
Der höchsten Majestät,
Hab müssen obedieren
In der Gerechtigkeit.

— — — — — — — —

Für viele, die aus Mittel- und Süddeutschland ihre Afrikafahrt antreten, ist Antwerpen wegen des Zeitgewinnes von drei bis vier Tagen und der größeren Nähe der Einschiffungshafen. Mögen sie sich warnen lassen vor einer Ankunft im letzten Augenblick, die sie den ganz unerhörten Forderungen der biederen vlämischen Gepäckträger und Rosselenker für die Beförderung vom Bahnhof an den Kai, einer Strecke, die zu Fuß in 25 Minuten zurückgelegt werden kann, hilflos aussetzt. Dieser viel gerügte Zustand ist eine Schande für die Stadt. Unter allen Umständen sollte vor der

Fahrt oder der Übergabe des Gepäcks der Preis vereinbart werden. Schließlich auch ein Wort der Warnung vor der Hafengegend bei Nacht und allem, was sich da anbietet, die internationalen Hafenwirtschaften eingeschlossen, die in der eigenen Heimat ein Unerfahrener ja auch meiden würde. — — — — —

Der Antwerpener Lotse bringt das Schiff bis Vlissingen. Der Vlissinger Lotse führt den Dampfer bis zu dem in der Scheldemündung kreuzenden Lotsenschoner, der sich gewöhnlich zwischen den Feuerschiffen Wielingen und Wandelaar aufhält. Die Fahrt nach Southampton ist angetreten, es sind 209 Seemeilen von Vlissingen, sie dauert 16 Stunden.



Die Kreidefelsen bei Dover. *Photoglob Co., Zürich.*

An Backbord erscheinen das Seebad Heyst, die Masten und Anlagen des jungen Kunsthafens Zeebrügge, die Badeorte Blankenberghe, Wenduyne, Ostende, Middelkerke, Westende und Nieuport. Auf der Höhe von Dünkirchen ändert der Dampfer Kurs, und die Einfahrt in den Kanal erfolgt unter der Steilwand des englischen Ufers. Bei Nacht künden die zwei mächtigen 26 Seemeilen weit sichtbaren Feuer auf South Foreland steuerbords und das 20 Seemeilen weit sichtbare Feuer von Calais und das 23 Seemeilen weit sichtbare Feuer vom

Vorgebirge Gris Nez, backbords, die Straße von Dover an, die engste Stelle des hier nur 33 km breiten Ärmel-Kanals, des English Channel, wie ihn die Engländer nennen. Der Kanal ist ein Teil des Atlantischen Ozeans, der jenen mit der Nordsee verbindet. Er hat eine Länge von 500 km, eine Breite am westlichen Ausgange zwischen Kap Lizard und Ouéssant von 156 km. Er wird begrenzt von Englands Südküste und Frankreichs Nordküste. An der Straße von Dover fallen auf beiden Seiten die Kreidefelsen ins Meer. Da hier hart aneinandergedrängt die Schiffahrtswege aus aller Welt nebeneinander laufen und sich kreuzen, und alles vorbei muß, was zur größten Stadt der Erde drängt an Menschen und Gut, und was nach Hamburg und Bremen und Rotterdam und Antwerpen zieht und von dort in die Welt strebt, von den Boulogner Fischern auf Makrelenfang nicht zu reden, ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Fahrzeugen jeder Art. Das wird vielleicht am deutlichsten in einer Nebelnacht, wenn das Schiff sich vorsichtig in die Finsternis schiebt und von ein bis zwei Minuten die Dampfpfeife heulen läßt, und wenn es dann plötzlich überall zugleich antwortet steuerbords, achtern, und backbords und vorn, Nebelhörner kleiner Segler blökend wie unruhige Kälber, Kriegsschiffe bellend wie große Hunde, schwere Frachtschiffe brüllend wie Stiere, und Pfiffe und Schiffsglockenläuten und gar irgend ein verlorener Anruf durch das Sprachrohr.

Es ist ein nicht geringer Eindruck, wenn einem, der Großbritannien nicht kennt, der Anblick der mächtig schroffen und abwehrenden, gleich Riesenbastionen aus der See aufsteigenden Küste Englands bei Tage gewährt wird. Als Frenssens Peter Moor auf der Ausreise nach Südwestafrika an dieser Stelle vorüberfährt, hört er, wie der Oberleutnant zur See, der die Ablösungsmannschaften für den Habicht hinausführt, hinüberdeutend zu dem an der Reeling stehenden Stabsarzt sagt: „Wir Seeleute denken anders über die Engländer als die Menschen drinnen im Lande. Wir treffen sie in allen Häfen der Erde und wissen, daß sie von allen die respektabelsten Leute sind. Da hinter den hohen Kreidefelsen wohnt doch das erste Volk der Erde, vornehm, weltklug, tapfer, einig und reich. Wir aber? Eine einzige ihrer Eigenschaften haben wir von altersher: die Tapferkeit. Eine andere gewinnen wir langsam: den Reichtum. Ob wir den Rest jemals bekommen, das ist unsere Lebensfrage."

Peter Moor wundert sich über das Wort, aber ein gedankenvolles Anschauen jener steilen Felsen, zwischen denen nun, am Ausgang des klippenumschlossenen Flüßchens Dour, Dover, die

Festung mit ihrem alten Schloß und ihrem tüchtigen Kunsthafen, sichtbar wird, mag es wohl auslösen.

Wer über See fährt, ist schon durch die Fahrt an sich viel mehr in die englische Einflußsphäre gerückt als das gemeinhin scheint. Er wird sich wohl oder übel mit dem englischen Wesen, und das bedeutet zugleich mit den Erfolgen und der Werbekraft des englischen Staatswesens, auseinandersetzen. Die einfache Ablehnung mag dem Dummkopf genügen. Mit einer kindlich unklaren Bewunderung, die die Mühe scheut, ist es ebenso wenig getan. Wir gewinnen unsere beste Waffe dem Engländertum gegenüber und bezeugen ihm die schönste Achtung, indem wir es gründlich zu verstehen trachten. Für den Afrikafahrer ist das nüchterne Studium der englischen Art und des englischen Staatsgedankens und beider Fortentwicklung in den Koloniestaaten Bedingung. Aus Büchern über England ist nicht viel zu gewinnen. Das rechte Buch fehlt durchaus. Auch Rauchzimmergespräche fördern selten. Über kaum eine der großen Fragen der Welt wird bereitwilliger Bescheid gegeben und weniger Bescheid gewußt, und das gilt von englischen Berichterstattern selbst, besonders wenn sie kolonialer Herkunft sind und koloniale und mutterländische Einrichtungen und den Schein mit dem Sein des vergötterten Mutterlandes verquicken. Schließlich haben sich alle Frondeurs der letzten hundert Jahre aus der kunstvollen Gliederung des britischen Verfassungslebens irgend etwas zusammengelesen, was ihnen in ihren Kram paßte. Du kannst mit fertigen Urteilen nichts anfangen. Du mußt hier durchaus selbst finden, Dich sehr erstaunen und tief enttäuschen lassen. Vorsichtig soll Dich nur die eine Weisheit machen: „Es ist ganz besonders schwer über die Sphäre des Gemütes bei andern Nationen zu richten. Es kann sehr entwickelt vorhanden sein, aber in so fremdartiger Weise, daß der von draußen Kommende es nicht erkennt, es kann sich auch vollkommen vor ihm verstecken."

Wenn Du aber fertige Urteile meiden sollst, so muß etwas in Deinem Besitze sein, das Material zu Urteilen, und so mag an die grundlegenden Ereignisse aus der englischen Verfassungsgeschichte und die bedeutsamsten Sätze aus der englischen Bürgerkunde erinnert werden.[1])

Die Grundlage der britischen Staatsverfassung ist die angelsächsische Verfassung. Wesentlich war ihr die gesetzgebende Ge-

[1]) The institutions of the English Constitution are so vast, so apparently disconnected, illogical, confusing and contradictory, that the student stands before it much as a solitary woodman stands alone, axe in hand to clear a densly wooded continent; he does not know where to begin. (Louis Hamilton.)

walt der Nation in der Witenagemoten und die richterliche Gewalt des Volkes in den verschiedenen Versammlungen.

Im Laufe der Zeiten wurden gewisse Grundgesetze bestimmend:[1]

1215 ließ sich Johann ohne Land die Magna charta libertatum (Great Charter) abnötigen. Neben Anerkennung der Beschlußrechte des Adels, der unmittelbaren Vasallen und der Geistlichkeit über neue Steuern und Zölle in der Reichsversammlung wurde jedem Briten völlige Sicherheit des Eigentums und der Person verbürgt. Kein freier Mann soll gefangen gesetzt oder seiner Güter beraubt oder sonst beschädigt werden ohne Urteil von Richtern seinesgleichen und anders als nach den Landesgesetzen. Die Forsten und Wasser sollen freigegeben werden. Weder Grundbesitz noch Handelswaren noch Schiffe noch Feldgeräte sollen mit Beschlag belegt werden dürfen. Die Gerichte sollen jedem offen stehen. Die Gerechtigkeit soll nicht verzögert, verkauft oder verweigert werden. An die Stelle der Leibesstrafe soll Geld- oder Gefängnisstrafe treten. —

1297 wurde dem widerstrebenden Königtume im Londoner Statut die Bestätigung der Magna charta von neuem abgerungen, in die Reichsversammlung wurden Vertreter einer bestimmten Anzahl städtischer und ländlicher Kommunen berufen.

1628 sicherte die Petition of Rights gegenüber dem Stuartkönigtum mit seinen überspannten Ansichten von königlicher Macht und Würde die alten Rechte: „Ohne Parlamentsbewilligung dürfen keine Steuern, Anleihen, freiwillige Abgaben erhoben werden; niemand darf ohne Angabe einer Ursache, wogegen er sich dem Gesetz gemäß verteidigen kann, verhaftet oder gefangen gehalten werden; kein Heer darf im Frieden ausgehoben werden."

1641 veranlaßte die Neigung der Stuarts, die kirchliche Gewalt zu politischen Zwecken zu mißbrauchen, den Clerical Disabilitics Act, zu dem der König notgedrungen seine Zustimmung gab. Den Geistlichen wurde die Ausübung jeder Art weltlicher Befugnisse unmöglich gemacht und ihnen untersagt, einen Sitz im Parlament einzunehmen.

1673 zwangen die Testakte alle Personen, die ein öffentliches Amt bekleiden wollten, die Kommunion nach dem Ritus der anglikanischen Hochkirche zu empfangen und die drei Eide der Huldigung, des Supremats und der Abschwörung zu leisten,

[1]) Other constitutions have been built; that of England has been allowed to grow, and so the organism has gradually adapted itself to its environment. Its development has been biological rather than mechanical; and for this reason it is still instinct with vitality while some of its much later imitators show signs of stiffness and desiccation. (Sidney Low, *The Governance of England.* London 1906.)

wodurch der Krone Treue geschworen, gewisse Lehren des katholischen Dogmas, jede kirchliche Gerichtsbarkeit des Papstes oder einer auswärtigen Macht als falsch und unrechtmäßig abgelehnt und dem Prätendenten abgeschworen wurde.

1679 versicherten die vorbildlichen Habeaskorpusakte, weil die königliche Willkür immer noch Mittel fand die Gesetze zu umgehen, die bürgerliche Freiheit. Es soll kein Brite ohne schriftlichen Befehl verhaftet werden, den Grund seiner Verhaftung muß er erfahren, binnen 24 Stunden muß er verhört und freigelassen werden gegen die Bürgschaft, daß er sich zur Gerichtsverhandlung stellen werde. Die Akte drohen zuwiderhandelnden Polizei-, Gefängnis- und richterlichen Beamten bei Ausscheidung eines königlichen Begnadigungsrechtes die schwersten Strafen an. Nur, wenn der Staat in Gefahr ist, und dann nur mittels eines Parlamentsbeschlusses, können die Habeaskorpusakte vorübergehend außer Geltung gesetzt werden.

1688 wurde mit Hilfe Wilhelms von Oranien Jakob II., der letzte Stuart, abgesetzt. Das Ausland suchte in ihm den Verbündeten Ludwigs XIV. zu beseitigen, das Inland haßte in Jakob II. den meineidigen, stets zu Verfassungsbrüchen geneigten König. Vordem Wilhelm von Oranien, sein Schwiegersohn, als Wilhelm III. den Thron besteigen durfte, mußte er

1689 die Bill and Declaration of Rights, die das Parlament gleichzeitig mit der Erklärung der Thronerledigung beschlossen hatte, annehmen. Durch diese Bill wurden alle Parlamentsrechte und Volksfreiheiten ein für allemal bestätigt. In Zukunft ist kein Gesetz mehr ohne Parlamentsbewilligung gültig. Der König darf nie von Gesetzbestimmungen entbinden oder Gesetze aufheben. Er darf kein außerordentliches Gericht einsetzen, kein Heer halten ohne Genehmigung des Parlaments. Die Wahlfreiheit und Redefreiheit des Parlaments wird verbürgt, die unparteiische Zusammensetzung der Geschworenengerichte gewährleistet.

Noch während Wilhelms Regierungszeit trug die Declaration of Rights weitere Früchte: Dreijährige Parlamente wurden erzwungen; die Unabsetzbarkeit der Richter wurde eingeführt; die königliche Zivilliste wurde getrennt von den Staatsausgaben und Einnahmen; zum ersten Male gewannen die Gedanken von der Pressefreiheit und Ministerverantwortlichkeit Gestalt.

Wenn man staunend vor solch großartiger und scheinbar unbeirrter politischer Kulturarbeit steht, die, während sie die Engländer auf ihren Inseln und in der Welt zum Herrenvolk machte, allen Völkern zu gute kam, darf man nicht vergessen,

daß auch für sie die insulare Abgeschiedenheit Vorbedingung und eine immer neue Quelle der Kraft gewesen ist. Keineswegs hat man bei unseren germanischen Vettern ein großes klares Ziel durch die Jahrhunderte verfolgt. Es ist und war nie englische Art, nach klangvollen Theoremen angepaßten Plänen zu handeln. In England war man trotz Locke in der Philosophie immer schwach, im Handeln immer stark. Man sah eine Schädlichkeit nie schnell ein, sah man sie endlich, so schritt man unbekümmert zu jeder Operation. Die Engländer sind das Volk, dem selbst seine herzhaftesten Dummheiten, vielleicht um des frischen Anfassens willen, noch zum Segen gereichten. Ziel war immer das nüchterne Zunächstliegende, nie mehr. Wenn man deshalb ohne Phrase von politischer Reife der englischen Masse jetzt oder gar in früheren Jahrhunderten reden will, muß man es mit rechter Vorsicht tun.

So wurde die Befugnis, Abgeordnete an den königlichen Hof zu entsenden, ursprünglich nicht als ein Recht seitens der Gemeinen angesehen, sondern als eine unbequeme Pflicht, der man sich nach Möglichkeit entzog. So sahen die kleinen Ritter von Anfang an, daß für sie bei den großen Baronen nichts zu holen sei und machten im Parlament mit der Bürgerschaft gemeinsame Sache. Das verhinderte eine Gliederung des Parlaments in Stände. So suchte man die Freiheit nur für Briten anglikanischen Glaubens, erst 1829 gelangten die Katholiken zu ihrem Rechte, noch viel später die Juden. So kamen die politischen Bürgerrechte, die in den Jahrhunderten errungen wurden, so demokratisch sie scheinen, nur einem ganz kleinen Kreise zu gute. Noch 1793 zeigt die Petition der Volksfreunde, die Grey dem Unterhause vorlegte, daß in der Tat 84 Wähler 151 Abgeordnete ernannten, und daß 150 weitere Abgeordnete ihre Wahl dem Einfluß von 70 Personen verdankten. Es waren also 154 Personen imstande, die Wahl von 307 Mitgliedern durchzusetzen, d. h. damals der Majorität. So war die Aristokratie der allein maßgebende Faktor im Staatsleben. So war Bestechlichkeit im Parlament an der Tagesordnung. Aber es hat in England immer Lords gegeben, denen das allgemeine Wohl höher stand als ihre besonderen Standesinteressen. Durch sie kam die erste Reformbill 1830 im Parlament zustande, die den Mittelklassen einen gewissen Anteil am parlamentarischen Leben verschaffte, während der Einfluß der Aristokratie immer noch überwog und große Teile der Bevölkerung im Parlament unvertreten blieben. Erst durch die Reformakte von 1867 verlor die Aristokratie ihren maßgebenden Einfluß im Unterhause, erst durch sie war der entscheidende Schritt zur wirklichen Demokratisierung der englischen Staatseinrichtungen

getan. Erst seit jener Zeit wurden die vielgerühmten englischen politischen Freiheiten von einem Glaubensartikel der Massen zu einer Tatsache für die Massen.

Die Reformbill von 1885, The Redistribution of Seats Act, versuchte die Herstellung einheitlicher und gleichartiger Wahlkreise und eine Verteilung der Abgeordneten auf die Wahlbezirke nach Maßgabe der Bevölkerung. Die ihr knapp vorausgehende Reformbill von 1884, The Representation of the People Act, endlich führte die allgemeine Household und Lodger Franchise ein. Alle älteren Wahlbefugnisse der freeholders, leaseholders, copyholders, freemen, liverymen etc. etc. sollen bestehen bleiben, außerdem soll das Wahlrecht jetzt innerhalb des ganzen Königreichs zustehen: 1. allen Inhabern (occupiers) von Grundstücken, die einen jährlichen Ertrag von £ 10.— abwerfen, nach zwölfmonatiger Inhaberschaft; 2. allen Inhabern eines Wohnhauses oder einer besonderen Wohnung innerhalb eines Wohnhauses (householders, inhabitant occupiers), das zur Armensteuer eingeschätzt und dessen Steuerpflicht erfüllt ist, nach zwölfmonatiger Inhaberschaft vor dem 31. Januar des betreffenden Jahres; 3. allen Männern, die eine einen Teil eines Hauses bildende Wohnung im jährlichen Mietswerte von £ 10.— zwölf Monate bewohnen (lodgers). Jeder Wähler muß das 21. Jahr vollendet haben. „Mieter von Zimmern unter einem jährlichen Mietswerte von £ 10.—, Schlafburschen, Söhne, Angestellte, Diener, Arbeiter, die beim Vater oder Dienstherrn wohnen, ebenso Personen, die ohne festen Wohnsitz sind" (Georg Meyer), schließt das Gesetz aus. Auch die Peers, die wahlleitenden Beamten und Wahlagenten haben kein Wahlrecht. Ein neuer Gesetzentwurf von 1912/13 sucht eine noch deutlichere Demokratisierung durchzuführen durch Abschaffung der übriggebliebenen sogenannten Pluralstimmen, durch Beseitigung der besonderen Vertretungen der Universitäten, durch Aufhebung der Zehn-Pfund-Klausel für die wahlberechtigten Lodgers (s. oben). Wer eine Wohnung hat und eine bestimmte Zeit lang innegehabt hat, soll wählen dürfen. Wenn der neue Entwurf Gesetz wird, scheiden rund 571 000 Stimmen bei den Wahlen aus und 2½ Millionen werden gewonnen. Bisher hatte ein Drittel der männlichen Bevölkerung das Stimmrecht (= 0,33 gegen 0,43 im Deutschen Reich).

Durch die Demokratisierung von 1867 hat England seine politische Weltmachtstellung endgültig erlangt.

1860 wehte der Union Jack über 11 066 919 engl. Quadratmeilen
1910 „ „ „ „ „ 13 663 000 „ „
(mit 425 910 000 Menschen).

1860 bezifferte sich der gesamte Schiffsverkehr in allen britischen Häfen des Mutterlandes auf
24690000 Tonnen (angekommen und abgegangen)
1910 134030314 " " " "
1860 betrug der Ein- und Ausfuhrhandel des Mutterlandes von Waren £ 375052224
1910 £ 1212402841.

Durch seine Demokratisierung, den freiheitlichen Schein und vor allem seine begeisterte und begeisternde Verkündigung der Freiheiten hat sich das immerfort erobernde, immerfort drohende England mehr Freunde als Feinde geschaffen in der Welt. Daß es kein Zivilisationsland gibt, dessen Strafgesetze älter und grausamer, dessen Kriegsführung härter wären usw., vergessen die Freunde gerne.

Bei seiner Demokratisierung hat England schließlich Kräfteverbrauch und -Mißbrauch bisher am wenigsten erfahren. Die demokratischen Führer legten frühzeitig die extrem-sozialistischen Schrullen ab, oder nahmen sie garnicht an. Die Arbeiterschaft wandte sich den Gewerkvereinsorganisationen und den Konsumgenossenschaften zu. Wieder das nüchterne Zunächstliegende. Vielleicht darf man sagen, daß während bei anderen Völkern der rechte Gedanke nach vielem Systematisieren und Theoretisieren endlich die langsame Tat erzwingt und sich dann neuem zuwendet, in England die Tat erst den langsamen Gedanken auslöst: So ist dies nüchterne Herrenvolk der Welt mit seinem eigentümlichen Schwung der Seele zugleich so weit voraus und zurück. — —

Auf Dover folgt an der englischen Küste Folkestone. Jene Dampfer der Deutschen Ostafrikalinie, die, um die Fahrt nach Südwestafrika abzukürzen, seit Februar 1913 Bremerhaven, Antwerpen, Southampton und Las Palmas nicht anlaufen, nähern sich nun nach dreißigstündiger Fahrt von Hamburg ihrem ersten Hafen Boulogne sur Mer. In Boulogne nehmen sie die mittags eintreffende deutsche Post an Bord und warten die Ankunft des englischen Kanaldampfers ab. Sie setzen die Reise nachmittags fort. Von der Abfahrtszeit in Hamburg hängt es ab, ob die Reisenden an Land gehen können oder nicht.

Boulogne ist 410 Seemeilen von Hamburg entfernt. 1610 Seemeilen trennen den Dampfer von seinem nächsten Zwischenziele Teneriffa. Boulogne ist alt und reich an Erinnerungen. Wie es heute vornehmlich dem französischen Handel mit England dient, — die meisten der ein- und ausfahrenden Schiffe tragen die britische Flagge, ungefähr 14% der Bewohner sind Engländer — bildete es

früher die Basis fast jedes kriegerischen Planes gegen Britannien. Schon Caligula stellte einen großen Leuchtturm hier auf, der seinen



Boulogne, Hafeneinfahrt. □ *Postkartenverlag E. Stévenard, Boulogne.*

Kriegsfahrzeugen den Weg weisen sollte, und unfern der Stadt erinnert die 53 m hohe Napoleonssäule an das starke Lager von

Boulogne, das Napoleon I. zwischen 1803 und 1805 angelegt hatte, um England an den Leib zu kommen. Damals erzwang der Krieg mit Österreich, vielleicht zu Großbritanniens Glück, die Aufhebung des Lagers.

Napoleon III. brachte dann noch einmal den Namen des Hafens in aller Munde, weil er hier — ins Wasser fiel. Nachdem 1836 sein Versuch, sich in Straßburg zum Kaiser ausrufen zu lassen, mißglückt war und er mit einer Art Taschengeld von 15000 Franken nach Amerika geschickt worden war, machte er vom englischen Margate aus einen zweiten Aufwiegelungsversuch und landete am 5. August in Boulogne mit 50 Anhängern, aber er hatte nicht mehr Glück. Als die Herren an Bord zu entkommen trachteten, schlug das Boot um, und die Nationalgardisten von Boulogne zogen den Thronlustigen aus dem sommerwarmen Wasser. In der Zitadelle von Boulogne saß Napoleon dann zunächst gefangen.

Boulogne hat eine Ober- und Unterstadt und wird von starken Forts verteidigt. Sehenswert ist die Kirche Notre Dame, das alte Rathaus mit dem Turme. Die Aussicht über die See von der Altstadt ist berühmt. Der Fluß, an dem Boulogne liegt und der bei der Mündung in den Kanal den Hafen bildet, ist die Liane. Aus dem natürlichen Hafen ist mit viel Geschick und Kunst die gegenwärtige Anlage geschaffen worden, die durch einen Kanal zwischen starken Wellenbrechern mit der See in Verbindung steht. Beim Vorgebirge Dunge Ness, spätestens am Beachy Head, trifft der über Southampton fahrende Dampfer auf den englischen Lotsenkutter, der den Lotsen für Southampton abgibt. Zwischen Dunge Ness und Beachy Head liegen Hastings und Eastbourne. Bei Hastings fand am 14. Oktober 1066 jene Schlacht statt, in der Herzog Wilhelm von der Normandie über die Sachsen unter ihrem letzten König Harald siegte. Harald fiel in der Schlacht. Es ist eine schöne Sage, wie in der Nacht die Sachsenmönche aus dem nahen Kloster auf das Schlachtfeld kamen, um ihren toten König zu suchen. Die wunden und blutbedeckten und verstümmelten Leiber waren sich aber alle so ähnlich, daß selbst die Treusten ratlos standen und nicht wußten, welchem Leichnam sie die letzte Ehre erweisen sollten. Da erschien ein Mädchen, das den König liebgehabt hatte, sie nahm eine Fackel und zeigte den Mönchen unverweilt den Geliebten. Heine benutzte den Stoff zu seinem Bänkelsängerliede „Schlachtfeld bei Hastings."

Seit Wilhelms Zeiten bildete Hastings mit Romney, Hythe, Dover und Sandwich einen der Cinque Ports. Von den Cinque Ports gingen alle Unternehmungen gegen Frankreich aus, und sie

waren die besten Verteidigungspunkte bei französischen Einfall-
versuchen. Sie wurden deshalb stark befestigt, mit besonderen



Needles. ◻ *P. Brandt phot.*

Pflichten und Freiheiten begabt, und ein „Lord Warden of the
Cinque Ports" wurde ernannt. Das hohe Amt existiert heute

noch als eine wohlbezahlte Sinekure. Eastbourne ist wie das elegante Brighton westlich vom Beachy Head Seebad.

Selsey Bill umfahrend gelangt der Dampfer bald auf die Reede von Spithead. Das ist der Meeresarm zwischen der Insel Wight und dem starken Kriegshafen Portsmouth. Wohl alle Kriegsflotten der Welt könnten hier geschützt ankern. Mitten in der Reede fallen von weitem die auf Sandbänken erbauten drohenden Panzertürme auf. Sie sind ein Teil der vorgeschobenen Befestigungswerke des Kriegshafens. Von Portsmouth selbst mit seinem 6 km tiefen und bei schmaler Einfahrt bald 5 km breiten ausgezeichneten Naturhafen, von Portsea mit den königlichen Schiffswerften und Arsenalen, von den bedeutenden Verteidigungswerken der Stadt und der Einfahrt, den Forts Monckton, Southsea Castle und Cumberland ist wenig zu sehen. Dagegen gewähren auf der Reede von Spithead englische Kriegsschiffe stets ein interessantes Schauspiel. In Landport, dem Vororte Portmouths, wurde Dickens geboren.

Der dem Southampton Water zustrebende Dampfer hält sich näher der Insel Wight als dem Festlande. Die Insel ist durch die Meeresarme Spithead und den Solent von der englischen Südküste getrennt. Sie deckt die Southampton Water genannte tiefe Bucht vollständig. Die Insel durchziehen Kreidehügel von Ost nach West. Die östlichen Zacken, die Culver Cliffs, werden bei der Einfahrt in die Reede von Spithead bei sichtigem Wetter erkennbar. Die westlichen Zacken, die meerumtosten Needles, sind das alte Wahrzeichen der Solentausfahrt. Die vor Winden schützende Hügelkette hilft neben dem warmen Meeresstrome der Südküste der Insel zu ihrem milden Klima. Viele exotische Pflanzen gedeihen dort im Freien. Das regattenberühmte Cowes mit dem nahen Schlosse Osborne an der Nordküste liegt dem Southampton Water gegenüber.

Die Meeresbucht Southampton Water streckt sich 10 Seemeilen weit in das Festland hinein. Die Flüsse Test und Itchen fließen in die Bucht und bilden die Halbinsel, die die Hafenstadt Southampton trägt. An der Itchenmündung reihen sich die größten Docks und Werftanlagen. Im Verhältnis zu ihrer Weltbedeutung als Hafen — die P. & O. Company fährt von hier nach Indien, die Union Castle Co. nach Südafrika; die englischen Postlinien nach Südamerika und Westindien gehen von Southampton aus, die Hamburg-Amerika-Linie und die Deutsche Ostafrika-Linie laufen Southampton regelmäßig an — macht die Stadt selbst ·nächst einen etwas unscheinbaren Eindruck; es mag daher

kommen, daß sie bei den guten englischen Verbindungen so unfern der Hauptstadt, 77 englische Meilen, vom Personenverkehr selbst wenig Nutzen hat. Die Eilzüge nach London nehmen den Dampfern in den Docks die Reisenden ab und bringen die Ausreisenden längsseits der Schiffe. So sind es denn nicht allzu viel



Southampton. Tudor Haus.

Fremde, die den Weg hinauf in die englische Mittelstadt mit ihren rund 130 000 Einwohnern suchen, aber ihren möglichen Bedürfnissen beginnt man jetzt mehr als früher nachzudenken. Unter den Gebäuden interessiert in Southampton die alte normännische St. Michaelskirche, das Domus Dei Hospital

(God's House) am Town Quay aus Heinrich III. Zeiten, das Tudor-Haus an der Westseite von St. Michaels Square. Ein vollständiges Verzeichnis der historischen Baulichkeiten usw. mit deutschem Texte wird den Reisenden in zuvorkommender Weise bei der Ankunft zur Verfügung gestellt. Der Turm der Michaelskirche ist schon vom Southampton Water aus sichtbar. Von den alten Stadttoren steht das Bargate noch. Die Hauptstraße ist die High Street mit der Post und dem Stadthaus. In ihrer Verlängerung gelangt man zu den beiden Parks. Netley Abbey, die schöne und vielgenannte Ruine einer alten von Heinrich III. gegründeten Abtei gegenüber dem New Forest, ist von Southampton leicht zu erreichen. Der Itchen wird auf der Schiffsbrücke überquert. Ein Wagen bringt dann die Reisenden für wenige Schillinge zu der etwa 6 km fernen Ruine.

Die Fahrt empfiehlt sich für den, der nicht in diesem letzten europäischen Hafen noch Besorgungen zu machen hat. Was in der Stadt bleiben will, steigt am besten am Anfang der High Street in die Straßenbahn und fährt bis zur Endstation im waldartigen Parke. Der beste Überblick über die Stadt wird auf diese Weise gewonnen. Engländer empfehlen die folgenden Grill Rooms bezüglich Restaurants zur Einnahme eines einfachen Lunchs: das Bargate Restaurant und die Refreshment Rooms von Mayes & Son Ltd. 174—176 High Street. Die Trambahnwagen mit der Aufschrift Shirley Car, Bitterne Car und der Common Car fahren vorüber. Die Namen der Restaurants werden ausnahmsweise und ohne Gewähr im Texte angeführt, und nur deshalb, weil die deutschen Besucher, der englischen Verhältnisse häufig unkundig, in Southampton selten aus und ein wissen. Nachträgliche Einkäufe für die Reise werden am besten in den Läden der High Street gemacht. Die Auswahl entspricht der einer mittleren deutschen Stadt.

Durch den Solent (Solent Channel) zwischen der Nordwestküste der Insel Wight und der Südküste von Hampshire findet, nachdem Southampton Water verlassen worden ist, die Ausfahrt in den Atlantischen Ozean statt. Die deutschen Südafrikadampfer und die von Southampton ausgehenden englischen Südafrikadampfer haben nun eine Zeit lang denselben Weg. Die Einfahrt von See in den Solent verteidigt Hurst Castle auf der Hampshire Seite. Ist Hurst Castle vorüber, so werden die spitzen Felsentürme der Needles mitten im Wasser am Westende der Insel Wight sichtbar und der gleich ihnen aus dem Meere aufwachsende und vor ihnen warnende Leucht-

turm. Bald geht der Lotse von Bord, und wenn die drahtlose Telegraphie unserer Tage auch dafür sorgt, daß die mit den nötigen Apparaten ausgerüsteten Dampfer fast jeder Zeit und fast überall mit ihrer Heimat reden und von ihr angesprochen werden können; wenn das Licht von Ouéssant und Kap Finisterre, oder der preußische Grenadier selbst und als ferne Umrisse die Berge



Southampton, Bargate. *Photoglob Co., Zürich.*

der spanischen Provinz Galicien noch unsern Weltteil verkünden; wenn schließlich die Kanarien und Madeira von ihren Mutterländern auch zu Europa gerechnet werden, für den Afrikafahrer hört nun doch mit dem an der Strickleiter sich herunterlassenden Manne im Ölzeug die eigentliche Verbindung mit Europa auf.

Im Anblick des kräftig durch die Wellen rudernden und dem Lotsenkutter sich nähernden kleinen Lotsenbootes seien über Lotsenamt und -Bedeutung noch einige Notizen gebracht (nach Laverrenz): Betritt der Lotse ein Schiff, um es in den Hafen zu führen oder es aus dem Hafen hinauszubringen, so übernimmt er nicht nur das Kommando, sondern auch die Verantwortung. Geschieht unter seiner Leitung in deutschen Gewässern irgend ein Unglück, so kommt nicht der Kapitän des Schiffes vor das Seeamt oder im Berufungsfalle vor das Oberseegericht in Berlin, sondern der deutsche Lotse. Tagaus, tagein, in stockfinsterer Nacht, in Nebel und Sturm, bei Regen und Schnee tummelt sich der Lotsendampfer, -Schoner oder -Kutter draußen in der See, um die Schiffe an bestimmten Stellen abzufangen und ihnen Hilfe anzubieten. Der Binnenländer vermag sich oft keine Vorstellung zu machen, wozu an gewissen Stellen ein Lotse überhaupt nötig ist. Aber wenn der Kapitän auch Küste und Hafen genau kennt, so ist das Fahrwasser immer gewissen Veränderungen unterworfen. Da bilden sich Untiefen und Sandbänke. Die häufig nicht sehr breite Fahrtrinne in der Hafeneinfahrt verschiebt sich. Durch einen Sturm werden Bojen losgerissen und vertrieben. Viele Dinge geschehen, die nur der Lotse wissen kann, der das von ihm bediente Fahrwasser unausgesetzt beobachtet, während der Kapitän auf der Fahrt Wochen und Monate lang abwesend ist. Diese Möglichkeiten bilden die Ursache, daß der Lotsenzwang eingeführt ist, denn abgesehen von der Sicherheit der Schiffe hat jeder Staat und jede Hafenbehörde ein Interesse daran, daß Schiffe nicht in ihren Zufahrts- und Verkehrsstraßen stranden oder sinken und ein schwer zu beseitigendes Hindernis werden.

Etwa achtzehn Stunden nach der Abfahrt von Southampton, etwa vierundzwanzig Stunden nach der Abfahrt von Boulogne wird Ouéssant (Ushant) sichtbar, die französische Fischerinsel, 22 km von der Küste mitten zwischen Felseninseln und Riffen gelegen. Zwei Türme, darunter der erwähnte schwarz und weiß gestrichene preußische Grenadier, dienen den Schiffen als Warner. Viele Opfer haben die Felsen um Ouéssant gefordert, von Afrikadampfern ging hier 1897 die englische Drummond Castle der früheren Castle Linie zu Grunde. Der Dampfer war auf der Heimfahrt. Am letzten Abend vor Erreichung des Heimathafens wurde ein Fest gefeiert. Da lief das Schiff auf. Ein Mann wurde gerettet. In der Nähe von Ushant läßt Frenssen seine „Anna Hollmann" scheitern, nachdem das alte verluderte Fahrzeug sich noch durch die Biskaja durchgeschleppt hat. „Gegen Abend

sahen sie das Feuer von Ushant. Die See wogte weit in wilden kobbligen Wogengängen, Schaum jagte in merkwürdig breiten Streifen drüber hin."

Ushant mit seinen scharfen Felsen, dahinter die sandigen Ufer der Bretagne, gelten allgemein als das nördliche, Finisterre mit dem zerrissenen schwarz-braunen Klippenland als das südliche Horn des übel beleumdeten Biskajischen Meerbusens. Die Entfernung von Ushant bis Finisterre beträgt 376 Seemeilen. Die schwache Gliederung der schwer zugänglichen Küste, die fast überall an die See herantretenden Gebirge, die sich den



Kinderfest an Bord eines Reichspostdampfers. *P. Brandt phot.*

häufigen Stürmen starr entgegenstemmen, haben der Bai ihren bösen Namen verschafft. Aber es gibt viele Seereisende, die immer wieder bei bequemem Wetter und ruhiger See durch den Golf fuhren. Von einem aufkommenden Biskajasturm heißt es bei Frenssen:

„Am Morgen wehte noch der leichte Südwest und das Wetter war hell. Am Mittag flaute der Wind ab und war so zwei Stunden still. Dann kam im Nordwesten eine dunkelgraue Wolke auf, andere schoben sich nach, zogen höher und schoben sich wie pralle Säcke aufeinander. Die Wolken stiegen rasch höher

und fingen an sich zu vermischen und lose zu treiben. Gleich danach jagte die erste Bö mit stiebendem Regen über das Meer, das sofort voll starker stürzender Seen lief; um sechs Uhr abends hatten sie die kurze stoßende Art, die man an der Biskaja kennt. Doch wurde der Sturm auch durch die ganze Nacht nicht stärker als ein rechter Biskajasturm."

Das Kap Finisterre, das Ende der Biskaja, bildet die westliche Spitze einer schmalen Halbinsel der spanischen Provinz Coruña. Die Berge des Kaps sind die Sierra de Muros. Gelegentlich werden auch Kap Toriñana und die Vigo Bai sichtbar.

Die deutschen Süd-Afrikadampfer nehmen bei Finisterre geraden Kurs auf Las Palmas, bzw. Teneriffa, die englischen Postdampfer und die Woermanndampfer auf Madeira. Auf beiden Schiffahrtsstraßen mag man Seglern begegnen. Die nach Afrika und Australien aussegelnden Schiffe ziehen nämlich vorläufig denselben Weg wie die Dampfer. Erst hinter den Kanarien wenden sie sich vor dem Passate den südamerikanischen Gewässern zu. Ihr Heimweg liegt in diesen Breiten westlicher und führt im Bogen um die Azoren herum. Außer den Seglern nach Afrika und Australien kommen alle die in Betracht, die zwischen Madeira und den Kanarien und Portugal und Spanien hin und her laufen, und schließlich was durch die Straße von Gibraltar will oder aus dem Mittelmeer herausfährt.

Als Peter Moor um Finisterre herum seine Seekrankheit los wird und am Morgen aus der verbrauchten Luft des Raumes an Deck eilt und wieder Anteil nimmt an allem rundum, begegnet ihm ein großer Segler. Das erzählt er so: „Als ich stand und auf das Zittern des Schiffes und auf sein schweres Wiegen achtete und auf die großen schwer aufrauschenden und schäumenden Wogen starrte, hatte ich auch wieder ein besonderes Glück. Ich sah nicht weit von unserem Schiff einen mächtigen Segler dahingleiten. Alle seine ungeheuren Segel hoch, lag er schräg vorm Wind, daß ich im grauenden Morgenschein das ganze Deck sehen konnte und den Steuermann im dicken Mantel so recht gemütlich auf dem Skylight sitzen sah, die kurze Pfeife im Mund. Es hob und senkte sich von der Back bis zum Heck, schwer und machtvoll; aus zwei Fenstern kam heller Lichtschein. So zog es, eine mächtige Erscheinung, wie voll von einer ruhigen, großen Seele lautlos, schön und mühelos im dunkelgrauen Morgen die dunkle, wilde Meerbahn. Ich habe niemals etwas Schöneres gesehn, von Menschen gemacht. Und ich wurde gesund davon."

Die Segelschiffe unterscheidet man nach Betakelung, Bauart und Größe. In dem Buche „Unter deutscher Handelsflagge" von Laverrenz werden die wichtigsten Typen für den Laien übersichtlich und schnell faßlich beschrieben. Weil auf See noch mehr als an Land wir Deutschen gern eine Sache beim rechten Namen nennen, seien die Ausführungen zum Teil wiedergegeben:

Von den einmastigen Fahrzeugen sind die Kutter die gebräuchlichsten. Die kleinsten Zweimaster sind die Gaffelschoner, die an beiden Masten keine Raasegel (Quersegel), sondern nur Gaffelsegel führen, jene trapezförmig geschnittenen, an der Hinterseite des Mastes entsprechend der Längsrichtung des Schiffes angebrachten großen Leinwandflächen. Dreimastschoner kommen in Deutschland nicht häufig vor. In Amerika sind sie die am meisten verwandten Fahrzeuge, dort werden auch Viermast- und Fünfmastschoner gebaut; zu den Zweimastern gehören ferner die Raaschoner, die sich von den Gaffelschonern dadurch unterscheiden, daß der vordere Mast mit Raaen versehen ist, und die Brigg, bei der beide Masten mit Raaen ausgerüstet sind. Im 19. Jahrhundert war die Brigg die beliebteste Gattung der Segelschiffe. Briggs in den verschiedensten Größen wurden gebaut.

Zu den Dreimastern gehören erstens die oben erwähnten Dreimastgaffelschoner, deren Masten keine Raaen tragen; zweitens die Dreimastschoner, bei denen nur der erste Mast mit Raaen versehen ist; drittens die Barkschiffe, bei denen die beiden vorderen Masten Raaen tragen; viertens die Vollschiffe, mit drei voll d. h. mit Raaen getakelten Masten.

Vier- und Fünfmaster werden meist als Barkschiffe getakelt, d. h. der hintere Mast ist ohne Raaen, alle übrigen Masten sind mit solchen versehen. Daher spricht man von Viermast- und Fünfmastbarkschiffen.

Die Masten gehen durch alle Decke des Schiffes hindurch und ruhen auf dem Kielschwein, dem Innenkiel, der zur Verstärkung des Hauptkiels angebracht ist. Jeder Mast besteht bei einem größeren Schiffe aus drei Teilen, dem Untermast, der Marsstange und der Bramstange. Am untern Ende der Stange befindet sich der Mars, bei den Binnenländern Mastkorb genannt, am untern Ende der Bramstange die Bramsaling. Mars und Bramsaling dienen dazu, die verschiedenen Teile des Mastes zusammen zu halten und gleichzeitig den Wanten (Strickleitern) und seitlichen feststehenden Haltetauen die erforderliche Spreizung zu geben. Am oberen Ende des Untermastes und der Stange befinden sich die Eselshäupter, die die betreffenden Mastenteile mit der nächsten Verlängerung

verbinden. Die Raaen, die Querhölzer, die zur Aufnahme der Segel dienen, haben von unten nach oben gerechnet folgende Bezeichnungen: Unterraa, Marsraa, Bramraa, Oberbramraa oder Royalraa. Manche Schiffe führen als oberste noch eine Skysegelraa. Seitlich können bei schwachem Winde durch Verlängerung der Unter-Mars-Bramraaen mit Leesegelspieren die Leesegel angebracht werden.

Außer den aufrecht stehenden Masten gibt es noch den aus dem Bug des Schiffes schräg nach vorn aufragenden Mast, das Bugspriet, dessen Verlängerung der Klüverbaum bildet. Er dient dazu, durch Tauwerk den Masten die nötige Stütze nach vorn zu geben und gleichzeitig die Vorsegel, Außenklüver, Klüver oder Jager und Stagsegel zu tragen. Mit allem Tauwerk, das dazu gehört, ihn selbst und die Masten zu stützen und mit dem nach der Wasserfläche hinunterweisenden Stampfstock bildet er das Vorgeschirr.

Die Masten führen von vorn nach hinten gerechnet bei einem Vollschiff die Namen Fockmast, Großmast, Mittelmast, Kreuzmast, Besanmast. Die Benennung der Segel entspricht der Bezeichnung der Raaen.

Das feststehende Tauwerk, meist aus Stahldraht, das den Masten und dem Bugspriet den Halt gibt, wird das stehende Gut genannt. Das übrige Tauwerk, Hanfseile, zur Bedienung der Segel heißt laufendes Gut. Von dem stehenden Gut sind am wichtigsten: die Wanten, Stützen zur Seite, die Pardunen, Stützen nach hinten; die Stage, Stützen nach vorn. Vom laufenden Gut sind am wichtigsten die Fallen zum Heißen der Segel und die Brassen, die dazu dienen, den Raaen die richtige Stellung zu geben.

Segelschiffe in Fahrt führen nur zwei Seitenlichter: das grüne Licht an der Steuerbordseite und das rote Licht an der Backbordseite mit einer Sichtweite von zwei Seemeilen.

Dampfer in Fahrt dagegen führen außer den beiden Lichtern ein weißes Licht im Vortopp und zuweilen ein anderes weißes Licht höher im hinteren Topp bei einer Sichtweite von fünf Seemeilen.

Jedes Schiff, das überholt wird, zeigt vom Heck aus ein Flackerfeuer oder ein weißes Licht. —

1314 Meilen von Southampton liegt Madeira, die Insel, die mit dem nordöstlichen Porto Santo, den Felsenklippen der Salvados und den südöstlichen Desertas eine portugiesische Provinz bildet. Die Woermanndampfer auf der Westafrikafahrt und die Postdampfer und gewisse Zwischendampfer der englischen Union Castle Linie auf der Südafrikafahrt laufen Madeira an.

„Und eines Morgens, unter blauem Himmel und weichem Wind lag es wie ein Blumengarten auf dem blauen Meer." (Frenssen.) Indessen es ist nicht der Blumengarten, der zuerst auffällt in der warmen Sonne, unter der bequemen Luft und über dem ruhigen strahlenden Wasser, sondern die blauen, bald schwarzen, den Garten bewahrenden fünf- und sechshundert Meter hohen, sturmzerrissenen Felsen. „Es erhoben sich rauhe Felsen breit, wuchtig und kahl, von denen der mittlere alte breite Festungsmauern als schwere Krone trug. Davor aber, vom Strand sanft aufsteigend, breitete und dehnte sich eine ziemlich große Stadt von weißen plattdachigen Häusern, die



Funchal (Madeira). *J. Tiedemann, phot.*

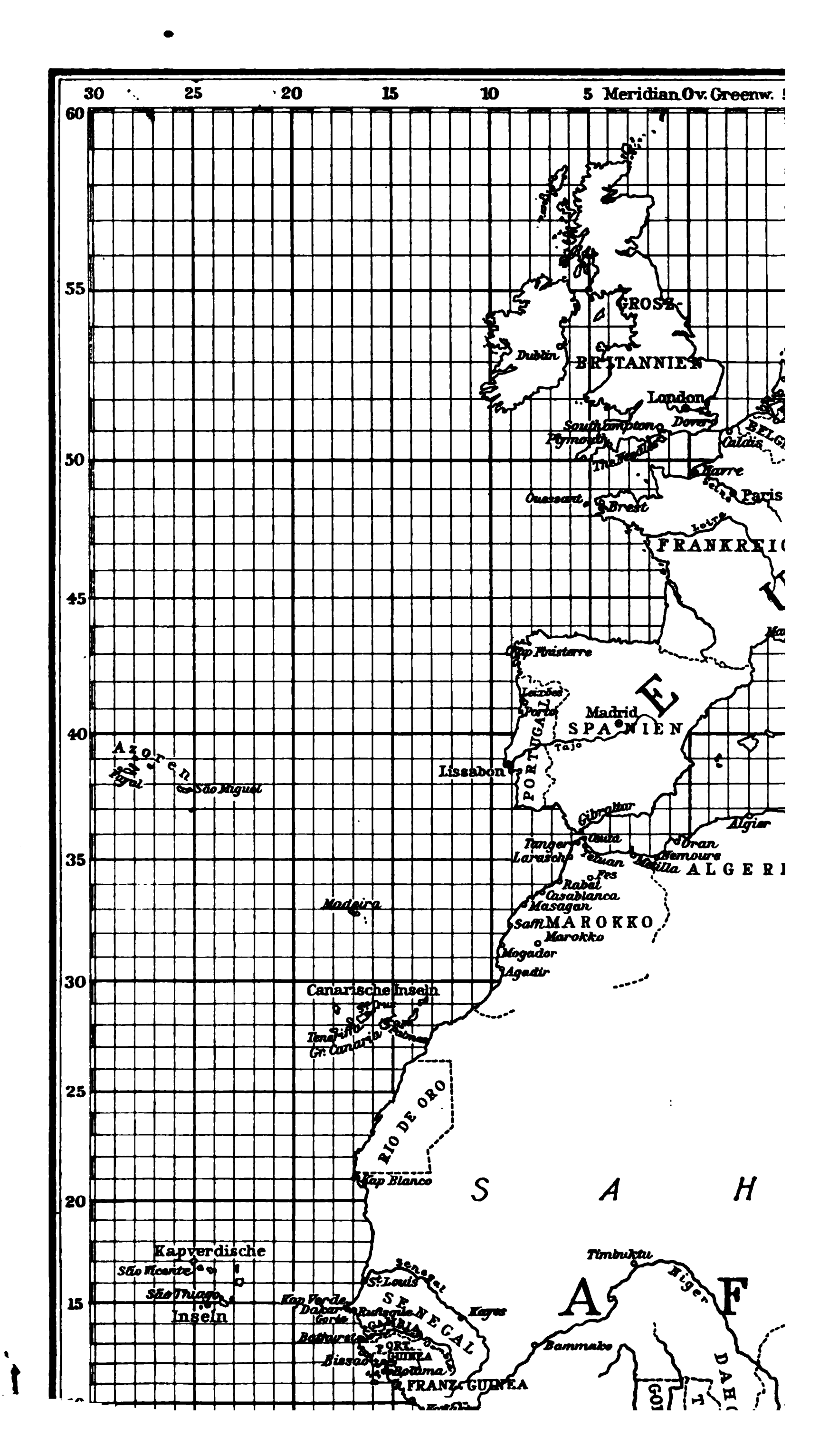
sich weiter nach oben hin, rund zu Füßen der alten Feste, in üppigem Grün, in Wäldern und Blumenfeldern verloren." (Frenssen.)

Wenn der Dampfer, Porto Santo steuerbords liegen lassend, die Nordostspitze von Madeira, São Lorenzo, mit dem Leuchtturme auf der Insel Fora umfahren hat, und die Dörfchen Machico und Santa Cruz und die nahen Zuckerfelder vorüber sind, tut sich die Hauptstadt Funchal, vor der er zu Anker geht, so vor ihm auf.

Unglaublich schnell ist der Zwischenraum, der den Dampfer vom Lande trennt, mit heranhastenden Booten bedeckt, und sobald

das Schiff vom Hafenarzt freigegeben ist, beginnt der sehr lebendige Jahrmarkt an Bord mit ungeheurem Feilschen. Madeira-Stühle und -Stickereien sind die Haupthandelsartikel. Wirklich des Kaufes wert sind für Afrikaner die Stühle. Vorgeboten wird von den Verkäufern häufig das Doppelte, da sie an das zuweilen recht übertriebene Handeln der Reisenden gewohnt sind. Während auf Deck die Messe sich entwickelt, tauchen rund um das Schiff nackte und halbnackte braune Jungen nach Geldstücken mit erstaunlicher Ausdauer. Die Dampfer nehmen in Funchal Kohlen über; es empfiehlt sich schon deshalb bald an Land zu gehen. Die Hin- und Rückfahrt mit dem Boote kostet zwei Mark für die Person. Früher fanden im letzten Augenblick zurückkehrenden Reisenden gegenüber nicht selten erhebliche Überforderungen statt. Am besten tut man, wenn man an Bord von den zudringenden Hoteldienern Scheine löst, die Abschnitte zur Bootfahrt, zur Fahrt mit dem von Ochsen gezogenen Carro, zu einer Mahlzeit an Lande, zur Bahnfahrt hinauf zu Nossa Senhora do Monte und bergab zur Stadt auf dem Rodelschlitten und zur Rückfahrt an Bord enthalten. Auf deutschen Schiffen und an Deutsche müssen deutsche Scheine in deutscher Sprache angeboten werden. Darauf möge man auf Madeira und den Kanarien in ruhiger Weise achten und danach den Vorzug geben. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Man überlege sich, welche Geschäfte Portugiesen und Spanier oder irgend wer bei Engländern machen würde, der ihnen mit deutschen Erklärungen etwas anpriese. Dadurch, daß die Engländer überall darauf bestanden in ihrer Sprache angesprochen zu werden, ist Englisch am meisten in aller Welt verbreitet worden. Sehr zu Unrecht sah man lange in der sogenannten geringen Sprachengewandtheit der Engländer eine Schwäche. Die Gewandtheit war von je viel größer als man annahm. Die geringe Bereitwilligkeit dagegen war ein Zeichen der Stärke der Nation. Wo die Sprache nicht durchdringt, verwischen sich alle Einzelerfolge von heute auf morgen. Ein Volk hat sich erst durchgesetzt, wenn im allerwörtlichsten Sinne nach seinem Munde geredet wird. Die Ostafrika- und Woermanndampfer, unsere Südwester, namentlich die Offiziere und Soldaten und ihr gutes Geld haben in Madeira und auf den Kanarien sehr schnell bei allen, die Geld verdienen wollen, die Kenntnis des Deutschen erstrebenswert gemacht. Am Ende des 19. Jahrhunderts hörte man auf den Inseln kaum je ein deutsches Wort. Jetzt ist das anders. Hilf Du weiter! — — —

Der Ausflug zum Monte, an dem Hortensienbüsche und die wilde Calla und der Lorbeer und die hohen Geranienbüsche wachsen



30
25
20
15
10
5 Meridian Ov. Greenw.
60
55
50
45
40
35
30
25
20
15
GROSZ-
BRITANNIEN
Dublin
London
Southampton
Dover
Plymouth
Calais
Havre
Paris
Ouessant
Brest
Loire
FRANKREI
Kap Finisterre
Porto
Madrid
SPANIEN
PORTUGAL
Tajo
Lissabon
Azoren
Fayal
São Miguel
Gibraltar
Algier
Tanger
Ceuta
Oran
Nemours
Larasch
Tetuan
Melilla
ALGERI
Fes
Rabat
Casablanca
Masagan
Safi
MAROKKO
Marokko
Mogador
Agadir
Madeira
Canarische Inseln
Tenerife
Gr. Canaria
Palmas
RIO DE ORO
Kap Blanco
S A H
Timbuktu
Niger
Kapverdische
São Vicente
São Thiago
Inseln
Senegal
St. Louis
SENEGAL
Kayes
Kap Verde
Dakar
Gorée
Rufisque
GAMBIA
Bathurst
PORT. GUINEA
Bissao
Bolama
FRANZ. GUINEA
Bammako
A
F

und viel von jenem in üppiger Verwirrung und in richtiger Treibhausluft wuchert, was bei uns in Treibhäusern künstlich hervorgetrieben wird, nimmt einschließlich der Rückfahrt im Rennschlitten über die glattgeschliffenen Kieselpflaster der Straßen eine Stunde in Anspruch. Er gewährt einen angenehmen Überblick über die Stadt und einen hübschen Einblick in das Leben und Treiben.

Die Einheimischen sind nicht wohlhabend, gebettelt wird viel, aber das Volk ist vergnügt und gutmütig. In den niederen Schichten sind maurische, italienische und jüdische Elemente leicht erkennbar. Die Leute sitzen alle entlang dem Südrande der Insel und treiben als Pächter auf dem wenigen Besitzern gehörigen Boden den Bau von Zuckerrohr, Wein, Früchten und Gemüsen sowie die Korbflechterei. Die Zerrissenheit der Bergwelt im Innern erschwert den Verkehr, die Nordostküste ist ganz unwegsam. Im Jahre 1419 wurden zwei Portugiesen durch Stürme an die unbewohnte Insel verschlagen. Ihre Schilderungen nach der Heimkehr — sie meinten die sagenhafte Atlantis entdeckt zu haben — veranlaßten Portugal, Kolonisten auszusenden und von der Gruppe Besitz zu ergreifen. Wir wissen heute, daß die Insel als Isola di Legname schon 70 Jahre vorher den Florentinern bekannt war. Auch die Portugiesen nannten die Insel Waldinsel, aber durch große Waldbrände ging frühzeitig der schöne Holzbestand verloren.

Von Fremden ließen sich zuerst die Engländer durch das milde Klima hierher locken. Die Temperatur schwankt im ganzen Jahre nur zwischen einem Minimum von 10° C. und einem Maximum von 28° C. Inzwischen ist Madeira längst ein Weltkurort geworden. Alle Nationen treffen sich an den Roulettetischen des Kasinos, und die Lungenschwachen suchen Heilung im ewigen Frühling inmitten des staubfreien Meeres. — —

Nach der Abfahrt ist der Pico Ruivo, der höchste Berg der Insel noch lange sichtbar in dem immer duftigeren blauen Schatten über der See.

Die Entfernung von Madeira bis Teneriffa beträgt 443 Seemeilen. — —

Der Weg der Ostafrikalinie geht ohne Aufenthalt an Madeira vorbei und etwa 50 Seemeilen näher der maurischen Küste. Im Herbst und Winter trägt zuweilen ein heißer Wüstenwind, der Leste, von dorther roten Saharasand über See. Erst ist's wie ein feiner Strich über dem östlichen Horizont und dann liegt's hingezuckert auf Reeling und Deck. —

Jener Balthasar Springer, der als frühester Deutscher Aufzeichnungen von seiner Afrikafahrt hinterließ, berichtet:

„Auf Freitag nach unserer lieben Frau Verkündigung, fuhren wir in der Nacht mit unsern Schiffen zwischen zwei Inseln und liegt die eine von der andern 60 Meilen und fängt da das Mohrenland an, und sie heißt Kanaria und liegt 180 Meilen von Lissabon. Die andere heißt Ilamander (Ilha Madeira) und liegt 150 Meilen von Lissabon, und mehr als die Hälfte sind in diesen Landen und Inseln Mohren. Auf den letzten Tag des März fanden und sahen wir in der Meeresflut neun Inseln, hoch von Gebirg, und weit und breit von Landen, von Kanaria nach einander liegen. In diesen Inseln verkaufen die Christen die Sklaven. Und es sind diese Inseln ein Königreich, dem König von Spanien zugehörig. Wir waren zu der Zeit 201 Meilen Wegs von Lissabon bis in diese Gegend mit Gottes Hilfe gesegelt. Auf den dritten Tag des April, das war St. Ambrosiustag, kamen wir zur Küste von Guinea. Da fuhren wir längs der Mohren oder Schwarzen Land in einer Entfernung von 12 oder 15 Meilen hin. Da sahen wir denselben Abend und den Tag darauf viel großer grausamer Walfische, einen immer länger als den andern. Auf den sechsten Tag fuhren wir zu Schiff ans Land nach dem Kap Verde. Da fingen wir viel und mancherlei Fisch mit der Angel, als das Schiff im Lauf war."

Nicht aus neun Inseln, wie der alte Berichterstatter meint, besteht die Gruppe der Kanarien, sondern aus sieben bewohnten Inseln: Ferro, Palma, Gomera, Teneriffa, Gran Canaria, Fuerteventura und Lanzarotte und fünf kleinen einsamen Felseneilanden. Die Inseln liegen auf einem 550 km langen nach Norden offenen Bogen. Fuerteventura ist nur 90 km vom Festland entfernt. Beim Ansteuern wie bei der Abfahrt bleiben Ferro, Palma und Gomera unsichtbar. Lanzarotte und Fuerteventura wie eins der Felseneilande tauchen zuweilen auf als blaue Schatten [illegible] dem M[illegible]lande hatte Balthasar Springer nicht so un[illegible] [illegible]rien waren ursprünglich von den heldenmü[illegible] [illegible]. Als Ferdinand der Katholische 1496 [illegible] Spanien erwarb, entschied sich ihr S[illegible] Stamm fiel völlig den Zivilisatoren und [illegible] Ganz wenige Reste mischten sich mit [illegible] auch normännische, niederdeutsche u[illegible] finden sind. Der Königsitz der Gua[illegible] Canaria. Reste ihrer Kultur sind im M[illegible]

Lange vor den Portugiesen (13[illegible] von den Kanarien, und die [illegible] nebelhaften glücklichen Inseln a[illegible] elysäischen Gefilde. Glückliche[illegible]

wie auf Madeira und wunderbar gleichmäßig. Nur einmal im Herbste, wenn die Wüstenwinde drückend wehen, und vordem die Winterregen einsetzen, ist das Landschaftsbild unter dem heiteren Himmel tot und staubig und grau. Alle andere Zeit blüht es und grünt es und reift es. Und die spanischen Insulaner sind



Gran Canaria, ein Tal.

anständig, mäßig, fleißig und tüchtig, aber die Massen sind blutarm, und jedes Jahr wandern mehr Menschen aus.

Alle möglichen Gründe werden angegeben: Infolge der Anilinfarbe sei die einst auf den Kanarien blühende Zucht der Cochenillelaus zurückgegangen. Wie in Madeira und in Dalmatien seien

die großen Majorate die Wurzel alles Übels. Der Ertrag jeder Arbeit werde vom hohen Pachtzins aufgefressen, und was etwa übrig bliebe von drückenden Steuern. Dagegen käme der sehr entwickelte und oft sehr mühsame Ackerbau des kleinen Mannes, meilenweit wird das Wasser auf Aquädukten an den Gebirgen hergeleitet, nicht an. Die große Zwiebel-, Kartoffel-, Eier- und Weinausfuhr mache sich nur für den großen Unternehmer bezahlt.

Auch die Kanarien sind vulkanischen Ursprungs. Aus dem hier zum Teile 1000 m tiefen Meere wuchsen die steilen Massen heraus bis zu ihrer höchsten Spitze, dem vielgenannten Pik von Teneriffa (Pico de Teyde) mit seinen 3716 Metern über dem Meeresspiegel. Der Pik hat noch eine Solfatana, die Schwefeldämpfe aushaucht, und Gran Canaria ist voll von alten Kratern. In früheren Jahrhunderten litten die Inseln unter Ausbrüchen und Erdbeben. Vielleicht haben diese Erdbewegungen nur eine schwache einheimische Fauna aufkommen lassen. Die einzigen einheimischen Säugetiere sind Fledermausarten. Schlangen, die fast immer Begleiter einer üppigen Flora sind, fehlen. Nur Vögel und Insekten sind reichlich vorhanden. Unter den Vögeln ist der wilde Kanarienvogel mit seinem grünlichen unscheinbaren Gefieder und seinem kunstlosen angenehmen Liedchen der bekannteste. Wie er in Europa zu seinem gelben Kleide kam, weiß niemand mehr. Hundert Jahre nach der ersten Besitzergreifung führten die Spanier die Hähne mit eifersüchtiger Sorgfalt und zu hohem Preise als Monopol aus, und im 16. Jahrhundert wurde es Mode für die reiche Dame, mit dem „Kanari" auf dem Zeigefinger Besuche zu empfangen und sich malen zu lassen. Dann ging um 1550 ein spanisches Schiff mit Zuchtpärchen an der italienischen Küste unter, die freigesetzten Vögel trieb der Wind auf die Insel Elba. Dort vermehrten sie sich rasch. Die Italiener wurden aufmerksam und begannen nun ihrerseits den Verkauf und zugleich die Zucht. Von Italien aus verbreitete sich der Handel besonders nach Tirol und Deutschland. In einer 1669 erschienenen Übersetzung von Geßners „Thier-Buch" heißt es: „Diese Vögel sind vor diesem theuer verkauffet und hochgehalten worden, anjetzo aber werden sie an vielen Orten in Teutschland gezogen, dann sie sich in gewissen Kefigen offt vermehren."

Die Flora der Kanarien ist noch reicher und eigenartiger als die Madeiras. Dattelpalmen, der seltsame Drachenbaum in den Lorbeerwäldern, Euphorbien, die Fackeldisteln, Träger der Cochenillelaus, zeichnen sie aus. In einer Höhe von 1800 m

wachsen Erikasträucher und Nadelhölzer. Im Bimssteingeröll über der Baumgrenze wurzelt ein weißer Ginster fast ohne Blatt. —

Die Dampfer, die Gran Canaria anlaufen, ankern, nachdem die windige Spitze Isleta umfahren ist, vor dem Hafen Puerto de la Luz mit den großen Woermann-Gebäuden. Eine elektrische Bahn stellt alle 10—15 Minuten die Verbindung mit dem 6 km



Gran Canaria, Landschaft bei Monte.

entfernten Las Palmas her. Die Fahrpreise betragen 40 Cent (35 Pfennig) I. Kl., 30 Cent II. Kl., 20 Cent III. Kl. Aber auch die bequemen kleinen Wagen sind nicht teuer, 80 Pfennig bis 1 Mark per Person, abends und nachts mehr. Einen gedruckten Tarif führt der Kutscher. Deutsches Geld wird allgemein genommen, seitdem die Woermann-Niederlassung besteht, die auch hier der deutschen Sprache Eingang verschafft hat.

Wie in Madeira wird das Deck sehr schnell zur Messe. Als einheimische Waren kommen die Landesfrüchte an Bord, darunter die köstlichen feinschaligen Apfelsinen, die bekannten sogenannten Teneriffaarbeiten, wilde und gezüchtete Kanarienvögel, die Teneriffazigarren (twists), die hübschen Messer der kanarischen Bauern; von Madeirawaren werden die Korbstühle, Korbtische und Bänke feilgehalten. Aber die ganzen Inseln bilden ein Freihafengebiet; das erklärt, daß auch solche Erzeugnisse ganz allgemein angeboten werden, auf denen anderswo schwere Zölle lasten, und daß hier sogar Inder ihre Handelsartikel ausbreiten. Mit Glück, Feilschen und Verstand mag man denn wirklich einmal gute Rohseiden, schöne Shawls, wertvolle Ringsteine und Havannazigarren und Zigaretten erstehen, deren Echtheit von der ersten Reihe bis zur letzten durchhält. Die Wahrscheinlichkeit ist dagegen. Der Afrikafahrer halte sich an die Madeirastühle, die er auf Deck und in Afrika brauchen kann. Die Teneriffaarbeiten sind gewiß billig, aber sie werden heute in jedem deutschen Warenhaus verkauft.

Im Hafen de la Luz besorge man sich gleich von den an Bord kommenden Hoteldienern eine Karte zum Ausflug nach Monte. Die Karte soll deutschen Wortlaut zeigen. Sie kostet zehn Mark für die Person und enthält Gutscheine für die Landung, die Fahrt vom Hafen in die Stadt und landein nach Monte, 450 m über der See, für eine Mahlzeit im Hotel Santa Brigida (Monte) und für die Rückfahrt und Einschiffung.

In der Stadt wird ein kurzer Aufenthalt gemacht, die wuchtige Kathedrale, das Museum und der Markt können besichtigt werden. Dann geht es bergauf. Rechts liegen in Tälern und Schluchten die großen Bananenplantagen. Über ihnen ist die vulkanische Bodenbildung deutlich zu erkennen. Links liegt der berühmte 335 m tiefe Krater, Caldera de Bandama, mit dem vorgelagerten Piko de Bandama. Wenn eine Höhe von 200 m erreicht ist, beginnt der schönste Teil der Fahrt, die Vegetation wird üppiger. Man gewinnt einen Ausblick auf den 2000 m hohen Gebirgszug der Cumbre. Zuckerrohr und Tomatenfelder wechseln rechts und links der Straße ab, bis der Weinbezirk des Monte beginnt. Der Kanarienwein, der hier und anderswo auf den Inseln wächst, kommt heute häufig als Sherry und Madeira in den Handel. Der Sekt in der Shakespeare-Zeit und den Shakespeare-Dramen, von dem unser Champagner sich den Namen lieh, war trockner Kanarienwein. Der ganze reiche Ausflug nimmt 3—4 Stunden in Anspruch und ist sehr empfehlenswert, da er nicht nur viel von der Insel und ihrer Verschiedenartigkeit sehen läßt, sondern, so

weit das möglich ist, bei der Durchfahrt durch Stadt, Weiler und Höfe den Fremden mit dem Volksleben und seinen Besonderheiten in überraschend hübscher Weise bekannt macht. Zuweilen ist Zeit genug, vom Hotel Sta. Brigida aus noch das nahe Höhlendorf Atalaya zu besuchen, das durch Ansichtskarten weltein, weltaus bekannt geworden ist. Sta. Brigida ist in deutschen Händen und wird wegen seiner gesunden und zentralen Lage von den immer mehr zunehmenden deutschen Kanarienfahrern viel besucht. (Pension Mk. 10.50 — 14.50 bei Mindestaufenthalt von einer Woche. Hotel Continental Las Palmas Pension Mk. 7.50 — 12.50 ebenso.)



Pik von Teneriffa. *F. Utz, Breitbrunn phot.*

Sobald die deutschen Dampfer Kohlen genommen haben, setzen sie die Reise nach Südwestafrika fort. Teneriffa, das die über Boulogne ausreisenden Dampfer anlaufen, liegt 58 Seemeilen von Las Palmas entfernt.

„Unmerklich leicht, fast ohne Bewegung, gleitet das Schiff durch die spiegelglatte See, kaum, daß ihre Fläche sich kräuselt im ewigen Fließen und Haschen, das ihr Leben ist. Eine Wolkenschicht hängt in der lichtesten, heitersten Bläue, der Bläue des nordischen Maitags — sie gleicht einem Mantel aus Daunen der Taubenbrust, einem Mantel, der sich ausbreitet und zerflattert — und über der Wolke, klar und scharf geschnitten, in vollkommenem

Dreieck, eine funkelnde Spitze aus Diamant, der Teyde, Berg der Hölle, der große Mittelpunkt, Schöpfer und Verwüster dieser Inselwelt, aus einem feurigen Schoße Lavaströme nach allen Seiten aussendend, die ihre fruchtbaren Täler und zerrissenen Kämme bilden, phantastische Blöcke und Aschenzungen bis weit in die silbern sprühende Brandung hineintragen. Die Bildwirkung ist zauberhaft schön und eindringlich. In der Nähe werden die Farben grau, blau und violett, weniger leuchtend als die Italiens, es sind die Staub- und Steppenfarben Afrikas. Man sieht die weiße Stadt, weiß, kalkblau und rosa, wie Städte des Morgenlandes, ansteigen." (Hans von Kahlenberg.)

Teneriffa ist die größte und reichste der kanarischen Inseln. Der Pik von Teneriffa (Pico de Teyde) erhebt sich im Süden der Insel. Er soll zu Zeiten 300 km weit sichtbar sein. Auf der Fahrt nach Santa Cruz, der Hauptstadt, sehen die Reisenden häufig umsonst nach ihm aus und werden erst, wenn der Dampfer die Reede von Santa Cruz eine Weile verlassen hat, durch den schönen Anblick belohnt. Vielleicht macht er nicht auf alle denselben Eindruck wie auf Peter Moor:

„Ich sah auf und sah ganz oben am Himmel eine schwere, stillstehende schwarzweiße Wolke von einem sanften Glanz wie weißes Vogelgefieder und stand noch und sah und dachte: Was ist das für eine merkwürdige Wolke. Da kam Gehlsen nach vorne gelaufen, flink wie er war, und sagte in seiner raschen kühnen Art: Siehst Du schon? Dort? Siehst Du? Das ist der Berg von Teneriffa. Aus dem Meer steigt er auf, zu solcher Höhe, und sein Kopf ist mitten im Sonnenbrand weiß von Schnee. Da erschrak ich, daß ich zitterte. So ergriff mich das Wunder, das Gott hier mitten ins weite Wasser und unter die brennende Sonne gestellt hatte."

Die hellen Bimssteinbrocken werden oft für Schnee gehalten. Manch einer, der ging und kam, hat nur die Spitze des Berges, den Zuckerhut (Pan de azucar), gesehen, der 300 m hoch auf einen Felsenwall gesetzt ist. Der Zuckerhut ist in unseren Wintermonaten mit Schnee bedeckt. Die Solfatana befindet sich unterhalb des Hutes. Ein Ausbruch aus dem Krater des Piks ist geschichtlich nicht nachweisbar.

An den Dörfern Igueste und San Andres vorbei unter scharfen hohen, hier und dort mit Euphorbien bewachsenen Felsenwänden gelangt der Dampfer auf die wohlgeschützte Reede von Santa Cruz. Meist drängt die Zeit, und zu größeren Ausflügen, etwa nach der alten Hauptstadt Laguna, vier Stunden hin und

zurück (auch die elektrische Trambahn fährt hinaus in dreiviertel Stunden, aber ohne sichere Abfahrtszeiten), ist selten Gelegenheit. San Andres entlang der See unter den überhängenden Felsen ist leichter zu erreichen, 1½ Stunden hin und zurück. (Wagen etwa 8 Mark für vier Personen, Reitesel 2 Mark.) Aber Ausflüge



Teneriffa, Banane und Zuckerrohr.

sind nicht nötig hier. Auf Teneriffa mag man sich Santa Cruz und seine spanischen Bewohner ansehen. Man löse aber jedenfalls an Bord eine der billigen Karten (nur die mit deutschem Wortlaut), die gleich nach Ankunft des Dampfers angeboten werden. Man wird dafür an Land befördert und nimmt an einer Rundfahrt

durch die Stadt in bequemen Wagen teil. Sie beginnt an der steinernen Landungsbrücke und führt über den von Kaffeehäusern und Wirtschaften umgebenen Hauptplatz der Stadt bergauf. Die Häuser mit ihren Holzbalkonen, ihren auffälligen Dachröhren und Wasserspeiern, ihren Patios und Miradores geben den Straßen ein besonderes Gepräge. Über der Stadt liegen die Hotels für die Fremden. Die Stierkampfarena in der Nähe ist der äußerste Punkt der Rundfahrt, die dann zum Markte führt und gewöhnlich zur Kathedrale de la Concepcion anstatt zu der ungleich schöneren Kirche von San Francisco. Der Grund ist, daß in der Kathedrale zwei britische Kriegsflaggen aufbewahrt werden, die man im Jahre 1797 am Strande fand, nachdem der Angriff Nelsons abgeschlagen war. Nelson verlor unfern der steinernen Landungsbrücke den Arm. Da Engländer die ersten regelmäßigen Besucher in Santa Cruz waren und sich für die Flaggen interessierten, wird nun jeder Fremde gedankenlos auf ihren Wegen nachgeschleppt.

Was überbleibt an Zeit, mag man bei einem Glase Kaffee oder einem Glase Wein auf dem Hauptplatze über der Landungsbrücke vertun. Gegen Abend finden sich hier viel Lustwandelnde zusammen. Die schmucken Soldaten reiten vorüber, die stark gepuderten und etwas völligen Damen promenieren hier und unterhalten sich lebhaft. An den Männern fällt überall die Vorliebe für Schwarz auf, namentlich die breiten schwarzen Hüte, die so wenig zu den Inseln unter afrikanischer Sonne passen wollen.

39 km von Santa Cruz entfernt liegt das von Alexander von Humboldt gepriesene Tal von Oratava. Dort in dem Landhause La Paz wohnte er. Der von ihm beschriebene alte Drachenbaum von 15 m Umfang wurde durch einen Orkan 1868 vernichtet.

Von den Kanarien ließ sich die Schutztruppe die Kamele kommen, die Erckerts mutigen und vortrefflich ausgeführten Zug in die Kalahari ermöglichten. Auf den Kanarien sind Kamele und Ziegen die verbreitetsten Haustiere. —

Bei der Abfahrt von Santa Cruz fallen die südlich der Stadt gelegenen 75 m hohen Signalmasten der Marconistation auf. Ihre Höhe verschafft ihnen einen ausgedehnten Aktionsradius. —

Die deutschen Dampfer nehmen von Santa Cruz aus Kurs auf Dakar. Dreizehn Tage dauert die Seefahrt von Gran Canaria und Teneriffa bis Swakopmund. Das einzige Land, das in Sicht kommt, ist die westliche Spitze Afrikas, das Kap Verde, und die nahe befestigte Hafenstadt Dakar der französischen Kolonie Senegal. Die Dampfer ziehen ziemlich nahe unter dem Leuchtturm des

grünen Vorgebirges vorüber, um, wenn die Wächter sie bemerken und ihren Tagesschlaf nicht eben halten, mit Flaggenzeichen nach dem internationalen Signalbuch Telegramme an die Agentur in Swakopmund und bei der Heimfahrt an die Agentur in Teneriffa aufzugeben zur genaueren Bestimmung ihrer Ankunft. Mit bloßem Auge läßt sich leicht erkennen, daß dem grünen Vorgebirge das Grün recht mangelt. Es ist ein wenig einladendes Felsengestade um das Kap Verde herum zwischen den Mündungen von Senegal und Gambia, aber der Affenbrotbaum ist häufig und wuchs noch zahlreicher, und der Portugiesenkapitän, der



Teneriffa, Taucher und Händler. *Kapitän Kley phot.*

als erster Europäer von seinem Fahrzeug dies Land erspähte, ließ sich von den schirmförmigen Kronen der Bäume täuschen. Mit dem Glase sind die Häuser von Dakar und Hütten auf Gorée, der Insel Dakar gegenüber, gut zu sehen. Dakar ist durch eine Eisenbahn mit St. Louis verbunden. Bei Nacht kündigt sich Kap Verde durch ein rotes Festfeuer und ein Blinkfeuer mit $7^1/_2$ Minuten Pause an. Die Kapverdischen Inseln, jene 560 km vom Festlande entfernte portugiesische Inselgruppe, erscheinen weder am Horizonte des deutschen noch des englischen Dampferweges.

Die lange Seefahrt außer Sicht jeglichen Landes ist nicht so eintönig als ein Neuling wohl glauben mag. Das Wetter auf dem tropischen Meere ist fast immer schön und die Hitze ist erträglich. Es ist wie wenn das Schiff durch zwei heitere deutsche Hochsommerwochen hinglitte. An Bord werden nach englischem Muster fleißig Bewegungsspiele getrieben und allerlei Wettkämpfe ausgefochten; das ist nötig bei der reichlichen Kost und reichlichen Ruhe. Auf den englischen Dampfern sind die finanziellen Anforderungen, die an den einzelnen gestellt werden, zuweilen übertrieben. Die Beteiligung an den täglichen gemeinsamen Wetten auf den Lauf des Schiffes in den letzten vierundzwanzig Stunden, die Beiträge zu den Sportpreisen, von beiden kann sich der mitfahrende Fremde vielleicht noch schwerer ausschließen als der Engländer, zwingen zu einem manchen drückenden Aufwand. Bälle, Maskenfeste, Konzerte usw. finden an Bord deutscher und englischer Schiffe statt und schließlich, je nach der Bereitwilligkeit des Kapitäns und der Reisenden, eine größere oder kleinere Tauffestlichkeit beim Überschreiten des Äquators. Es ist hübsch, daß der alte lustige Brauch befreit von quälerischen Derbheiten ein paar Nörglern zum Trotze wieder aufleben durfte, dagegen ist ganz wohl verständlich, wenn sich recht zahlreiche Stimmen gegen das Allzuviel an Bordfestlichkeiten immer deutlicher aussprechen. Die meisten Afrikafahrer kommen von harter Arbeit und gehen zu härterer Arbeit und sind froh, wenn sie sich der Erholung der Seefahrt durchaus hingeben dürfen, ohne daß das der Gelegenheit Fremde herbeigezerrt wird.

„Immer, Tag und Nacht, zittert das Schiff vom Gang der Maschine, wie der menschliche Körper vom Schlag des Herzens.“ (Frenssen.) Während sie die Arbeit tut, möge der Mensch sich der seltenen Gunst des Lebens erfreuen, einmal völlige Ruhe in sich einziehen zu lassen bei Mäßigkeit, genügender Bewegung, Deck-Billard, Liegen, Sonnensehen, freundlichen Büchern und guten Worten. Aber wie wenige nehmen das wahr? — — —

Wir sind längst auf das viele Sehen eingestellt, da ist merkwürdig, wie schon ein Tag von Teneriffa ein ferner Dampfer alles in Aufregung bringen mag, und die Begierde und der Eifer wachsen den kleinen Neuigkeiten gegenüber.

Da ist am Abend das Südliche Kreuz, dem der Neuling in unsrer Zeit meint eine schlechte Note geben zu müssen, weil es ihm nicht großartig genug erscheint und die Neulandfahrer der früheren Jahrhunderte es zu sehr lobten. Es wird gebildet durch vier Sterne zweiter Größe und steht im engsten Teile der immer

heller leuchtenden Milchstraße. In Wahrheit umfaßt das ganze Bild über 50 Sterne. Vielleicht hängen an keinem Sterne verwegenere menschliche Erinnerungen.

Da ist das tiefblaue Meerwasser, das doch, wenn es am Morgen in das Bad läuft, vollkommen farblos und durchsichtig erscheint. Im Ozean absorbiert es alle Lichtstrahlen, außer den blauen, die es widerspiegelt. Je höher die Wasserwärme, je größer der Salzgehalt, je tiefer die See, desto mehr geht die Farbe von Grün in Blau über. Zuweilen liegen Wasserschichten neben-



Taufe an Bord eines Reichspostdampfers. *P. Brandt phot.*

einander, die sich durch verschiedene Temperatur und Dichtigkeit erstaunlich von einander abheben.

Da sind die gedrungenen fliegenden Fische in Heringsgröße. Mit ausgespannten Brust- und Bauchflossen schnellen sie sich erschreckt heraus aus ihrem Element und schießen oft in Zügen nebeneinander zwei und drei und vier Meter hoch und an die hundert Meter weit über das Wasser hin und fallen klatschend wieder ein oder gar einer, wenn's sein Unglück will, einmal auf das Hauptdeck.

Da sind die vom Winde erregten Meereswellen, die im Weltmeere bei den großen Tiefen zu Riesen werden können. Im Atlantischen Ozean kennt man Höhen von 8 m und Längen am Äquator von 800 m, von Kamm zu Kamm gemessen. Die Wellen bilden sich am regelmäßigsten aus als Nachwirkung von Winden und Stürmen. Auf unendliche Weiten wird diese Nachwirkung bemerkbar; so ist Nordwestdünung, die man häufig im Gebiete des Nordostpassats trifft und selbst zuweilen im Gebiete des Südostpassats. eine Folge des Einflusses von Stürmen in fernen nördlichen Breiten.

Da ist in den warmen Tropennächten das Meerleuchten. Wenn die Lichter an Bord verloschen sind, schiebt sich der Dampfer in seltsame rötlich leuchtende Wasser hinein. Aus ihnen wirft der vorwärtsdrängende Bug Silberwellen heraus, und als schimmernde silberne Straße bleibt bald des Schiffes Weg der roten warmen See aufgezeichnet, so weit das Auge nur zurückblicken kann. Der Schein ist stark genug, daß man in der Nähe des Wassers kleine Schrift lesen mag. Nicht immer wird die Erscheinung so gewaltig. Manchmal ist es nur ein Aufblitzen einzelner Sterne am Schiffsrand und auf den Kämmen der zur Seite gestoßenen kurzen Schiffswellen. Seetiere, vor allem eine Gattung der Geißelträger, die Noctiluca miliaris, einen Millimeter groß, sind die Träger des Lichtes. Bei Tag in der Tiefe treibend, gelangen sie abends an die Oberfläche, und die durch die Schiffsschraube hervorgerufene Wasserbewegung reizt sie zum stärksten Glänzen.

Da sind schließlich die seltenen in der Dunkelheit vorüberziehenden Fahrzeuge, die aus irgendeinem Grunde wünschen, daß ihre Herkunft und ihr Name erkannt und im nächsten Hafen gemeldet werde. Leuchtkugeln fliegen plötzlich auf über fernen Schiffslichtern. Das eigene Schiff antwortet mit den nächtlichen Erkennungszeichen seiner Reeder. Das Nachtsignal der Deutschen Ostafrika-Linie ist: ein pyrotechnisches Licht grün-rot-blau nacheinander; der Woermann-Linie: ein pyrotechnisches Licht grün-weiß-blau nacheinander; der Union Castle-Linie: ein pyrotechnisches blaues Licht, nach dessen Verlöschen eine sogenannte römische Kerze, die fünf blaue Leuchtkugeln bis zu einer Höhe von 150 Fuß schleudert.

Unser Balthasar Springer beschreibt das heutige Deutsch-südwestafrika, an dessen Küste er 1505 auf seiner Kalikut-Reise vorbeifuhr: „Von Bissagos bis zum Kap der Guten Hoffnung fängt ein ander Land an, in dem sind auch Schwarze oder Mohren, und die Einwohner dieser Lande sind ein halb wildes Volk, und

wenn Du zu ihnen kommst, geben sie Dir wohl einen Ochsen oder ein Schaf um eine kleine Schale oder ein Messer. Es sind viel Tier und viel Vieh in selbem Land, und nimmt das Volk daselbst auch kein Geld und geht alles nackt; nur die Scham bedecken sie mit hölzernen oder ledernen Scheiden und binden den jungen



Eine Antilope für den Hamburger Zoo. *Kapitän Kley phot.*

Knaben ihre Schwänzlein über sich. Es ist sonst ein lustig Land mit guten Wassern und wohlriechenden Kräutern, und ist sogar voll Sands, daß Männer und Frauen unten auf breitem Leder beinah wie auf großen Pantoffeln gehen. Etliche haben auch Kleider von Tierfellen um sich hängen gleicher Art, wie man in

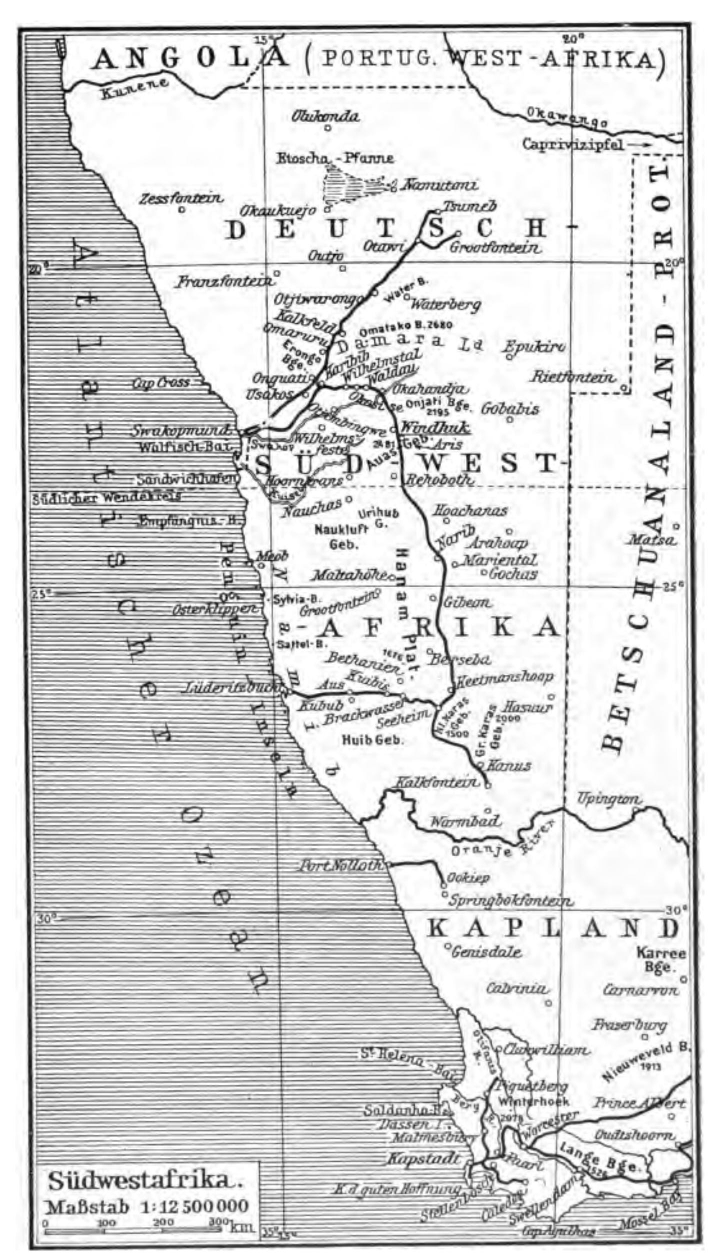
unseren Landen kurze Mäntel trägt. Viele haben auch ihre Haare mit Gummi und Pech aufgerichtet und zur Höflichkeit und Zier viele und köstliche Edelsteine darein gehangt und befestigt. Sie haben eine schnelle, seltsame, wunderliche Sprache, und ist ihre Wohnung unter der Erde."

Da der brave Balthasar nirgends von einer Landung berichtet, wird ihn irgend ein redelustiger Reisegenosse, vielleicht der portugiesische Kapitän, mit Wissenschaft versorgt und ihm die nötigen Bären dazu aufgebunden haben. Das ist ja bis in unsere Tage hinein das Schicksal von Damaraland und Namaqualand gewesen, daß sie und ihre weißen und farbigen Menschen mit großer Geste im Vorbeifahren beurteilt wurden, und daß man im deutschen Binnenlande den „Vorbeifahrern" gern glaubte.

Die Küste von Südwest ist 1450 km lang. Das erste, was eines Morgens von ihr auftaucht, wenn nicht gerade der Nebel sie einhüllt, ist Kap Cross. 1485 stellten dort die Portugiesen wie weiter südlich an der Diazspitze und wie auf der Insel St. Croix in der Algoa-Bai eine Marmorsäule mit einem Kreuz auf. Die Säule von Kap Cross brachte der „Falke" 1893 nach Kiel. Liegt Sonne auf dem Lande, tun sich nun bis nach Swakopmund die weißgelben Sandebenen auf, aus denen kahle, schroffe Gebirgsmassen und einzelne Bergkuppen ferner oder näher ragen. Der Gebirgsstock nordöstlich kurz vor der Ankunft in Swakopmund ist der Brandberg, der Europäer und Eingeborene zu allerlei Abenteuergeschichten gereizt hat.

Der Nebel tritt so häufig auf an unserer Küste, daß das Land oft erst sichtbar wird, wenn die Dampfer ihren Ankerplatz erreicht haben. Der Nebel wird verursacht durch das kühle Küstenwasser. Es zwingt die über dem Ozean landwärts drängenden Luftströmungen, alle in ihnen vorhandene Feuchtigkeit noch über dem Meere zu verdichten und abzugeben. Regen von See aus erreicht das Land fast nie. Die knapp vor unserer Küste vom Südpole her äquatorwärts fließende kalte Benguelaströmung ist an dem Übel schuld; durch sie wird das zwischen Strömung und Küste befindliche Oberflächenwasser abgekühlt.

Peter Moor erzählt: „Ein Nebel verbarg uns die Küste. Gegen Mittag aber wich der Nebel und wir sahen am Himmelsrande einige große Dampfer liegen und dahinter einen endlosen Streifen rötlichweißer Sanddüne aus dem Meere herausragen. Auf Meer und Dünen brannte grelle Sonne. Wir meinten erst, es wäre eine Barre, die vor dem Land läge, damit die schöne und große Stadt Swakopmund und die Palmen und Löwen nicht nasse Füße


ANGOLA (PORTUG. WEST-AFRIKA)
DEUTSCH-SÜDWEST-AFRIKA
BETSCHUANALAND-PROT.
KAPLAND
Atlantischer Ozean
Südwestafrika.
Maßstab 1:12 500 000
Windhuk
Swakopmund
Walfisch-Bai
Lüderitzbucht
Keetmanshoop
Kapstadt

bekämen; aber bald, da der Nebel sich vollends verzog, sahen wir in der flimmernden Luft auf dem kahlen Sande weiße Häuser und lange Baracken stehen und einen Leuchtturm. Da standen alle und staunten und sprachen ihre Meinung aus. Viele sahen still und ernst nach dem ungastlichen, öden Lande; andere spotteten und sagten: Eines solchen Landes wegen so weit fahren!"

Das ist keine kleinmütige Bemerkung, und wer sie nicht macht, wird doch ähnliches denken. Ja, wenn Südwest ein freundlicheres Gesicht zeigte an seinen Küsten, wir Deutschen hätten auch hier das Nachsehen gehabt, denn die Ersten, die gekommen sind, waren wir ganz gewiß nicht, auch nicht die Zweiten und Dritten. Nur gottlob einmal die Zähesten, obgleich auch da nicht viel fehlte. Wollte man doch unter Caprivi dem Schutzgebiet „nur noch ein Probejahr" gewähren.

Der einzige natürliche Hafen Damaralands, Walfisch Bai, blieb bei der deutschen Besitzergreifung englisch bezw. kapländisch. Frühzeitig hatte dort eine britische Flaggenhissung stattgefunden, und die Flagge war nicht wieder eingezogen worden. Der erste Verkehr der deutschen Kolonialgesellschaft für Deutschsüdwestafrika mit den Gebieten des Damaralandes, über die sie Hoheitsrechte besitzen sollte, fand über Walfisch Bai statt. Nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen andere Landungsgelegenheiten zu entdecken, erkundete Ende 1889 der Kapitän eines Woermanndampfers nördlich der Swakopmündung Ankergründe, von denen aus man bei nicht zu schlechtem Wetter durch die Brandung an Land gelangen konnte. Der Kommandant des Falken errichtete 1892 eine Bake im Sande, und kurz danach schuf der Landeshauptmann von François die ersten Anlagen des deutschen Hafenortes. Schon im Dezember stand das erste Wohnhaus von François' Vertreter, Köhler, fertig. Aber die Schiffe scheuten die ungeschützte Reede. Darauf stellte François selbst mit ein paar Mann der damaligen Schutztruppe und anderen, Probefahrten durch die Brandung an, um die Möglichkeit der Landung zu beweisen und Personal zu schulen. 1894 hatte sich Swakopmund durchgesetzt. Sechs deutsche Firmen machten auf an Ort und Stelle, das Hotel Fürst Bismarck wurde gebaut. Die Spekulation auf Walfisch Bai erwies sich dank der Energie François' als verfehlt. Damals soll Walfisch Bai zum ersten Male von der Kapkolonie im Einverständnis mit England für einen nicht unbilligen Preis zum Kaufe angeboten worden sein, jedenfalls soll ein Kauf möglich gewesen und von den Besitzern gewünscht worden sein, wie später noch einmal. Aber nach den ersten wenig glücklichen Erfahrungen hatte man

in Deutschland kein Geld für koloniale Unternehmungen. Dem deutschen Großkapital hat ja bis auf unsere Tage jener großzügige koloniale Wagemut, zu dem das britische Kapital stets eine nationale Verpflichtung sah, durchaus gefehlt. In der Aufstandszeit, als wir Walfisch Bai brauchten, war es begreiflicherweise nicht mehr zu haben. Für die Zukunft hat der Erwerb des langsam versandenden Beckens kaum mehr als einen sentimentalen Wert, der sehr gering in Anschlag zu bringen ist. Der einst verschrieene Hafen Swakopmund kann, wenn man die Statistiken der möglichen See-Arbeitstage vergleicht, uns nicht weniger leisten, als das ebenso unge-



Swakopmund, Landungsbrücke. *Aus Kolonie und Heimat.*

schützte Port Elizabeth, das Liverpool Südafrikas, der südafrikanischen Union als bedeutendster Hafen leistet.

1897 begann in Swakopmund der Staatsbahnbau, 1898 fand der, wie sich später herausstellte, nicht glückliche Molenbau statt. 1900 errichtete die Woermannlinie ihre Agentur. 1901 kam die erste Schule unter Dach. 1903 begann die Otavibahn zu bauen.

Die Landung erfolgt in Swakopmund in großen Brandungsbooten, die ein starker Schlepper längsseits bringt und an die Landungsbrücke zurücktaut. Die reisenden Damen werden auf einem mit einer kleinen Plattform verbundenen Stuhle in die

Boote hinabgelassen. Die Männer umstehen den Stuhl und halten sich am Tauwerk fest. Das Verfahren sieht ein bißchen halsbrecherisch aus, wenn die Reise bei etwas bewegter See durch die Luft geht, hat sich aber als sicher und bequem bewährt und wird von vielen der Ausschiffung im Korbe wie auf der Außen-



Landungsart in East London. *H. Jungheinrich phot.*

reede von East London und Chinde oder gar der Benutzung der Schiffstreppe, die der Port Elizabether Lokalpatriotismus den Reisenden bei tollstem Wetter zumutet, vorgezogen. Durchreisende nach Lüderitzbucht und Kapstadt haben selten Gelegenheit in Swakopmund an Land zu gehen.

Wenn man von See auf die Stadt blickt, fällt rechts außerhalb die versandete Swakopmündung auf, die mit Brackbüschen bestanden ist. Unterirdisch führt der Fluß Wasser. In der Mitte der Swakopmündung beginnt der britische Sand. In der Stadt ragen der Turm der Firma Woermann, Brock & Co. und der evangelischen Kirche als Landmarken. Im nördlichen Stadtteil steht der Leuchtturm. Zwischen den Türmen in einer Mulde ist mit gutem Glase das Denkmal der Gefallenen erkennbar.



Windhuk, von Osten gesehen. *Aus Kolonie und Heimat.*

Am Ufer befindet sich nördlich die langsam zerfallende Mole, unter dem Turm der Damaragesellschaft die Landungsbrücke.

Die Kosten der Landfahrt in Swakopmund betragen M. 1.50 für die Person und Fahrt. Waffen müssen bei der Einfuhr gestempelt werden. Es gibt verschiedene Hotels. Die Preise betragen durchschnittlich M. 10.— den Tag (Zimmer und volle Verpflegung). Leider hat sich in Südwest nach dem schlechten Vorbild des südafrikanischen Binnenlandes, nicht der Hafenstädte, zum

Teil der Mißbrauch eingebürgert, die einzelnen Gastzimmer mit mehreren einander wildfremden Gästen zu belegen und den Preis nicht für Zimmer und Kost, sondern für Bett und Kost gelten zu lassen. Dagegen sollte rechtzeitig eingeschritten werden. Die Wirte haben diese Ausschlachterei in dem viel zu durstigen Südwest gewiß nicht nötig.

Das Gouvernement hat bei dem Kaiserlichen Bezirksamt in Swakopmund eine Auskunftsstelle für Einwanderer und einen Arbeitsnachweis für das ganze Schutzgebiet eingerichtet. Die einzelnen Verwaltungsstellen sind angewiesen worden, in 14tägigen Zwischenräumen die Auskunftsstelle von der in ihrem Besitz vorhandenen Arbeitsgelegenheit und Arbeitsnachfrage zu unterrichten.

Verbindungen zwischen Swakopmund und Windhuk finden täglich statt. Die Züge fuhren bisher um Mittag ab. Übernachtet wurde in Karibib, Windhuk wurde am Abend des folgenden Tages erreicht. Von Windhuk aus fand bisher wöchentlich Verbindung mit den Stationen an der Strecke Windhuk-Keetmanshoop statt. Aufschluß gibt das Kursbuch Hendschels Telegraph.

Verbindungen zwischen Swakopmund und Tsumeb fanden bisher Sonntag und Mittwoch um Mittag statt. Das Ziel erreichten die Züge am Montag bezw. Donnerstag Abend.

Die Verbindung mit Grootfontein fand Sonntag um Mittag statt. Grootfontein wurde am Dienstag Abend erreicht.

Zwischen Swakop und dem alten Baiweg (Lüderitzbucht-Keetmanshoop) schieben sich die berghohen gelbroten Sandmassen der mittleren Namib hin. Die einzige dauernde Niederlassung in ihr ist die 3½ Reitstunden von Swakopmund gelegene Walfisch Bai. Ein Magistrat der südafrikanischen Union (die südafrikanischen Magistrate sind Verwaltungsbeamte und richterliche Beamte in einer Person) mit 10 000 Mark Gehalt verträumt regierend hier seine Amtsjahre, ein Hafenkapitän und zwei Kappolizisten unterstützen ihn. Der Ort ist auf der Fahrt nach Lüderitzbucht nicht sichtbar.

Die Wüste und Küste zwischen Swakopmund und Lüderitzbucht ist erst durchforscht worden, als das Vorkommen von Diamanten bei Lüderitzbucht und in der südlichen Namib zwischen Lüderitzbucht und dem Oranje auch in der mittleren Namib Schätze erwarten ließ. Vorher waren wohl Jäger und Reiter der Truppe einmal am Kuisib hinaufgezogen und Abenteuerlustige hatten kleinere Vorstöße gewagt in das tote Land, um der hartnäckigen Sage vom Hottentottenparadies oder Buschmann-



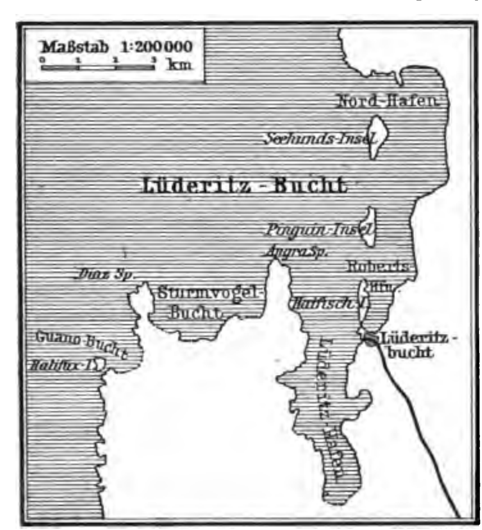
Keetmanshoop.

paradies auf den Grund zu kommen. Berichtet wurde nämlich immer wieder und berichtet wird immer noch, es läge zwischen dem Swakop und Baiweg, unfern des Kuisib in den wegelosen, wasserlosen, glühenden Dünengebirgen eine Landschaft, in der Milch und Honig flösse, oder nüchterner, die unendlich reich sei an süßem Wasser, jagdbarem Getier und grüner Weide, und zu der einige Hottentotten und vor allem Buschleute den Weg gefunden hätten. Wildfährten, die in das Herz des Sandes liefen, brachten auch Zweifler dazu, in dem Berichte gelegentlich mehr als eine sehnsüchtige Fabel enttäuschter Mitmenschen su sehen. Nun, auch die Diamantschürfer und der Lüderitzbuchter Bezirksamtmann mitsamt seinen Polizeisergeanten haben in dem 100 km breiten und 500 km langen Wüstenstreifen diesen Garten Eden noch nicht entdeckt, und wenn auch die Namib noch lange nicht wirklich durchforscht sein wird, das Paradies wird auch in ihr verloren bleiben.

Die Diamantschürfer drangen in die mittlere Namib zunächst von Lüderitzbucht aus vor, dann von verschiedenen Stellen der Küste, an der sie landeten.

Beim südlichen Vorkommen von Bootbucht bis Angras Juntas, einer Strecke von 160 km, stellten sich den Vordringenden hindernde Dünenbildungen nur zwischen Angras Juntas und Bogenfels in den Weg. Der Wagentransport in den Süden hinunter war und ist nicht unmöglich. Anders stand's im Norden. Von Bootbucht bis Empfängnisbucht erstreckt sich ein unübersehbares und unwegsames Dünenmeer. Längs der Küste allein läßt es einen schmalen Pfad frei. In der wogenden entsetzlichen Sandsee haben dann ein paar trockene Flußläufe, ein paar Felsgebirge feste Inseln geschaffen. So bei Anichab, so am Sattelhügel, bei den Osterklippen, so am Sylviahügel. Nördlich des Sylviahügels findet sich Süßwasser am Strande. Es ist die letzte Wasserstelle zwischen Lüderitzbucht und dem 270 km von Lüderitzbucht entfernten Reutersbrunn. Unweit Reutersbrunn etwa 3 bis 4 km ab von der See liegt Meob. Plötzliches Grün überrascht den müden Reiter und die ermatteten Tiere. Es sind Binsen und hartes Gras, das in einem ausgeprägten Flußbett von etwa 50 m Breite wächst. Wahrscheinlich handelt es sich hier um die Zauchabmündung. Auf 8—10 km aufwärts läßt sich in dem Bett Wasser ergraben. 8 km von Meob stehen dichte Binsen, in der Nähe der Wasserstelle Bischoffsbrunn. Schürfer haben hier aus den Binsen eine Unterkunftshütte errichtet mit einem Bade. 6 km von Bischoffsbrunn nach Nordosten beginnt

das 50 km lange und 6 km breite nördliche Diamantengebiet. 5 km westlich vom Diamantengebiet nach der See zu sind die merkwürdig reinen Schwefelablagerungen entdeckt worden. 10 km breite Dünen trennen die einzige Polizeistation des nördlichen Gebiets Zontabmund, die ihrerseits wieder 10 km von der Empfängnisbucht gelegen ist, von den Diamantfeldern. An der Küste zieht sich nördlich der Empfängnisbucht bis Sandwichhafen eine 20 km lange Dünenwand, die sogenannte „Lange Wand" hin. In Sandwichhafen ist wieder eine Wasserstelle. Halb verfallen liegt dort im Sande die alte Konservenfabrik einer Bremer Firma. Die nahen alten Holzhäuser von De Pass Spence & Co., den frühsten Konzessionären in der Namib, sind samt dem Grund und Boden vor einigen Jahren von der Regierung angekauft worden. Ein schwarzweißroter Grenzpfahl Lüderitzens bei diesen Gebäuden hat den Sandstürmen bisher getrotzt, die das alte portugiesische Kriegsschiff 60 m vom Sandwichhafen landein schon fast begraben haben. Nördlich vom Sandwichhafen beginnt das Mündungsgebiet des Kuisib.



Die Lüderitz-Bucht.

Die Küste zwischen dem 26. Breitegrad und der Empfängnisbucht, soweit sie nicht mit Dünen bedeckt ist, ist von den Schürfern belegt worden. Der Zugang zu diesem ganzen Gebiet ist sehr schwierig; im Süden bietet die Spencerbucht eine erträgliche Landungsstelle, aber die Felder dort sowie am Sattelhügel und an den Osterklippen sind kaum abbauwürdig. Zu dem nördlichen Gebiet, das viel günstigere Aussichten bietet, führt der Landweg von Lüderitzbucht aus über den steilen Sylviahügel, von Swakopmund aus durch das englische Walfischbaigebiet. Den besten Zugang zu dem nördlichen Gebiet gewährt

auch heute noch die Landungstelle Empfängnisbucht, von der aus das sogenannte nördliche Diamantgebiet aber nur nach Überwindung einer 10 km langen Dünenstrecke zu erreichen ist.

Dr. Voigt, der selbst von Swakopmund aus das Dünengebiet durchforschte, schreibt darüber:

„Man mag sich einmal überlegen, was es heißt, wenn ein Prospektor vom nächsten Platz aus (Swakopmund) seinem Schürffeld nahe zu kommen versuchte. Das Lasttier konnte im günstigsten Falle so viel tragen, als es selbst für dreißig Tage brauchte. Wo bleiben die Waschvorrichtungen, Faß und Siebe? Wo die Fässer, um das zum Waschen der Diamanten nötige Wasser herbeizuholen?



Lüderitzbucht, Robertshafen. *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

Wassersäcke leiden im Klima derart, daß an einen Transport nicht zu denken ist. Wo bleiben die Tiere selbst mit Trinkwasser? Schließlich braucht ein Prospektor ein Zelt, Schutz vor den rasenden Stürmen, Proviant. Die wenigsten brachten es überhaupt fertig, ein paar Tage zu waschen, d. h. regelrecht zu schürfen. Die meisten waren da, um ihre durch die Ungunst der Witterung gefährdeten Schürffelder wieder in Ordnung zu bringen, um die Schürfpfähle zu erneuern, die Mutwillige zum Feuermachen verwendet oder sonstwie verschleppt hatten, um zu „jumpen." Beim

absoluten Fehlen jeder Kontrolle, jeder Aufsicht, jeder Möglichkeit, sich des Diebstahls und der Schädigung der Felder zu erwehren, waren tatsächlich die Leute darauf angewiesen, lediglich Schürffelder und Eigentum zu erneuern."

Die Dampfer der Deutschen Ostafrikalinie gelangen fast immer am Morgen auf die Höhe von Lüderitzbucht. Zuerst kommt die Diazspitze mit dem neuen Leuchtturm in Sicht, allmählich wird die englische Seehundsinsel als Insel erkennbar, die Heulboje auf Angra Riff ertönt warnend voraus, dann schwingt



Lüderitzbucht, Lüderitzstein auf dem alten Friedhof. *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

der Dampfer zwischen der englischen Pinguininsel links und der deutschen Haifischinsel rechts durch die anderthalb Kilometer breite Einfahrt in den Robertshafen hinein. Der Anker rasselt nieder, die Dampfpfeife meldet nach der Stadt hinüber.

Es ist ein großartiges Panorama, das sich dem erstaunten Ankömmling auftut, während er langsam zwischen Steuerbord und Backbord hin und her wandert und über die blauen Wasser der mächtigen Bucht späht. Die grauen und braunroten Felsenzüge im Osten mit ihren weißen Sandtälern, das gelbwogende Dünen-

meer im Norden, die drei Inseln im Westen und darüber der Ozean, die Stadt im Süden unter dem Diamantberg und der fahlen fernen Wüste wirken alle gleichmäßig zusammen zum tiefen Eindruck. Dem Neugierigen ändert das suchende und zerschneidende Fernglas nicht viel am Bild. Voraus westlich bringt es den alten Friedhof näher mit dem Lüderitzstein, läßt auch die Grundmauern der frühsten Gebäude, die Lüderitz scherzend Fort Vogelsang nannte, erkennen. Das ist der Platz, wo Lüderitz zum ersten Male an Land stieg, eine bedeutungsschwere Stelle. Beim Absuchen der Stadt fällt der Diamantberg am meisten



Lüderitzbucht, Grundmauern von „Fort Vogelsang". *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

auf, an dessen Steinhängen die Diamantvillen in die Höhe klettern. Merkwürdig, daß dies Wahrzeichen auf den alten Seekarten Diamantberg hieß, lange vordem einer von Namibdiamanten wußte! Die Haifischinsel ist dem Dampfer am nächsten. Da sind die vielen Hottentottengefangenen an Skorbut gestorben, und die den Tod Erwartenden meinten, sie seien von den Deutschen vergiftet. Der Feldstecher lehrt, daß die Insel mit dem Festland künstlich verbunden ist. Auf der Pinguininsel läßt das Glas Taucher und Guanovögel und ihre Produktion erkennen; darüber, daß im nördlichen Dünengebiet Diamanten abgebaut werden, kann es keinen Aufschluß geben.

Kaum daß der Dampfer vor Anker gegangen ist, fahren drüben von den Landungsbrücken die eifrigen kleinen Schlepper ab, lustig und zuweilen übereifrig Hals gebend auf den Anruf des großen Verwandten. Wenn die Schlepper näher heran sind, merkst Du, sie sind gedrängt voll Menschen. Mitreisende? Wandert der ganze Ort aus? Vollbärtige, tief braun gebrannte Männer eilen das Fallreep hinauf, treten das Deck, nicht allzu achtsam. Wer von den reservierteren Häfen kommt, in denen das Britentum vorherrscht, ist etwas erstaunt, muß aber gleich zugeben, etwas Kräftiges, Freudiges ist in und an den Sonnverbrannten. Die haben indessen



Lüderitzbucht, Die Stelle, wo Lüderitz landete. *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

das Rauchzimmer gestürmt und rufen nach Bier von allen Seiten und drängen und bedrängen die Stewards, die ohnehin jagen. Man trifft ganz Hamburg in der Börse, eine ganze englische Koloniestadt nach Kontorschluß im Klub, „ganz Lüderitzbucht" trifft man sicher auf den von Süden und Norden kommenden Dampfern der Ostafrikalinie. „Ganz Lüderitzbucht" erscheint, um sich die Neuen und Wiederkehrenden und Abreisenden und Durchreisenden anzusehen und vor allem, um bayrisches Faßbier zu trinken, das nicht zum Export bereitet ist, sondern aus den Kühlräumen heraufgeschleppt wird. „Ganz Lüderitzbucht" zahlt 2.50, um mit dem Schlepper an Bord zu gelangen. Diesen Wert gilt es zurückzuerobern.

Dich nimmt der Schlepper, der sie hinausbrachte, fauchend an Land. Bis vor kurzem setzte er seine lebende Fracht an der ohnehin engen Güterlandungsbrücke ab, wo die drei Krane stehen, die fünf Tonnen, zwei Tonnen und 1½ Tonnen heben. Zwischen dem schmalspurigen Landungsbähnchen mit seinen hurtigen Lokomotivchen und rasselnden Hunden war der Weg zum Zollhof alles andere als angenehm. Es ist sehr erfreulich, daß der Staat einen Landungssteg errichtet hat, auf dem die Menschen der Hauptbeförderungsartikel sind. Im übrigen ist die Arbeitsbrücke eine tüchtige Leistung der Eisenbahnbaukompagnie. Wie in Swakopmund fraß sich der Bohrwurm in die Brücke, so daß viele Ausbesserungen nötig wurden, aber sie hielt stand. Erbreitert muß sie werden, sobald als möglich, selbst wenn man wirklich schon in den nächsten Jahren das große Lüderitzbuchter Hafenprojekt in Angriff nehmen könnte. An einem dritten dem Hafenamt gehörigen kurzen Stege werden augenblicklich die verschiedensten Holzarten auf ihre Widerstandsfähigkeit dem Bohrwurm gegenüber erprobt.

Trittst Du aus dem Zollhof, so fängt bald die erbauliche Lüderitzbuchter Sandwaterei oder -kneterei an. Nenn's, wie Du's willst. Es ist eine eigentümliche sportliche Betätigung. Zur Abwechslung starrt Dir ein übriggebliebener Felsblock entgegen, der zu übersteigen ist. Ein Dorado für Schuhmacher muß die Stadt sein. Die Lüderitzbuchter sind ihre Straßen gewöhnt, vor allem aber scheinen sich die Gäule nichts mehr daraus zu machen. Im Trab und Kanter bewegt sich jeder Reiter ungeniert. Was das Wagenfahren in den zweirädrigen Kapkarren angeht, so ersetzt es jede schwedische Heilgymnastik schwierigster Form und mit den schwierigsten Maschinen. Wie lang die Wagen halten, weiß ich nicht.

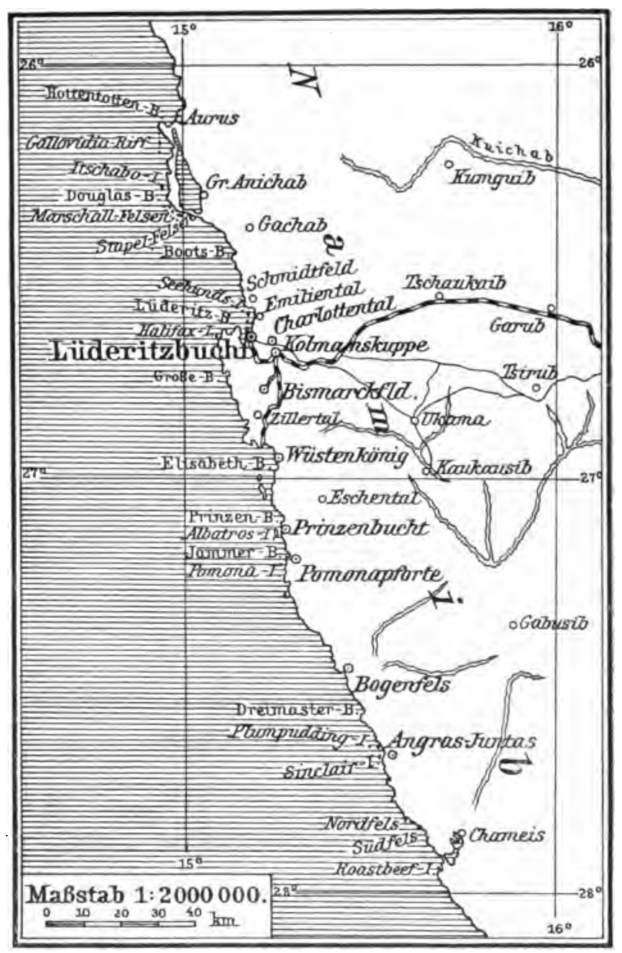
Dich strengt, vordem Du überhaupt an die Klippen kommst (alle Steine heißen hier Klippen), die Kneterei so an, daß Du zunächst stehen bleibst und die notwendigen trocknenden Bewegungen mit dem Taschentuch ausführst. Sollte Wind wehen, Wind weht meistens und ist meistens Sturm, so siehst Du schon nichts mehr, der Sand zerbeißt Dir viel zu sehr die Augen. Angenommen, es sei schön, es gibt zuweilen auch schöne Tage in der Diamantenstadt, so stellst Du zunächst fest, daß die Luft hier so köstlich ist bei aller Wärme wie auf den Bergen zu Hause. Dann versuchst Du Dir klar zu machen, an was Dich die Stadt, die vom Hafen aus schon so fertig aussah, eigentlich nun erinnert, und plötzlich fällt Dir's ein: an einen Bauhof, an einen weiten großen Bauhof zu Hause, voller Unfertigkeit.

Aber, das aber muß dick unterstrichen werden, die Unfertigkeit ist bewunderungswürdig. Wenn Du gar nichts von Lüderitzbuchter Geschichte weißt, Du weißt doch, die Stadt ist blutjung, hat erst Weltbedeutung seit Entdeckung der Diamanten, und die ersten Diamanten wurden 1908 gefunden. Wenn Du die wirklichen Schwierigkeiten der wasserlosen Küste nicht ahnst, Du begreifst unter allen Umständen, daß die Wüste nicht der günstigste Platz für städtische Anlagen ist. Vielleicht kennst Du die Städte der benachbarten Kolonien? Nun, gerade dann kommt Dir die große Hochachtung. Drüben hatte jeder einzelne sich für den Augenblick niedergelassen, „happy go lucky", mit verflucht wenig Augenmerk auf das Gemeinsame, mit verdammt wenig Bürgersinn. Die jungen Städte mußten vier- und fünfmal neu gebaut werden und waren beim viertenmal noch nicht Städte und setzten beim fünftenmal noch Eisenblechbuden an ihre Hauptstraßen. Lüderitzbucht ist vom ersten Tage an, da es aufwachte und merkte, es müsse Stadt werden, auf das Ganze gegangen. Die afrikanische Selbstsucht, die beim Buren am ausgeprägtesten ist und leicht ansteckend wird, denn sie ist eine gelegentlich sehr bequeme Krankheit, regte sich auch hier. Indessen, Lüderitzbucht war glücklich, es hatte einen Bezirksamtmann, jung und frisch, mit einer gewaltigen Staatsfreude im Leibe, und bekam, als die Selbstverwaltung begann, einen Bürgermeister, den tüchtigen Kreplin, mit klarem Blick und sicherem Wesen.

Mit viel geringeren Schwierigkeiten und Kosten hätte alles bewerkstelligt werden können, wäre der Ort von Anfang an nicht an die falsche Stelle gekommen. Wo Lüderitz landete, beim alten Friedhof, mündet ein breites Tal mit hartem ebenen Sandboden. Nach Süden hin, näher der Stadt, ist eine andere weite Furche zwischen den Felsbergen, man hat die städtische Eingeborenenwerft in sie hineingelegt. Der Grund der ganzen Sohle gleicht einer riesigen Tenne. Nirgends ein Riff, nirgends Knetsand, kaum ein großer Stein. Straßen wären da gewesen zwischen den Häusern, nicht eine einzige hätte mühevoll gebaut werden müssen. An die Stelle, wo der Sand tief lag, wo wie Büsche im Buschveldt die Grate aus dem Boden wuchsen, an diese ausgesuchte Stelle kam Lüderitzort zu stehen.

Die Schiffe fürchteten den Robertshafen, in dem Lüderitz landete, und den sie nicht kannten. Sie dampften in den südlicheren Lüderitzhafen und löschten dort. Da ging die Kolonialgesellschaft ihnen nach und baute eine Landungsbrücke in den Lüderitzhafen hinaus. Hinter der Gesellschaft zog die Staatsver-

waltung drein, d. h. Feldwebel Ganso baute seine Station in der Nachbarschaft der Gesellschaft. Den zwei anderen Firmen war auch die Nähe der Landungsbrücke bequem und sie siedelten sich



Namib.

an, unfern dem Gesellschaftshaus. 1902, als der Ort aus drei Firmen, einer Station und einem Kondensator bestand und 13 weiße Einwohner hatte, dachte niemand an die späteren Schwierigkeiten eines geordneten Gemeinwesens. Major Lequis veranlaßte Ende 1904

nach langem Drängen die Einfahrt des ersten Dampfers in den Robertshafen, der ihm viel ruhiger und sicherer erschien. Er behielt recht, aber inzwischen hatte der Ort im Zwange des Aufstandes sich schon zwischen seinen Klippen und im tiefen Sand verankert und wechselte nur die Front, nicht mehr die Lage.

Vom Diamantberg weitet sich das Panorama, das Du auf dem Dampfer schautest. Der Blick auf die Namib wird freier, ein leuchtendes Gelb in der Vormittagssonne. Du siehst die Schienen der Bahn in sie hineinschneiden und sich verlieren, wie die Telegraphenstangen. Unter Dir liegt das Burenkamp, wo sie



Erstes Diamantenfundgebiet unter der Kolmanskuppe.
Eigene Aufnahme des Verfassers.

den Fuhrpark und Frachtfahrer unterbrachten im Krieg, die Frachtfahrer, die sich alle Buren nannten und es häufig nicht waren und durch ihre Art und Unart dem ganzen Burenvolke einen anrüchigen Namen gaben in Südwest. Neben dem Burenkamp liegt der Rennplatz. Er schiebt sich fast bis an die Radfordbucht. Den ganzen Lüderitzhafen überblickst Du, neben dem Wüstengelb scheinen seine Fluten grellblau wie die Wasser auf englischen Akademiebildern. Du wendest Dich zur Stadt. Am Hang des Diamantberges, hinter dem Gebäude der Deutschen Diamantgesellschaft, das ist die neuerbaute evangelische Kirche

mit ihrem Turm. Das links ist der städtische Kondensator. Aus Seewasser wird das Trinkwasser gewonnen und heraufgepumpt in den Kessel hier oben, zur Abgabe an die Leitungen. 1½ Pfennig für das Liter zahlen die Einwohner für das ihnen zugeführte Wasser. Das große fabrikähnliche Gebäude neben dem Kondensator ist das Elektrizitätswerk, das von der größten Diamantgesellschaft, der Kolonialen Bergbau-Gesellschaft, erbaut wurde und wie eine Überlandzentrale die Kräfte für die maschinellen Anlagen dieser Gesellschaft und mehrerer anderer Diamantgesellschaften liefert. Daneben wird auch die Stadt mit Licht und Kraft versorgt. Zur



Die Kolmanskopmine. *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

Zeit erzeugen Sauggasmotoren mit 1200 Pferdekräften den elektrischen Strom, das Werk steht also den größten städtischen Kraftwerken in Deutschland nicht nach. Inzwischen ist aber schon die Verdoppelung der Anlage in Aussicht genommen. Die Stromübertragung erfolgt mit einer Spannung von 60 000 Volt, einer Stärke, wie sie selten vorkommt. Dort auf der Haifischinsel steht das neue massive Bezirkskrankenhaus für Weiße.

Fleisch kommt Lüderitzbucht aus dem eignen Lande zu. Es ist billig, und auf eingeführtem frischen und gefrorenen Fleisch von Haustieren ruht Zoll, der außerdem auf Butter, Tabak, Spiri-

tuosen und Waffen erhoben wird. Für die Teuerung in der Stadt kann der Zoll nicht verantwortlich gemacht werden. Die Preise der gewöhnlichen Lebensmittel erscheinen nicht sehr hoch. Es kostet Ochsenfleisch 65 bis 75 Pf. das Pfund, Kalbfleisch 1 M., Schweinefleisch 85 Pf., Fleisch für Eingeborene 50 Pf., Butter aus Omaruru 1.75 M., aus Kapstadt 2 M., Kohl und Blumenkohl aus Kapstadt 30 Pf. der Kopf, zweipfündige Boerbrote (aus dem rohen Boermehl) 45 Pf., zweipfündige Schwarzbrote und Weizenmehlbrote 75 Pf.; Eier aus Kapstadt 11 bis 14 M. im Hundert; Lüderitzbuchter 25 Pf. das Stück. Geschlachtete Hühner aus



Diamantenwaschmaschine der Kolmanskop Gesellschaft.
Eigene Aufnahme des Verfassers.

Kapstadt sind teuer, ein Huhn 5 M. Fragt man, wie bei diesen Zahlen denn das Leben im allgemeinen so sehr kostspielig sein könne, so erhält man häufig die etwas merkwürdig anmutende Antwort: „Aber sehen Sie doch, die Flasche Bier kostet ja 1.50 bei uns!"

Nun, die Flasche Import-Bier kostet auch 1.50 in sämtlichen Häfen der südafrikanischen Union, und in die südafrikanische Union kommt kein Bedarfsartikel hinein, der nicht eine schwere Zolllast mit sich schleppte, und Fracht und Hafenabgabe sind dort nicht geringer, das Leben aber kostet sehr viel weniger.

Es gibt mehrere Hotels in Lüderitzbucht. Die Preise betragen im Durchschnitt für das Frühstück (nach englischer Art) 2 M., für das Mittagessen 3 M., für das Abendessen 2.50 M. Volle Pension ohne Zimmer wird mit 5–6 M., mit Zimmer mit 10 M. berechnet, doch ist volle Pension mit Zimmer auch um 7 M. zu haben.

Verbindung zwischen Lüderitzbucht und Keetmanshoop findet täglich statt. Die Züge fuhren bisher morgens ab, blieben über Nacht in Kuibis liegen und gelangten über Seeheim am nächsten Nachmittage nach Keetmanshoop. Von Seeheim fand zweimal wöchentlich Anschluß nach Kalkfontein statt. Von Keetmanshoop aus findet wöchentlich Verbindung mit den Stationen an der Zentralbahn Windhuk-Keetmanshoop statt.

Durchreisenden, die sich die nötigen Empfehlungen verschaffen, ist es leicht möglich, die Diamantfelder der Kolonialen Bergbau-Gesellschaft bei Kolmanskuppe zu besichtigen. Sie benutzen den Zug ab Lüderitzbucht $\frac{1}{2}$8 Uhr früh, gelangen in dreiviertel Stunden nach der Station Kolmanskuppe, 1$\frac{1}{2}$ Uhr fährt ein Zug zurück, der um 2$\frac{1}{4}$ Uhr in Lüderitzbucht ankommt. Von Kolmanskuppe aus führt eine Kleinbahn mit 60 cm Spurweite, die mit Benzollokomotiven arbeitet, nach den Feldern der Kolonialen Bergbau-Gesellschaft und des Fiskus sowie nach der Pumpstation für die Seewasserleitung der Kolonialen Bergbau-Gesellschaft an der Elisabethbucht. Insgesamt liegen 40 km Gleise. Eine gleiche 40 km lange Kleinbahn von Prinzenbucht über Pomona nach Bogenfels ist im Bau und eine Verbindungsbahn von der Elisabethbucht nach Prinzenbai wird geplant. Diese Bahnen dienen nur dem Bedürfnis der Diamantgesellschaften. Es ist jedoch das Mitfahren mit Genehmigung der Direktoren gestattet. Zum Besuch der Diamantfelder ist neben der Genehmigung der Direktoren eine Erlaubniskarte zum Betreten des Diamantgebietes erforderlich, die auf dem Bezirksamte kostenlos erteilt wird. Die Verbindung mit den südlichen Diamantfeldern für Reisende und Güter, soweit die Beförderung nicht über Land erfolgt, besorgt ein Woermanndampfer. Prinzenbucht und Dreimasterbucht werden regelmäßig angelaufen, nach Bedarf auch die schon erwähnten Landungsstellen der nördlichen Felder.

Der Monat April ist der Geburtsmonat der deutschen Niederlassung in der Bucht und damit zugleich der Geburtsmonat unserer aktiven Kolonialpolitik. Am 11. April 1883 lief ein Segler, von Kapstadt kommend, zwischen Haifischinsel und Pinguininsel in den Robertshafen ein, an der südwestafrikanischen Küste. Ein Boot wurde ausgesetzt, ein paar Menschen gingen an Land. Buschmänner

spähten von dem Felsenberge, unter dem heute der Lüderitzort liegt, über die Bucht den Fremden nach. Auf ihre Erzählungen hin ließ der alte Radford seine Sudkessel mit den Haifischlebern und seine Tranfässer in der Obhut seiner Buschmannmietfrauen, kletterte den farbigen Zwergen nach und hockte sich mit ihnen auf den Ausgucksfelsen. Sein altes Seefahrerglas war doch besser als der Wilden Augen. Er sah ein Zelt, er sah, daß man arbeitete, Steine schleppte, später war ein Mast da. Er hatte sich schon vor vielen vielen Jahren abmustern lassen in der Kapstadt und hatte viele, viele Jahre Guano gegraben auf den englischen



Der Hafenort Prinzenbucht. *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

Guanoinseln draußen vor der Küste, vordem er sich ansiedelte an seiner Bai, da wär's begreiflich gewesen, wenn er die fremde Flagge, die sie hißten am Stock, nicht erkannt hätte. Was kümmerte ihn Europa? Aber die rheinischen Missionare hinten im Hottentottenlande, weit landein, wo keine Wüste mehr war, die bekamen dann und wann Güter über Kapstadt zur See aus ihrer Heimat und Nachwuchs, neue Sendlinge. Die Guanokutter fuhren die Waren herauf und die Sendlinge löschten Fracht und Mann vor seinem Hause. Auf die Güter mußte er acht haben, bis Wagen kamen durch den wochenweiten Sand, dafür zahlte

die Mission. Die Menschen waren meist zu stolz, ha, ha, weil er so viel Frauen hatte von seinen Buschmännern. Die Menschen legten sich bald abseits von ihm, aber, wenn sie recht neu waren, hatten sie ihr Stückchen Flagge mit. Daher kannte er die schwarz-weiß-roten Farben. „Sie bauen ein Haus!" sagte Radford und lachte unbändig. „Sie bauen wahrhaftig ein Haus, wo kein Wasser ist."

Am nächsten Abend zischten und klickten es die Buschmänner an seinem Feuer nach und lachten auf ihre Art. „Jene bauen hier ein Haus, wo kein Wasser ist, sie nennen das Haus Fort Vogelsang. Jene sterben bald!"



Bastards, Hereroweiber, Hottentottin, Klippkaffer. *Aus „Kolonie und Heimat".*

Jene starben indessen nicht. Als Radford 14 Tage später dem Missionar Fenchel aus Keetmanshoop von den deutschen Landsleuten erzählte und daß sie inzwischen in die Namib hineingeritten seien auf abgetriebenen Hottentottenpferden, da wußte der Missionar schon von ihnen. Vogelsang war ihm begegnet an der Wasserstelle von Ukama, die beiden Männer hatten miteinander gescherzt; von seinem und seiner Auftraggeber Vorhaben freilich hatte Vogelsang geschwiegen. Fenchel lud eilig die Missionswaren bei Radford auf die Wagen. Wenn seine Zugochsen auch den Durst vom Donnerstag auf Dienstag gewöhnt waren, so lange

brauchte man von Ukama an die Bucht und zurück, gab's doch nur Bitterwasser in Ukama, und die Wanderdünenstrecke war zum Verzweifeln gerade in diesem April. Mußte man einmal halten, um ein Vorderrad freizuschaufeln, gleich sackte der Planwagen achtern ganz ein. Doch der Treck heimwärts verlief gut. An der zweiten Wasserstelle begegnete Fenchel den rückkehrenden Reitern. Sie hatten den Staub der Wagen längst gemerkt und hielten auf ihn zu. In Rufweite schwenkte Vogelsang den Hut: „Hurra, Missionar Fenchel, die Bai ist jetzt deutsch und fünf Meilen rundherum. Wir haben sie von den Bethaniern gekauft



Buschmänner. *Aus „Kolonie und Heimat".*

für 100 englische Pfund und 200 Zündnadelgewehre. Josef Frederik, der Kapitän der Bethanier, hat gemeint, den Sand mögt Ihr wohl haben, damit kann man doch nichts anfangen." — —

Am 1. Mai 1883 war Angra Pequena Josef Frederik abgekauft worden.

Am 24. April 1884 ließ Fürst Bismarck durch den Konsul Lippert in Kapstadt der Regierung der Kapkolonie mitteilen, die sämtlichen Erwerbungen des Bremer Kaufmanns Lüderitz seien dem Schutze des Deutschen Reiches unterstellt. Schon im Herbst des Jahres 1884 gingen Lüderitzens Privatmittel zu Ende. An

eine Verwendung von Reichsmitteln war vorläufig nicht zu denken, dagegen gelang es mit Bismarcks Hilfe im April 1885 eine deutsche Gesellschaft ins Leben zu rufen zur Übernahme der Erwerbungen. Am 13. April 1885 erteilte das Reich dieser Gesellschaft die Rechte einer juristischen Person. Hätte unser Vaterland damals den Schritt gewagt mit eigenen Mitteln, sein koloniales Unkostenkonto wäre nicht höher geworden, aber viele Millionen, die heute gewissen Gesellschaften ohne Einsatz an Gut und Mut zufließen, hätten unser Staatsvermögen vergrößert.

Dem braunen Säufer, Pferdedieb und Fürsten Josef Frederik, der sich Herr der südlichen Namib nannte, obgleich weder er noch sein Volk in ihr ein Recht oder ein Interesse hatten, war der Landkäufer Lüderitz als ein närrischer Verschwender erschienen. Vordem die Diamanten im April 1908 entdeckt wurden, haben viele Deutsche, die Lüderitzbucht kannten in seiner ganzen Aussichtslosigkeit, so wenig wie der Hottentott verstanden, warum der mutige Hanseate gerade an einer der trostlosesten Stellen der Welt, denn dazu gehört die seltsame deutsche Südküste gewiß, das notwendige koloniale Abenteuer begann.

Man erzählt heute, die Erwartung, Kupfer in großen Mengen unfern der Küste zu finden, habe Lüderitz zu dem Vorstoß an der Angra Pequena veranlaßt. In Ookip in der nordwestlichen Kapkolonie wird Kupfer abgebaut. Hier wurde ein sogenanntes Nest vermutet, während die Hauptadern des Erzes sich durch Großnamaqualand hinziehen sollten.

Nach der Entdeckung der Diamanten mag sich einem die Annahme aufdrängen, Lüderitz habe von den Edelsteinen irgend etwas gewußt; gewiß nicht von ihren wirklichen Lagerstätten, nur eben von ihrem Vorkommen in dem toten, winddurchmahlenen Wüstenstrich zwischen den Oranjebergen, dem Atlantischen Ozean und dem Baiwege. Daß er sich zu niemand über seine kühnste Hoffnung aussprach, auch nicht der neuen Gesellschaft gegenüber, beweist nichts. Wer hängt dergleichen an die große Glocke, vordem er genau weiß, woran er ist. Lüderitzens Ende ist ein unerforschliches Geheimnis. Auf einer angeblichen Kupferschürfexpedition gelangte er, von Angra Pequena ausgehend, über die Sitze der Bethanier an den Oranje. Dort schiffte er sich auf einem mitgebrachten Boote mit einem Kameraden, einem Seemann, ein. Seine ausgesprochene Absicht war, zu Wasser Lüderitzbucht wieder zu erreichen.

Der Plan ist ganz unwahrscheinlich für einen, der die Wildheit der deutschen Südküste kannte wie Lüderitz, und sicher hätte

sich kein Seemann zu solchem Unfug hergegeben. Ganz anders und Lüderitz würdiger wird das Bild, wenn man annimmt, die beiden Männer hätten, da die Untersuchungen auf „Pfeifen" — ein anderes Diamantenvorkommen kannte man damals nicht — im Sande um Lüderitzbucht nichts ergab, in aller Stille den an den Oranje stoßenden Teil der Namib durchforschen wollen. Sie wären dann nach glücklicher Lösung der Aufgabe, die wegen der größeren Nähe der Kapkolonie doppelt gebieterisch die Geheimhaltung erforderte, zur Ausgangsstelle zurückgekehrt. Wo ihr Schicksal sie ereilte, wird durch solche Vermutung nicht klarer, wahrscheinlich hat der Durst beide gefällt in der Namib, und der Wind und der Sand haben sie begraben.

Zu Lüderitzens Zeiten, vor seiner Zeit und nach seiner Zeit erzählte man sich in den Diggerzelten bei Kimberley und abends über den Lagerfeuern der Transportwagen in ganz Südafrika immerfort von gewaltigen Diamantenlagern am Unterlaufe des Grootriviers (Oranje). Den abenteuerlichsten Inhalt hatten die Geschichten. Von Leuten wußten sie, die verwildert bei ihren Schätzen fortwachten und nie mehr den Weg zurückfanden. Lüderitz kannte aus der Kapkolonie manch einen der seltsamen Berichte, und wenn sie alle Phantasieerzeugnisse waren, sicher ist, daß in den sechziger Jahren eine rudernde Mannschaft von einer Guanoinsel in Kapstadt erschien und ein kleines Säckchen Diamanten mit sich brachte. In der Trunkenheit verloren die Menschen in der ersten Nacht im Wirtshaus Steine und Geld und kamen, nachdem sie den langen, müden Weg zurückgemacht hatten, nicht wieder. Mag sein, daß von ihnen die Aussender jenes merkwürdigen englischen Schatzgräberschiffes, der Xema, ihre Wissenschaft hatten. In Deutschland nahm man im Jahre 1907 wenig Notiz von dem in englischen illustrierten Blättern abgebildeten Dampfer. In der Kapkolonie lachte, wer den erklärenden Hinweis las: Auf einer der Guanoinseln lägen Edelsteine, die Gesellschaft, die die Xema gechartert hätte, besäße die Karte der Insel mit den vorgemerkten Fundstellen. Ein alter Seefahrer habe von einem Guanogräber grade vor des letzteren Tode das Geheimnis anvertraut bekommen. Indessen erschien die Xema in Afrika. Sie ankerte eine Zeitlang vor Lüderitzbucht, die Hilfe des Woermannschleppers wies sie kurz ab. In Kapstadt verbot ihr das Jameson-Ministerium eine Landung auf den Inseln. Schließlich kam die Schiffsausrüstung in Kapstadt unter den Hammer. Bei der Versteigerung fiel die große Menge moderner Waffen auf. Wem galt die Bewaffnung? Den Pinguinen etwa auf den Inseln? Von welchen Diamanten wußten

die Xema-Charterer? Das Xema-Rätsel 1907 war das letzte große Geheimnis unserer Küste. Im April 1908 stellte der Bahnmeister Stauch unfern der Kolmanskuppe schön ordnungsgemäß seinen ersten Schürfpfahl auf mit der Aufschrift: „690. A. Stauch. Aufgestellt am 14. April 1908." Damit war eine Fundstelle der deutschen Diamanten für alle Welt entdeckt.

Im Anfang des Jahres 1908 hatte Stauch die Streckenkolonne unter sich gehabt, die die Gleise der neuen Bahnlinie Lüderitzbucht-Keetmanshoop vom Dünensand freihalten sollte. Grasplatz unweit der heutigen Bahnstation Kolmanskuppe war sein Stand-



Die Polizeistation Pomonapforte am Eingang des Märchentals.
Eigene Aufnahme des Verfassers.

quartier. Lange vor dem Bahnbau war dort ein alter Rastplatz der Händler und der Truppe gewesen. Stauch hatte den Einfall, daß die Leblosigkeit der Wüste irgendwo durch ein Lager an Schätzen, vielleicht an Gold, vielleicht an Edelsteinen, ausgeglichen sein müsse. Frühzeitig verschaffte er sich ein paar Schürfscheine, um am Tage seines erhofften Fundes auch ein Recht zu haben. Aus einem englischen Prospektierbuch, dem einzigen, das damals in Lüderitzbucht aufzutreiben war, unterrichtete er sich über die geologischen Möglichkeiten, und an seinen freien Sonntagen ritt er weiter in den Sand hinein, rechts und links von der Bahn,

und suchte Steine. Seine farbigen Arbeiter hatten Weisung von ihm, genau aufzupassen. Einer von diesen Arbeitern, der Kapjunge Levita, fand den ersten deutschen Diamanten unter der Kolmanskuppe, ganz nahe der Bahn, ganz nahe dem Rastplatz. An einem Sonntag war Stauch an der Kolonne Levitas vorbeigekommen und hatte gefragt: „Nun, habt ihr keine hübschen Steine gefunden?" „Einen hellen Stein haben die Boys eben mit dem Hammer zerschlagen, um zu sehen, was er ist", hatte der Vorarbeiter Mrokon geantwortet. „Schlagt nur nicht etwa einen Diamanten entzwei!" sagte Stauch zu den Lachenden. Am nächsten Tag kam dann



Das reiche Märchental in der südlichen Namib. *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

Levita zu Mrokon und brachte einen Stein. „Master, ek denk, dit moet en Demant wees —".

Die deutschen Diamanten in ihrer ganzen breiten Aussaat im losen Sande der Wüstentäler fanden die zähen Lüderitzbuchter in den nächsten sieben Monaten unter einem fast übermenschlichen Aufwand von Energie, Mut und Ausdauer. Es ist schade, daß die Zungengewandtheit des Beamten, der die Kolonisten vor dem Reiche hätte vertreten sollen, lange über die Mühsal, die Anstrengung und das Verdienst unserer Landsleute hinwegtäuschte. Selbst Sachkennern mochte es erscheinen, als säße da draußen

ein faules, geldgieriges Volk, dem man mit Anstrengung ein Geringes von spielend erworbenen Schätzen entrissen hätte zum allgemeinen Nutzen. Noch heute, bis einmal ein Lüderitzbuchter Diamantengräber die Erfahrungen und Nöte der ersten Finder sammelt, kennt niemand den wirklichen Inhalt der Diamantenfieberzeit in der verschlossenen Namib. Nur das wissen wir: Überall in der Welt, in Kalifornien, in Australien, in Johannesburg, in Kimberley, in Klondyke haben die plötzlichen Schätzefunde zu Wochen, oft Monaten tollster Gesetzlosigkeit geführt. In der Namib, wo kaum ein Richter, kein Zeuge gewesen wäre, wo das Sandmeer leicht alles verdeckt hätte, hat kein Mensch seine Hand gegen den andern erhoben. Mit einer preußischen Ordentlichkeit wurden die Schätze gefunden. Abenteuerlich war höchstens, daß eine Zeitlang die Kellner und Barfräulein in Lüderitzbucht ihr Trinkgeld in Diamanten bekamen.

Wir danken den Lüderitzbuchtern, daß sich Südwest auf einmal bezahlte, wir danken ihnen fast allein, daß der Staat einen tüchtigen Anteil am Diamantengewinn errang. Sie können nicht einmal vom deutschen Kapital sagen, daß es ihnen schnell zu Hilfe gekommen wäre, und manch einer, der reiche Lager entdeckte, ist ein armer Mann geblieben. Aber an allen solchen unerwarteten Schätzen hängt etwas vom Nibelungenfluch. — — —

Wenn die Dampfer ihre Reise nach Kapstadt fortsetzen, fällt gleich nach der Ausfahrt aus dem Robertshafen wie ein weiter blauer Sack der Lüderitzhafen auf, in dem bis zum Jahre 1904 die Schiffe zu ankern pflegten. Bei der Lüderitz-Bucht handelt es sich also um zwei Buchten, die vor der Verknüpfung der Haifischinsel mit dem Festlande miteinander verbunden waren. Die Buchten sind durchaus nicht klein, und der Name Angra Pequena ist beiden oder dem Lüderitzhafen wahrscheinlich infolge einer Verwechslung mit Angras Juntas auf frühen portugiesischen Seekarten beigelegt worden. Angras Juntas ist eine kleine Bucht, und von verbundenen Buchten ist dort keine Rede.

Die Angraspitze mit dem vorgelagerten Angrariff umfährt der Dampfer im weiten Bogen. Dann tut sich die Sturmvogelbucht auf, die Diazspitze folgt mit dem neuen Leuchtturm, wo Bartholomäus Diaz im Jahre 1486 das Steinkreuz mit dem Portugiesenwappen aufstellte, dessen Reste sich im Kapstädter Museum befinden. Die nächste Bucht ist die Guanobucht, darauf hält der Dampfer weiter von Land ab. Von der südlichen Namib sieht man noch ein unendliches gelbes Sandgewelle, davor, dazwischen rissige graue Granitfelsenzüge, glatte weiße Staubfelder,

breite Täler mit schimmernder Salzkruste und wieder Dünenberge und grell die Sonne darüber. Keine Pflanze, kein Leben scheinbar, kein Leben als das der im Winde wandernden und mahlenden Sandmassen und des an den Riffen aufschäumenden Meeres. Vielleicht unterscheidet das Glas eine der vorgelagerten Guanoinseln. Aber Prinzenbucht, der Bogenfelsen, das Wahrzeichen der deutschen Südküste, die Dreimasterbucht, Angras Juntas, schließlich die Oranjemündung bleiben unter dem Horizont.

Die Guanoinseln annektierte England 1861, und die Regierung der Kapkolonie unternahm als Nachfolgerin einer bankrotten



Der Bogenfelsen, das Wahrzeichen der Südküste. *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

Gesellschaft den Abbau selbst. Fremden wurde das Landen auf den Inseln verboten. Nur die Schoner von Kapstadt, die den Guano abholten und den Insulanern Wasser und Provisionen brachten, liefen noch die Inseln an und gelegentlich auch das Festland. Die Insulaner selbst fuhren in ihren schweren Booten zuweilen hinüber, um die paar ärmlichen Buschleute, die sich nach und nach zur Hilfsarbeit verdangen, abzuholen, vor allem aber ihre Frauensleute. Den Weißen und Bastards auf den Eilanden wurden sie von den Vätern und Männern für eine gewisse Zeit als Konkubinen verhandelt. Merkwürdiges Volk waren diese

weißen Guanoabbauer immer. Wer einmal zu ihnen kommt auf ihre weltentfernten, entsetzlich scharf riechenden Felsen in der Brandung, geht nicht mehr fort, sagen sie. Auf Ichaboe sitzt schon 40 Jahre lang als Koch ein Mann, der in Cambridge einst studierte und bei der Bank von England mit £ 400 Gehalt angestellt war. Auf Sinclair herrscht seit 25 Jahren Prussian Frank als Vorarbeiter. Er kam aus Ostpreußen und hieß Franz, Deutsch



Erstes Landen in der Dreimasterbucht. *Eigene Aufnahme der Verfassers.*

hat er vergessen, jetzt lernt er's wieder dadurch, daß er zuweilen auf die Station bei Angras Juntas Pinguineier bringt zum Geschenk. Sinclair gegenüber liegt Plum Pudding. Da bergen in mächtigem Felsentor die Sinclair-Leute ihre Toten. Und von jenen, die da schlafen, scheint ein und der andere wohl gewußt zu haben von den märchenhaften Schätzen, die Jahrhunderte offen lagen im Namibsande, aber den Kolonisten, die zu ihnen kamen von Kapstadt im geschäftlichen Verkehr, erzählten sie nichts

davon. Und doch suchten gerade die Kapstädter bald Edelmetalle hart an der Küste. Sinclair, ein Schonerkapitän, schürfte unweit Angras Juntas nach Silber, die Diamanten im Marmoragebiet rundum sah er nicht. Die Firma De Pass, Spence & Co., am Guanogeschäft beteiligt, tat mitten im Pomonagebiet, gegenüber der Pomonainsel, eine Silbermine auf. Eine Stunde weiter, vielleicht zum Minengebiet gehörig, läuft das Märchental durchs Land. Auf langem Wege sind dort die Edelsteine hingestreut. Aber niemand drang vor in den Durst und Sandsturm. Die Sinclair-Mine wurde verlassen, die Pomona-Mine vergessen.



Dreimasterbucht und die Arche Noah. *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

Auch der erste weiße Anwohner am heutigen Lüderitzhafen war ein früherer Insulaner. Die Bucht des Hafens, an dem sein Haus stand und noch steht, heißt nach ihm Radfordbai. Der alte Radford war Seemann gewesen, hatte lange Jahre auf den Inseln gearbeitet und war dann als eine Art Oberaufseher über die nächstliegenden Guanostätten am Festland angesiedelt worden. Bei ihm lagen die Schoner einigermaßen sicher, wenn der Orkan ein Anlaufen der Inseln unmöglich machte, auch Güter konnten abgegeben werden bei ihm für die fünf kapländischen Händler, von denen jeder eine malaiische Frau geheiratet hatte und die über den Baiweg mit ihren Ochsenwagen in das Innere zogen zum Tausch und zur Jagd.

Die Rheinischen Missionsstationen in Berseba, Bethanien, Gibeon und Keetmanshoop benutzten Radford ebenfalls als ihren Agenten. Zuerst ging der Weg der Missionare von der südlich gelegenen Prinzenbucht aus, wo die Waren für sie über der Flutgrenze abgeladen wurden und unbewacht die rechtmäßigen Eigentümer erwarteten; als aber durch das Vorrücken der Küste die nun wieder erschlossene Prinzenbucht versandete, da einigte sich die Missionsgesellschaft in den siebziger Jahren mit Radford. Zu gern wird sie es nicht getan haben. Radford selbst konnte nicht lesen und schreiben, er hielt sich für seine Speditionsgeschäfte einen



Angras Juntas, Marmoragebiet und Sinclairinsel. *Eigene Aufnahme des Verfassers.*

Mann, Fuller, und die beiden scheinen im Verein mit den zu ihnen haltenden Buschleuten nicht gerade ein durchaus lauteres Leben in moribus geführt zu haben. Radfords Haupterwerbsquelle bestand im Sieden eines Trans aus Haifischlebern. Kerne der Sandmelonen (Narras) trugen ihm die Buschmänner zu. Der Tran ging nach Europa, die Kerne wurden an die Kapstädter Fruchthändler verkauft. Wasser brachten dem Alten die Schoner aus Kapstadt. Über seine nächste Umgebung kam Radford nicht hinaus. Was sollte er in der Öde?

Die Bethanier Hottentotten, die Landesherren dem Namen nach, kamen ganz selten an das Meer. Mit den Buschmännern wollten sie

nichts zu tun haben und mieden sie. „Du bist ein Buschmann geworden!" ist Schimpfrede bei den Hottentotten. So waren vor der Diamantenzeit die Buschleute eigentlich die einzigen, die die Wüste kannten und hier und dort in ihr herumwanderten. Ein paar Kilometer von den Wasserstellen Anichab, Gamachab und Bunt-Feldschuh sind Spuren armseliger verlassener Werfte. Noch sind Pfade zu erkennen, die von den Wasserlöchern hinüberführten. Die scheuen Zwerge kleideten sich in Fellreste, sie nährten sich von Fischen und totem Getier. Ein gefallenes Tier witterten sie



Ovamboburschen. *Aus „Kolonie und Heimat".*

wie die Aasvögel und kamen von allen Seiten. Ihre einzige Handfertigkeit bestand in der Anfertigung von Buchuperlen aus Harz, vermischt mit dem würzig riechenden Saft der Buchublätter. Aus den Buchuperlen wurden Ketten angefertigt; sie behielten den starken Buchuduft immer und wurden weiter inland gern den Händlern abgekauft. Heute sind die Buschleute verschwunden. Als nach der Verhängung der Sperre Posten der Polizeitruppe das Diamantengebiet durchsuchten, fanden sie eine kleine Werft, ein paar Weiber und Kinder, einen uralten Bastard. Man fragte sie, wer ihr Kapitän sei, sie antworteten, Prussian Frank müsse es sein auf der Guanoinsel.

Weder die englischen Postdampfer noch die Zwischendampfer laufen Deutsch-Südwestafrika an. Die Fahrt der Postdampfer geht von Madeira ohne Aufenthalt nach Kapstadt. Manche Zwischendampfer berühren auf dem Wege von Teneriffa nach Kapstadt St. Helena, einige wenige Lobito Bai.

St. Helena liegt 1863 km von der Westküste Afrikas entfernt. Den entdeckenden Portugiesen muß 1502 die einsame Insel, die blau und steil und fest zusammenhängend und verschlossen immer höher aus dem abgrundtiefen Meere wuchs, seltsame Erwartungen erregt haben. Es mochte eine Toteninsel sein oder ein Heiligtum dort sich bergen. Sie fanden Wald und einen großen Pflanzenreichtum und keine Menschen. 1600 kamen die Holländer. 1650 traten sie die Insel an die Englische Ostindische Kompagnie ab. Die ersten Ansiedler bauten die ersten Häuser in der Stadt Jamestown und verkauften Gemüse und Fleisch an die Indienfahrer. Portugiesen, Holländer, Engländer und einzelne eingeschleppte Farbige mischten sich. 1815 wurde Napoleon gebracht und bekam Wohnung in dem einstöckigen Landhaus auf der hochgelegenen Ebene Longwood im Zentrum der Insel angewiesen. Seine Gefangenschaft und sein Tod hier, 1816, machten St. Helena weltberühmt. Zweifellos war die Strafe und Pein dieser trostlosen Enge, die im Gegensatz zur Unermeßlichkeit der Meere rundum noch qualvoller wirkt, entsetzlich für den Welteneroberer. Napoleon benutzte die Märtyrerjahre und das Mitgefühl, das sie ihm eintrugen, zum Ausbau der Napoleonlegende, die noch heute durch die Geschichte spukt, verhimmelnd und verzerrend und unwahr. 1840 holte der Herzog von Joinville im Auftrage des Bürgerkönigs die Gebeine des Toten ab. 1857 ging das Landhaus als Geschenk der Königin Viktoria nach Paris, und an seiner Stelle wurde eine Nachbildung in St. Helena aufgestellt. Der Grund gehört der französischen Republik. Ein ausgedienter französischer Brigadier bewohnt das Landhaus. Die Fahrt von Jamestown nach Longwood nimmt drei Stunden in Anspruch. Der Wagen kostet 10 Schilling. Die Engländer haben im Laufe der Jahre noch verschiedene politische Gefangene nach St. Helena gebracht, so Dinizulu, den letzten Vertreter des sogenannten königlichen Hauses der Zulus, so Cronjé und seine Buren.

Während Napoleons Aufenthalt wurden Truppen auf die Insel gelegt, die das Fort St. James bauten, zu dem die häufig abgebildete Jakobsleiter von Jamestown über die vulkanischen Felsen hinaufführt. 1905 und 1906 hörte St. Helena auf Garnison zu sein. Da die Insel durch den Bau des Suezkanales schon unendlich an Bedeutung und Verdienstgelegenheiten eingebüßt hatte

— alle östlich ziehenden englischen Geschwader nahmen hier vorher Proviant ein —, traf sie diese Entscheidung hart, und die



St. Helena, Jamestown.

Auswanderung nach Südafrika ist sehr lebhaft geworden. Die St. Helena-Leute sind ein angenehmer Bastardschlag.

Wenn die Ankunft in **Kapstadt** bevorsteht, sollte man sich rechtzeitig wecken lassen, daß man nicht eine der großen Augenweiden der Menschheit versäume. Dassen Island, zwanzig Seemeilen von Saldanha Bay, Robben Island, auf dem die Aussätzigen untergebracht sind, und sein Leuchtturm kündigen sie an.



Über silberner See im zarten Rosenhauch des jungen Tages eine flache, schwimmende Insel von Amethyst — so haben alle ihn zuerst gesehen, die mit dem Morgen kamen bei klarem Wetter, Saldanha und die abenteuernden Portugiesen, van Riebeek und die nüchternen Holländer, ernste Hugenotten, verkaufte deutsche Truppen, die erobernden Engländer, hungrige märkische Emigranten und das farblosere internationale Kulturmenschentum unserer Tage. Erst beim Näherkommen, wenn links das Hottentotts Holland schon seine Berge als scharfblaue Silhouette hingezeichnet hat, wenn aus dem nun zitronengelben Osthimmel die Spitzen der Apostel klar herausgemeißelt sind, wird die durchsichtige Insel zur festen, schweren Platte, wächst unter

der Platte sein gewaltiger, truhenartiger Rumpf hervor, und seine Trabanten stehen ihm zur Seite, zackig, rissig und spitzig die Teufelsspitze (Devilspeak), niedriger wie unter einem aufgestülpten Feuerwehrhelm der Löwenkopf (Lionshead). Zu den Weltwahrzeichen gehört der Tafelberg für die, die hinausgezogen sind in alle Welt. Sie reden freundlich von ihm — so reden sie von den Kreidefelsen bei Dover. Sie zeigen ihn sich verstohlen zärtlich, wie sie sich im erkältenden Grau der Elbeinfahrt die „Alte Liebe" zeigen. Macht es seine seltsame Sonderheit, der sieghafte Trotz, die immer mächtiger sich offenbarende Würde der südlichen Felsenburg, in



Teufelsspitze, Tafelberg und Löwenkopf aus der Ferne. *C. Wocke phot.*

die der Segler hineinzugleiten, der Dampfer sich einzubohren scheint, während weiße Kap-Tauben die Schiffe umspielen, braune Kormorane sie umtauchen, Schwarzmöwen sie umjagen?

An den Küsten der Erde hat die Natur manches hingestellt von nicht kleinerer Schönheit, von nicht geringerer Eigenart, von nicht minderem Stolz. Der Blick des Gewohnheitsreisenden befriedigt seine Neugier und macht den Vermerk im Gedächtnis. Daß den Menschen aller Zeiten das Schauen eines Erdenmales zum Ereignis werde, dazu muß es von der unsichtbaren Patina menschlicher Freuden, Leiden und Hoffnungen überzogen sein.

Als zuerst die Weißen nach quälend langer, gefahrvoller Reise kamen, versprach ihnen der Berg ein freundliches Rasten an Land, frisches Wasser und frische Nahrung. Später legten sie unter großen Steinplatten vor ihm ihre Briefe nieder. Über den grünen, über den rötlichvioletten Fels breitete sich ein Schimmer von Vaterlandssehnsucht und Fernenlust. Die Kapstadt wurde gegründet und wuchs. Als geöffneten Fächer, dessen glänzende Bänder sich längst um den Fuß von Lionshead und Devilspeak geschlungen haben, läßt sie der Berg zuletzt in seinen Armen sehen. Die Siedelung war ein kleines Nest noch, ein paar Häuschen und eine Spielzeugveste, bei der Ankunft der Hugenotten. Die gehetzten Männer mit den klugen, starken Gesichtern nannten die im Sonnenuntergang zum Himmel glühende, scheinbar lohendes Feuer tragende Tafel zum erstenmal ein Versprechen der Freiheit. Zweifel und unruhige Schicksalsfragen brachten die verkauften Württemberger und Hessen, fast hundert Jahre später viele von den Tausenden englischer Truppen zum zuweilen grämlichen, mit weißem Wolkentuch ganz verhangenen Berg. Kaum mehr wußten die englischen Soldaten von dem Weshalb und Woher des Feindes vor ihnen, als die verschacherten Deutschen. Mit den hungrigen märkischen Emigranten kam die Hoffnung. Sie winkte vom Gebirge den Rußland entflohenen Juden zu und all den einzelnen Menschenkindern und Menschenfamilien, die die Weite suchten und ein neues Leben. Und vom Tafelberg nahm das wandernde, unruhige, Afrika aufschließende und staatengründende Boerenvolk seine Liebe und sein Gemeinsamkeitsgefühl mit in das unendliche Veldt. Der Berg, unter dem der Stammvater jedes Geschlechts gewohnt hatte, blieb die Anknüpfung zwischen ihnen und den reichen, schwerer beweglichen Vettern im gottgesegneten Paarl vor den Toren der Stadt.

Wer in den weitläufigen Cape Town-Docks an Land geht, verwundert sich über die unglaubliche Zahl von Schattierungs- und Mischungsmöglichkeiten der Tinten, schwarz, braun, gelb und weiß. Afrikanische Neger aller Nähen und Weiten, Hottentotten, Malaien in Scharen, Inder, Chinesen und Weiße aus aller Welt und dazwischen jeder Übergang und jede Hin- und Herkreuzung. Unter den Farbigen herrschen die Malaien vor, die Nachkommen importierter Sklaven. Sie haben ihre eigene Sprache verloren, sind wohlhabend geworden, nehmen an der Verwaltung der Stadt teil, fühlen sich fast als Europäer. Aber sie sind Mohammedaner geblieben, von ihren Moscheen wird jeden Morgen und jeden Abend über Kapstadt zum Gebet gerufen, und sie haben die



Die Tafelbai.

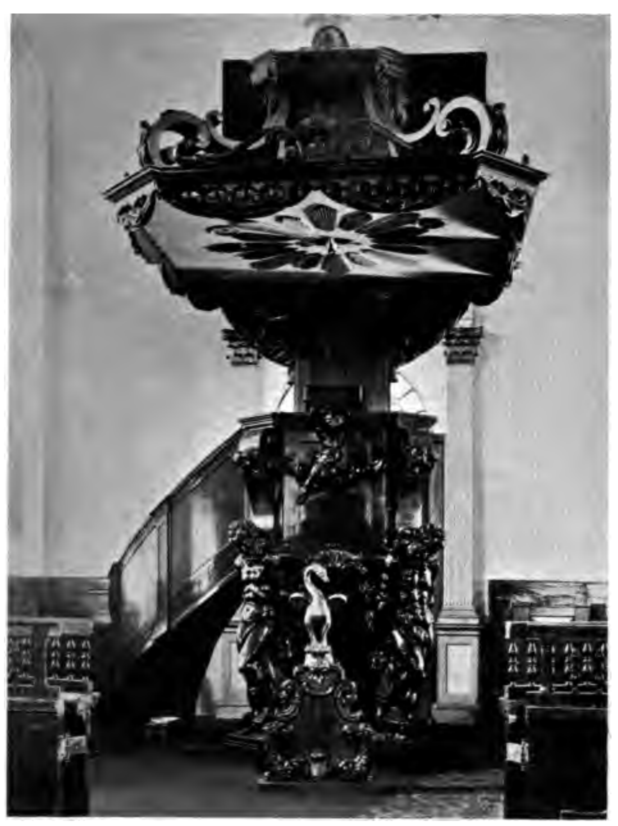
östliche Farbenfroheit beibehalten und all den anderen Nichtweißen mitgeteilt. Über und um und unter den, wie aus einem Rassenmosaik in toller Laune zusammengesetzten Gesichtern leuchtet die grellste, lustigste Buntheit. Dabei spricht jeder Mund das verschlissene Kirchenholländisch des siebzehnten Jahrhunderts.



Altes holländisches Tor im Kapstädter Fort.

Sobald das Fremdartige der Menschen zur Gewohnheit geworden ist, langweilt die Unaufgeräumtheit der Docks. Keine zwingende übermächtige Arbeitsrhapsodie wie in den ganz großen Kaufmannshäfen der Welt läßt sie vergessen, den ergriffenen Kohlenstaub gleichgültig atmen, Hitze beschwerdelos vertragen. Die Erwartung von der Stadt und die Sehnsucht nach der Stadt wächst, die so

nahe unter dem Tafelberg immer mehr zu Besonderem verpflichtet erscheint. Vor den Toren der Docks beginnt die breite Hauptstraße Adderley Street. An ihrem Fußende über dem Fischkai steht eine kleine Bildsäule van Riebeeks, des Gründers. Die Straße mündet vor dem Berg in die Government Avenue.



Kapstadt, Kanzel in der alten holländisch-lutherischen Kirche.
Deutsches Schnitzwerk.

Hohe Häuser, hübsche Läden, schnelle Trams, glatter Asphalt, der ansehnliche Bahnhof, eine fast preußische Hauptpost, viel Leute, viel Leben, vielleicht mehr amerikanisch als englisch, und alles vor allem gewaltig neu. Einmal hieß die Adderley Street „Heerengracht". Es ist gut, daß sie nicht mehr so heißt und den gleichgültigen Namen hat. Zum Tafelberg freilich sollte von einem

dröhnenden Hafen eine echte Heerengracht führen. In der Unruhe sucht man schließlich in den Nebengassen nach dem harmonischeren Alten und findet erst recht das billigste Neue, dazwischen endlich seltsam strenge, solide, einstöckige Gebäude aus der Holländerzeit. Aber Bildchen jedes, kein Bild. Denn das moderne Kapstädter Kleinhandelskleid umhüllt sie so fest, daß sie weder zueinander noch zum Berg in Beziehung gebracht werden können. So enttäuschen auch Festungsverhau und Festungsgemäuer, das van Riebeek begann, und die schmucklose holländische Kirche von 1669. Außer etlichen Grabsteinen selbstherrlicher niederländischer Gouverneure und der schönen deutschen Schnitzarbeit der Kanzel ist wenig in ihr und an ihr wirklich von den Vorfahren überliefert.



Altes holländisches Farmhaus Tokai.
(Jetzt forstwirtschaftliche Versuchsstation der Regierung.)

Als noch eine Heerengracht war, zog sie zu dem Herrengarten hinein in Eichenschatten. Im Garten residierte bis zur Union der Gouverneur. Vor seiner verbauten und verschachtelten Villeggiatur hat man links das Parlamentsgebäude der Kolonie in den Garten hingesetzt; rechts von der übriggebliebenen breiten Eichenallee sind Bibliothek, Museum und Botanischer Garten im Grün vergraben. Man sieht sie wenig. Die wuchtigen, geraden Baumlinien, der Berg voraus und hoch über den ein Vierteljahrtausend alten Baumriesen wirken allzu mächtig. Dazu verschwendet die Sonne ihr Gold, der Himmel tut sich stahlblau auf, die Luft fließt klar und rein in die Lungen, daß das Atmen selbst zur kräftigen

Freude wird, und still ist's in der Allee, prachtvoll still. Alles Zufällige vergißt sich, jede Augenblickserscheinung und Ausdrucksform verwischt sich, und den mit geschlossenen Augen auf einer Bank Ruhenden überkommt plötzlich eine Ehrfurcht vor historisch schon Gewordenem, vor historisch unendlich schnell Gewordenem, ein dämmerndes Verstehen... Erstaunt sieht er auf, fragt spottbereit: „Woher?" — Vor ihm liegt der ewige Berg mit seiner unsichtbaren Patina menschlicher Geschichte. Er sah die einzelnen kommen durch zweieinhalb Jahrhunderte. Die einzelnen mit all



Groot Schuur.

ihren Imponderabilien, immer wieder etwas hinzutragend zu dem unbewußt in Schmerzen sich gebärenden Neuvolk des südafrikanischen Subkontinents. Er trug die Siedelung Kapstadt im Arm; ein ostindisches Kompagniefort, einen Erholungshafen, eine holländische Beamtenstadt, eine englische Beamtenstadt, eine patzige Kleinhandelsstadt, hütete sie in allen ihren sich selbst mißverstehenden Metamorphosen. Und in seinem Schatten und unter seinen Eichen versammelt sich jetzt das südafrikanische Gesamtparlament. Der Berg scheint darauf gewartet zu haben. Die Leiden, die Freuden, die Hoffnungen und Entwürfe, die in der Volksversammlung ausgesprochen werden als Äußerung der

gemeinschaftlichen Volksseele, er trug sie längst als untrennbar gewobenen Sagenmantel. — — —

Durchreisende haben gewöhnlich 2½ Tage zu ihrer Verfügung in Kapstadt. Sie müssen ihre Zeit wohl ausnützen, wenn sie aus der Fülle des Gebotenen das Wichtigste genießen wollen. Auch diejenigen, die von Kapstadt aus landein zu fahren beabsichtigen — von Kapstadt führen nicht die kürzesten Wege, aber fahren die bequemsten Züge nach Kimberley in etwa 31 Stunden, nach Bulawayo in etwa 70 Stunden, nach Bloemfontein in etwas 34 Stunden, nach Johannesburg in etwa 45 Stunden, nach Pretoria in rund 46 Stunden und an die Viktoria-Fälle in rund 92 Stunden —, sollten sich einen Aufenthalt von wenigstens drei Tagen gönnen. Die Kaphalbinsel ist verschieden vom ganzen übrigen Südafrika, und lieber mag im eintönigen Innern diese oder jene Besichtigung unterlassen werden.

Zu dem Allernotwendigsten während eines kurzen Aufenthalts gehören: Die Rundfahrt über den Kloof Nek und die Camps Bay, bie Besichtigung des ausgezeichneten Museums, der Besuch von Groote Schuur und eine Bahnfahrt nach Stellenbosch.

Adderley Street, die Hauptstraße der Stadt, von der aus alle Ausflüge ihren Anfang nehmen müssen, kann auf dreierlei Weise erreicht werden. Die billigste Gelegenheit bieten die Züge, die von Sea Point kommend an den drei leicht kenntlichen Stationen in den Docks (East Pier Road, Loch Jetty, North Gates) halten. Die Rückfahrkarte kostet 50 Pfennig (6 *d.*), die Züge fahren alle halbe Stunde.

Wagen sammeln sich auf dem Pier bei jedem ankommenden Schiff. Hansomes kosten 1 *s.* 9 *d.* für 2 Personen bis an das Gebäude der Standard Bank mitten in Adderley Street. Bei vierräderigen Wagen zahlt jede weitere Person 1 *s.*

Schließlich fahren zwischen den Dampfern auf der Reede und an den Kais und der Landungsbrücke unterhalb der Adderley Street Motorboote hin und her. Der Fahrpreis beträgt in allen Fällen 1 *s.* pro Person.

Sobald die Dampfer festgemacht haben, wird von der Cape Peninsular Publicity Association an alle Reisenden ein hübsch ausgestatteter und recht brauchbarer kleiner Führer „While the steamer waits" umsonst verteilt. Die vortreffliche Gesellschaft hat im Hauptbahnhofe in der Adderley Street ein Auskunftsbüro (Publicity Bureau) errichtet, wo der Führer und Pläne usw. immer zu erhalten sind und den Reisenden mit jederlei Auskunft gerne gedient wird.

Deutsches Gold wechselt die Standard Bank ein, auch Noten der Bank von England, die in Südafrika sonst nicht angenommen werden und die man nicht mitbringen sollte, da man daran verliert.

Der Weg Adderley Street aufwärts zum Parlamentsgebäude und dem Museum führt, wie erwähnt, von der Statue van Riebeeks ausgehend an dem Bahnhof (links), der Hauptpost (links), dem Standard Bank Gebäude (links) und der holländischen reformierten Kirche mit der schönen geschnitzten Kanzel (links), der ältesten Kirche in Südafrika, endlich dem Gebäude des Supreme Courts vorbei. Es folgt



Rhodes Denkmal „Physical Energy",
in der Ferne die deutschen Siedelungen in den Cape Flats.

die Eichenallee, Government Avenue, mit dem Parlamentsgebäude links, der St. Georgs Kathedrale und der öffentlichen Bibliothek rechts. An die Bibliothek schließt sich der Botanische Garten an, in dessen Mitte das Museum steht. Das Museum ist geöffnet an Wochentagen von 10—5, an Sonntagen von 2—5. Die Sammlungen sind außerordentlich übersichtlich und bequem angeordnet. Sie umfassen vor allem eine fast vollständige und sehr gute Darstellung der südafrikanischen Tierwelt, eine Darstellung aller geologischen Verhältnisse und Funde Südafrikas, eine südafrikanische historische Abteilung mit dem

Marmorkreuz von der Diazspitze, mit den erwähnten Poststeinen und mit ganz prächtigen von Künstlerhand nach dem Leben geformten Figuren der verschiedenen Hottentott- und Buschmann-Typen.

Gelegenheit zu Mahlzeiten findet sich außer in den zahlreichen Hotels in allen Teehäusern (häufig im ersten Stock) an der Adderley Street. Alkoholhaltige Getränke werden in den Teehäusern nicht ausgeschenkt, aber ein recht gutes einfaches Lunch oder Abendessen wird zum Preise von 1 *s.* 6 *d.* gereicht.

Die Fahrt nach Groote Schuur nimmt bei schneller Besichtigung zwei Stunden in Anspruch. Groote Schuur ist der Landsitz Cecil Rhodes', den er sich in der Art der alten holländischen Herrensitze um Kapstadt erbaute und entsprechend mit alten Möbeln einrichtete. Nach den Testamentsbestimmungen Rhodes' sollte Groote Schuur dem ersten Staatsmann der zukünftigen südafrikanischen Union als Residenz dienen. Louis Botha, der erste Premierminister der Union, bezog den Landsitz demnach, als das Gesamtparlament zum erstenmale tagte. Man mag in dieser Tatsache eine Ironie oder eine Versöhnung des Schicksals sehen. Vielleicht hatte sie Rhodes nicht erwartet. In den großen Parkanlagen Groote Schuurs wandern in mächtigen Gehegen Antilopen und Zebras. In festen Käfigen sind die südafrikanischen Raubtiere untergebracht. Schöne Ausblicke auf den Tafelberg, die Teufelsspitze, auf die Tafelbai und die von deutschen Bauern urbar gemachten und besiedelten Cape Flats bieten sich. Ein würdiges Denkmal mit Watts Bildwerk „Physical energy" ist zu Rhodes' Ehren im Garten errichtet. Die Fahrt nach Groote Schuur (in Rondebosch) wird am besten von Adderley Street aus mit der nach Wynberg fahrenden Trambahn auf dem Verdeck angetreten. Die Fahrt nimmt eine halbe Stunde in Anspruch und kostet 6 *d.* Die Wagen halten in nächster Nähe des Eingangs.

Die Rundfahrt über Kloof Nek und Camps Bay nennt der Führer der Publicity Association „the grandest of all the spectacular attractions available within the brief time limits and ranking as amongst the finest in the world for panoramic displays". Auch sie nimmt zwei Stunden in Anspruch. Von Adderley Street aus kann entweder die Straßenbahn benutzt werden, die über Sea Point an der Küste entlang nach Camps Bay fährt oder jene, die über den Kloof Nek (800 Fuß) zwischen Tafelberg und Löwenkopf hinüber klettert. Von der Paßhöhe sieht man die zwölf Apostel und die vielen Buchten des Indischen Ozeans. Den schönsten Blick auf den Tafelberg hat man wohl, wenn



Kapstadt, vom Kloof Nek aus.

man von Camps Bay aus rückkehrend über den Kloof Nek fährt. Die Rundfahrt kostet 1 *s.* 6 *d.* Sehr gelobt wird die große Rundfahrt um den ganzen Stock des Tafelberges und der zwölf Apostel, die im viersitzigen Auto zum Preise von 32 *s.* 6 *d.* in rund drei Stunden gemacht werden kann. Die Fahrt geht über



Am Tafelberg in halber Höhe.

den schönen Victoria Road, Clifton Bay, nach Camps Bay wie die erwähnte Rundfahrt, dann weiter über Oudekraal, Hout Nek, Hout Bay, durch das Constantiatal über Constantia nach Wynberg und durch Kenilworth, Claremont, Newlands, Rondebosch und Rosebank nach Kapstadt

zurück. Wer die große Rundfahrt macht, mag die Eisenbahnfahrt nach Stellenbosch unterlassen, da er in Constantia den Eindruck von alter holländischer Kultur am Kap bekommt, den ihm sonst das eigenartige und reizvolle Stellenbosch vermitteln soll.

Stellenbosch ist in etwa anderthalb Stunden per Bahn von Kapstadt aus zu erreichen über Bosman's Crossing. Schon auf



Das Kap der Guten Hoffnung.

der Fahrt fallen die alten Herrenhäuser hier und da in den Weingütern auf. Stellenbosch ward vom Gouverneur van der Stel 1679 angelegt. Die Stadt mit ihren vielen Erziehungsanstalten und ihren altertümlichen Bauten ist ganz vergraben in zweihundertjährigen Eichen. Wo der Blick das Grün durchdringt, entdeckt

er die am Tage blau, bei Sonnenuntergang rötlich schimmernden umgebenden Bergzüge. Unter den vielen alten Gebäuden der Stadt sind die berühmtesten das Pfarrhaus „La Gratitude" 1704; „Libertas" mit Fresken 1683; das frühere Arsenal der Holländischen Ostindischen Kompagnie mit dem Glockenturm und der jetzt als Marktglocke dienenden Sturmglocke. Wer einen Tag auf den Ausflug nach Stellenbosch verwendet, was man wohl tun sollte, mag von Stellenbosch aus eine Fahrt bis Bange Hoek unternehmen. Der Paß empfing in frühen Zeiten den ängstlichen Namen, „weil er damals oft von Löwen und „Tigern" (den Kapleoparden) bedroht war und zu Abgründen und tiefen Wasserlöchern führte", wie Kolbe berichtet.

Viele Jahrzehnte hindurch war Stellenbosch die ultima Thule der Zivilisation in Südafrika, das die Vorstöße der Hottentotten und Buschleute auf Kapstadt aufhielt. Wohnte doch am Ende des 17. Jahrhunderts noch kein einziger Weißer mehr als 70 km vom Kapstädter Kastell, dem heute noch vorhandenen Fort, entfernt. Das ganze damals eingenommene Territorium lag innerhalb der von der Tafelbai aus sichtbaren Gebirgszüge. Um 1700 saßen auf diesem Gebiete 1400 Europäer. Ein Sechstel der Zahl waren Hugenotten, in deren Händen noch heute viele der Farmen um Kapstadt sind, über ein Sechstel waren Deutsche, nicht ganz zwei Drittel Holländer. Durch die entdeckenden Portugiesen, die, wenn man so sagen darf, sich Algoa Bai und Delagoa Bai zu Stützpunkten an der südafrikanischen Küste gewählt hatten, fand eine Besiedelung im Kaplande nicht statt. Auch den Holländern sollte zunächst die Niederlassung am Fuße des Tafelberges zu nichts dienen, als die Indienfahrer auf der Ausreise und Heimreise mit frischem Proviant zu versorgen. Die schnelle und energische Kolonisation Südafrikas, die zur Nachahmung reizte, ist keiner europäischen Macht, nicht Portugal, nicht Holland, nicht England zu danken, sondern dem Ausdehnungsdrange der unter Kompagnie- und englischer Regierung gedrückten Farmer niederländischer, deutscher und französischer Abstammung, denen das Kap Heimat geworden war, und aus denen das Volk der Afrikander, wie sie sich, das staatengründende Volk der Boeren, d. h. Bauern, wie wir und die Engländer sie nennen, hervorging. — — —

Wenn dem landein Reisenden noch der Rat gegeben ist, morgens seine Fahrt zu beginnen, da der schönste Teil der Reise beim Aufstiege von der Küste über die Gebirgsstufen zur Hochebene des Innern ihm sonst verloren geht, bleibt von den äußeren

Eindrücken auf der gewaltigen Strecke von 6435 Seemeilen, Hamburg-Kapstadt, im Rahmen dieses Kapitels nichts mehr zu sagen.

Abgeschlossen sei es mit der Erinnerung, daß ein reiches Erleben auch den Zurückgebliebenen gegenüber — und diesesmal ist von den Allernächsten die Rede — verpflichtet. Ihnen verkürzt kein wechselvolles Schauen die nicht immer leichten Trennungstage, -Monate und -Jahre. Da gibt es eine Mahnung in Frenssens Anna Hollmann an einen jungen Matrosen durch einen andern:



Englischer Postdampfer vor der Abfahrt in Kapstadt. *H. Jungheinrich phot.*

„Er stellte Fragen an ihn und stockte in der Mitte jeder Frage, weil er sich jedesmal erst die Gestalt und Not der eigenen Mutter vor die Seele rief: Hat Deine Mutter Dich reinlich gehalten? Hat sie Dich nie fallen, oder frieren, oder umsonst weinen lassen? Hat sie Dich abends oder nachts nicht allein gelassen, um mit Nachbarn auf der Straße oder in Gesellschaft zu sein? Hat sie Dir nie etwas Schimpfliches gesagt oder getan? — — Dann mußt Du also in jedem Hafen an sie schreiben! Gerechtigkeit muß sein auf der Welt! Gerechtigkeit muß sein! Also schreib! —"

Ja, Gerechtigkeit muß sein! Also schreib. — — —

III.

> In der See nehmen die Nationen stärkende Bäder, erfrischen sie ihre Gliedmaßen, beleben sie ihren Geist und machen ihn empfänglich für große Dinge, gewöhnen sie ihr körperliches und geistiges Auge, in die Ferne zu sehen, waschen sie sich jenen Philisterunrat vom Leibe, der allem Nationalleben, allem Nationalaufschwung so hinderlich ist. Das Salzwasser ist für die Nationen eine längst erprobte Panacee; es vertreibt ihnen die Titelsucht, die Blähungen aller den gesunden Menschenverstand verzehrenden Stubenphilosophie, die Krätze der Sentimentalität, die Lähmungen der Papierwirtschaft, die Verstopfungen der gelehrten Pedanterei und heilt Stubenversessenheit aus dem Grunde. Seefahrende Leute lachen über das Hunger- und Sparsystem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wissend, daß die See an guten Dingen unerschöpflich ist, und daß man nur Mut und Kraft haben dürfe, sie zu holen. Friedrich List.

Der Reisende.

Die direkte Passagierverbindung nach Deutschsüdwestafrika besorgt die Deutsche Ostafrikalinie allein. Die Häfen der südafrikanischen Union werden außer von der deutschen Linie von verschiedenen britischen Linien angelaufen, deren vornehmste die Union Castle Co. und die Bucknalllinie sind.

Es ist nie deutsche Art gewesen, sich in Handelsbeziehungen national engherzig zu erweisen. Unter fremder Flagge sind deutsche Menschen und Güter so wohl gefahren als unter der eigenen. Wo der deutsche Kaufmann saß, verlangte er den besten Artikel, kam er aus der Fremde, so bezog ihn der Kaufmann aus der Fremde. Alle deutschen Kolonien sind für uns Zollausland, kein Tarif unterscheidet dort zwischen den Waren des Mutterlandes und den Waren der anderen Länder zum Vorteil des Mutterlandes wie etwa der Zolltarif der Südafrikanischen Union zu Gunsten Englands unterscheidet. Deutschland ist auf Grund der Zahlen des S. J. D. R. 1912 an der Einfuhr in Südwestafrika mit 77,7%, in Ostafrika mit 50,9%, in Deutsch-Neu-Guinea mit 43,6%, in Samoa mit 24,3%, in Kamerun mit 78,4%, in Togo mit 54,8% beteiligt. Dieser schönen bewußten Weitherzigkeit, die durchaus nichts gemein hat mit der schwächlichen Fremdtümelei und den nationalen Unreinlichkeiten mancher Kreise des deutschen Binnenlandes, ist nicht immer mit gleicher Münze vergolten worden. Wo wir ruhig und selbstverständlich mit Gold zahlten, bekamen wir

oft Scheine mit recht fettem weithin lesbarem Druck, die redeten viel lauter als unser stilles Gold und blieben doch nur Papier.

Auf die See und über die See gehört die nationale Beschränktheit nicht, und wir wollen nicht kleiner werden als wir anfingen; dennoch ist zu bedenken, daß deutsche Einrichtungen heute überall einen friedlichen Wettkampf, häufig eine gehässige Gegnerschaft zu bestehen haben und nur gedeihen und wachsen und sich vervollkommnen können zum allgemeinen Nutzen, wenn sie zunächst deutsche Unterstützung finden. Wir Deutschen glauben nicht, daß ein Deutscher mit einem deutschen Schiffe fahren, mit deutschem Dampfer seine Güter empfangen und aussenden, deutsche Artikel kaufen müsse, sich an deutsche Häuser zu halten habe, — dergleichen liegt uns nicht. Dagegen verlangen wir wohl, daß Schiff, Kaufhaus und Artikel, die sich als deutsche vorstellen, wie vortreffliche Gesandte für uns Ehre einlegen und uns nützen sollen. Ja, was tadelten wir lieber als deutsche Dinge? Nun denn, eine Liebe ist der andern wert.

Deutsche Reichspostdampfer, zu denen die Schiffe der Deutschen Ostafrikalinie gehören, gibt es seit 1885. Damals wurde der Reichskanzler gesetzlich ermächtigt, die Einrichtung und Erhaltung regelmäßiger Postdampferverbindungen zwischen Deutschland, Asien und Australien zunächst auf die Dauer von 15 Jahren geeigneten Privatunternehmungen zu übertragen und in Verträgen Beihilfen bis zum Höchstbetrage von jährlich vier Millionen Mark aus der Reichskasse zu bewilligen. Deutschland war die letzte der großen Handelsmächte, die zu dem Mittel griffen, durch staatliche Beihilfen die Gründung von Verkehrsbeziehungen zu ermöglichen, die aus dem Ertrage von Personen- und Frachtdienst allein nicht ohne weiteres Gewinn versprachen. Die unterstützten Unternehmungen traten unter die Kontrolle des Reichskanzlers, was Material, Fahrtdauer und Anlaufhäfen anging. Für den deutschen Handel, die deutsche Industrie und den guten Klang des deutschen Namens in der Welt war die Gründung der Reichspostlinien von größter Bedeutung. Heute nimmt Deutschland im Postdampferverkehr aller Kulturnationen die zweite Stelle ein, England die erste.

Als das Gesetz vom 6. April 1885 durchging und in allen Folgejahren bis auf diesen Tag, wurde in den fremden Häfen und Zeitungen gern erzählt von „bounty fed" deutschen Linien und dabei getan, als kenne man nur bei uns die Postsubventionen. In Wahrheit verhielt sich die Sache so, daß Großbritannien mit den Kolonien schon 1884, als Deutschland 4 Millionen auszuwerfen gedachte, rund 16 Millionen auswarf, Frankreich mit den Prämien

für Postbeförderung gar 26 Millionen. Deutschland marschierte hinter den Niederlanden, Österreich, Italien, Rußland und Spanien drein. Die deutsche Postsubvention unterschied sich nur darin von der anderer Länder, daß an die deutschen Unternehmer schärfere Anforderungen seitens ihres Staates gestellt wurden.

Der erste Dampfer der Deutschen Ostafrikalinie, der auf westlicher Rundfahrt das Kap der Guten Hoffnung umfuhr, war der kleine Reichstag. 1902 begannen die regelmäßigen Postdampferfahrten der deutschen Linie abwechselnd auf westlichem und östlichem Wege um Afrika. Vorher liefen die Dampfer nur auf dem östlichen Wege bis Delagoa Bai und Durban. Den regelmäßigen Passagier- und Postdienst nach und von Deutschsüdwestafrika übernahm die Deutsche Ostafrikalinie von der Woermannlinie im Verlaufe des Aufstandes.

Die englische Postlinie, die Union Castle Co., deren Dampfer Swakopmund und Lüderitzbucht nicht anlaufen, ist aus der Vereinigung der Union Linie und der Castle Linie hervorgegangen. Die Union Linie, die älteste, fuhr vom Jahre 1853 an regelmäßig nach Kapstadt, die Castle Linie folgte ihr als Konkurrenzunternehmen im Jahre 1873.

Auf deutschen und englischen Schiffen gleichen sich die Gepäckbestimmungen. Die Unterbringung des Gepäcks findet teils in den Kammern, teils im Gepäckraume statt. In den Kammern dürfen nur die sogenannten Kabinenkoffer, die unter dem Bette Platz finden, untergebracht werden und vielleicht ein oder das andere kleinere Gepäckstück. Im Wege ist alles außer den Kabinenkoffern und Wäschesäcken. Als Maße der Kabinenkoffer gibt die Deutsche Ostafrikalinie 90×60×35 cm an. Wenn schon auf der deutschen Linie der Gepäckraum mit dem größeren Gepäck den Reisenden täglich eine Stunde geöffnet steht, ist eine allzugroße Abhängigkeit vom großen Gepäck nicht anzuraten. Der Kabinenkoffer soll alles Notwendige für die nächsten acht Tage enthalten. Für ungefähr zwei Anzüge auf jeden Reisenden ist Platz in den schmalen Kleiderschränken der Kammern. Mäntel und der für den Gang zum Bade angenehme Schlafrock können an den Kleiderhaken der Kammer aufgehängt werden.

Die Ausrüstung richtet sich völlig nach Geschmack und Gewohnheit des Reisenden. Für die Reise ist selbst im Sommer und erst recht im Winter warmes Zeug nötig auf der Strecke von Hamburg bis zu den Kanarien. Vor allem wird der Besitz eines bequemen, nicht zu leichten Reisemantels sehr angenehm empfunden werden, der dann auch bei Reisen in Afrika, wie nicht weniger

das warme Zeug im südafrikanischen Winter an der Küste und auf den Hochflächen, sehr gute Dienste leistet. Für die Tropenfahrt sind Leinensachen, Tennisbeinkleider und weiche Sporthemden mit weichen Anknöpfkragen, absatzlose Segeltuchschuhe oder weiße Lederschuhe als Tagestracht sehr angenehm und wieder im Neulande wohl zu gebrauchen. Am Abend wird ganz allgemein, wenigstens in der ersten Klasse, auch auf deutschen Schiffen Toilette gemacht. Die Herren tragen dann Dinner-Jacket, „Smoking" wie wir den Anzug deutsch nennen, oder doch dunklen Rock und natürlich gestärkte Wäsche und leichte Lackschuhe.

Es gibt eine Schicht Landsleute, gerade ihr Nationalgefühl betätigt sich sonst selten über das Absingen und Abschreien patriotischer Lieder am Biertische hinaus, die wollen in dem, was gute Sitte auf Dampfern geworden ist, eine nicht genug zu verachtende Nachäfferei englischer Äfferei erkennen. Nun ist kein Volk in der Welt, bei dem die Äfferei weniger Boden fände als bei den nüchternen Briten. Wo in England sich Bräuche für bestimmte Gelegenheiten festgewurzelt haben, war immer für sie maßgebend die größtmögliche Bequemlichkeit des einzelnen *ohne* Belästigung des Nebenmenschen, dem Manne die notwendigste freiste Bewegung zu seiner Zeit, in den gemeinsamen Feierstunden des Abends dem Manne und der Frau die nicht minder notwendige heitere Wohlgemessenheit. Die Engländer sind lange vor uns in Scharen über die Erde gefahren, Mann, Frau und Kind, und so wenig es Nachäfferei ist, wenn irgend eine erprobte Technik eines Brückenbaues oder einer Einrichtung des Schiffstelegraphen übernommen wird, so wenig ist die Übernahme einer gewissen Reisetechnik abzuweisen, weil ein anderes wohlerfahrenes Volk sie zuerst ausbildete. Es ist nicht die Frage, was tun oder unterlassen die Engländer, sondern die Frage lautet: Wie kann ich an heißen Tropentagen in einer großen Gesellschaft mir die durchaus nötige energische Bewegung verschaffen, am ungehindertsten ruhen, mich am wenigsten von der Hitze quälen lassen, ohne den guten Geschmack zu verletzen, d. h. ohne zu stören und aufzufallen? Wie kann ich einen köstlichen Abend nach einem heißen Tage mir und zugleich meinem Nachbarn so freundlich und bequem wie möglich machen?

Vor Jahren befuhren einmal Glieder einer großen deutschen Körperschaft ein Stück der Küste Afrikas. Deren einige bedachten ihre Bequemlichkeit so wohl, daß sie den Tag auf Deck in unordentlichen Schlafanzügen mit hängenden Socken in Pantoffeln zubrachten unter einer internationalen Gesellschaft. Das ist

unerhörter Egoismus, den wir als Nationaleigenschaft lieber nicht ansprechen wollen. Die Zeche solcher Ungezogenheiten zahlt in blankem Gelde der deutsche Kaufmann, der draußen unsere Schlachten schlagen soll; die Zeche zahlt, so übertrieben das klingen mag, das Reich an politischem Ansehen. Die schönen Seelen kann der Fremde nicht studieren, aber das Wettmachen von Mißachtung und Lächerlichkeit kostet Kriegsschiffe und Regimenter.

Alle deutschen Dampfer führen Wäscher und Bügler mit. Zu empfehlen ist dennoch, daß die mitgenommene Wäsche für die Reise genüge. Zur Aufnahme der abgelegten Wäsche eignen sich für die Reise die oben mit Metallring verschlossenen, unten mit Lederboden versehenen, braunen Segeltuchreisesäcke am besten. Angenehm sind an Bord und in Afrika die Schlafanzüge. In ihnen ist zwischen elf Uhr abends und sieben Uhr morgens der Aufenthalt auf Deck ganz allgemein statthaft, und sie ermöglichen ohne weiteres den Gang zum Bade vom Bette aus. Besondere Kleidung brauchen schließlich nur die Reisenden, die in Afrika landein ziehen abseits der Städte, wo haltbares Zeug nötig ist. In der Union entspricht die Kleidung völlig der bei uns für Sommer und Herbst gewohnten. Brown's Guide to South and East Africa empfiehlt Jägern zur Ausrüstung: „Flannel shirts, mole-skin jackets and breeches, or shooting suits made of the material known as gabardine; thick stockings and socks, leather gaiters, soft felt hat. Also two Khaki suits and a heavy great coat for sleeping at night, or wearing during very bad weather. Two pairs of shooting boots, well nailed, two pairs of half-Wellingtons and some warm, strong gloves. A waterproof ground sheet is a sine qua non, and it is as well to have four good blankets and to carry a mosquito net." — Brown stützt sich in seinen hübschen Ausführungen über Wild, Jagd und Jagdausrüstungen auf das vorzügliche, ebenso knappe als reiche Buch von James A. Nicolls und W. Eglington „The Sportsman in South Africa." Im Buchhandel ist dies Werk seit Jahren leider nicht zu erhalten, in den größeren Bibliotheken der Union kann es eingesehen oder entliehen werden.

Bei der Einfuhr sind alle Kleidungsstücke, seien sie alt oder neu, auch solche Gegenstände, die zum persönlichen Gebrauch eines wohlversehenen Reisenden dienen, zollfrei. Dagegen ist auf Feuerwaffen, Munition, Tabak und Zigarren Zoll zu entrichten. Auch Konserven oder Genußmittel müssen angegeben und je nachdem verzollt werden. Nicht genug kann gewarnt werden vor dem Versuche Waffen einzuschmuggeln. Die Strafen sind in allen Kolonien sehr hoch. In der Union beträgt der Zoll auf Gewehre

wenn einläufig £ 1.—, wenn doppelläufig £ 1.10, auf Pistolen und Revolver 5 s. das Stück, außerdem sind 10% vom Fabrikwerte zu zahlen. In Deutschsüdwestafrika gelten die Sätze von 20 Mark für ein- und mehrläufige Hinterlader, sowie Läufe zu solchen, und von 5 Mark für sonstige Feuerwaffen einschließlich der Teschins. Pistolen mit Kolben zählen als Gewehre.

Ein bequemer Liegestuhl erhöht den Genuß der Reise. Die Stühle können im Abfahrthafen, auch auf den Kanarien oder in Madeira besorgt werden. Auf deutschen Dampfern vermietet die Bord-Stuhl-Gesellschaft gute Stühle.

Bei der Ausrüstung mit Geld ist zu beachten, daß in der Südafrikanischen Union nicht nur der Wechselverlust auf deutschem Gelde hoch ist, sondern auch auf den Noten der Bank von England. Die Union hat ihre eigenen Notenbanken. —

Als angenehmste Kammern werden immer diejenigen angesehen, die mittschiffs liegen und deren Bullaugen nach Osten gehen. Sie sollen kühler sein in heißer Zeit. Der Unterschied ist aber nicht so sehr groß. Wo sich Betten übereinander befinden, wird meist das untere Bett vorgezogen.

Das Eingeschlossensein mit einem oder mehreren Fremden in einem kleinen Schlafraum ist für niemand eine Annehmlichkeit, also auch nicht für den, der Dein Schlafkamerad geworden ist. Da Du von ihm peinlichste Ordnung und Achtung Deiner Rechte im Stillen verlangen wirst, sei überzeugt, daß er von Dir das gleiche erwartet. Nicht Gemütlichkeit, sondern straffe gute Lebensart, die sich häufig nicht ganz decken, gehört in die Kammern. Lautes Sprechen in den Kammern stört alle Nachbarn. Die Wände sind von Holz und haben Ventilation. Rauchen in den Kammern ist ohnedies verboten; wer früh oder spät raucht, quält alle ringsum Ruhenden. Bist Du gewohnt an das Schlafen im geschlossenen Raum, Dein Mitbewohner an ein offenes Fenster, so laß ihm seinen Willen, Du lägest denn nicht nur im eingebildeten Zuge. Der Altbayer ruft bekanntlich: „Es ziagt“, wenn er ein gemaltes offenes Fenster sieht. Du kannst Dich durch die Bettvorhänge leicht gegen die kühlere frische Luft schützen, gegen verbrauchte Luft gibt es für ihn keine Hilfe. Anders steht es mit dem übertriebenen und falschen Gebrauch des elektrischen Fächers, wenn Dich der scharfe Luftstrom nicht stört, einen andern mag er stören und ihm Übelbefinden verursachen. Das Aufstehen vollzieht sich am leichtesten, wenn die gegenseitige Badezeit ausgenutzt wird. Zugleich hantiert sich's schlecht in den Kammern. Badetücher stellt das Schiff.

Die Bedienung ist auf deutschen und englischen Dampfern gleichmäßig gut. In Frage kommen der Kammersteward, der Salonsteward, der Rauchzimmersteward, der Badesteward, der Decksteward oder Deckmatrose. Für besondere Dienste der Damen und Kinder und beim Damenbade führen die Dampfer in allen Klassen Stewardessen mit. Bei Beendigung der Reise ist die Zahlung von Trinkgeldern üblich. Außer den Genannten sind der Obersteward, der Quartermeister beim Gepäck und der Musikführer zu bedenken. Seitdem die Deutsche Ostafrikalinie ihre gute Einrichtung beseitigte, daß das Trinkgeld für alle mit Ausnahme der Musik in ein Heft beim Obersteward eingezeichnet und in einer Summe bezahlt wurde, verursacht die Verteilung oft Kopfzerbrechen. Wer nicht aus irgend einem Grunde besondere Dienste in Anspruch nehmen mußte, wie das zuweilen seitens der Damen bei der Stewardess geschieht, findet wohl die richtige Summe, die er an Trinkgeld schuldet, wenn er genau wie in einem Hotel verfährt und 10% dessen, was die Pension betrüge und die Getränkerechnung beträgt, auswirft. Die Deutsche Ostafrikalinie rechnet die Unterkunft und Verpflegung im Hafen über die Reise hinaus täglich mit 10 Mark in gewöhnlichen Kabinen der ersten Klasse und 7.50 Mark in der zweiten Klasse. Diese Beträge erhöht um einen Reiseaufschlag von 2 und 1 Mark sind mit der Zahl der an Bord verbrachten Tage zu multiplizieren. Die 10% des Produktes ergeben ein durchaus faires Trinkgeld. Das Übertreiben ist sinnlos. Die Verteilung muß dem Gutdünken des einzelnen Reisenden überlassen bleiben. 10% der besonderen Getränkerechnung gehen an den Rauchzimmersteward. Die englischen Postdampfer setzen die Verpflegung höher an, die Trinkgelder sind entsprechend höher, ohne daß man sich dabei auf einen Wettlauf mit den internationalen Johannesburger Goldmagnaten einlassen müßte. Auf den englischen Zwischendampfern entsprechen sie ziemlich genau der Angabe. Auf der Bucknall-Linie sind sie bei einfacherer Verpflegung niedriger.

Die besten Schiffe mit den tüchtigsten Offizieren, ausgezeichnete Verpflegung und gute Bedienung, die Gunst der Witterung und des Meeres genügen nicht eine Reise erfreulich zu machen, wenn der Geist in der wochenlang auf engem Raume notwendig zusammengedrängten Schiffsgesellschaft nicht weltmännisch ist. Vielgereiste erzählen, am schwersten sei unter deutschen Landsleuten zu reisen, besonders auf der Ausfahrt. Die deutschen Gesellschaften wissen, daß die Deutschen am schwersten zu befriedigen sind. Über Engländer hört man das nicht. Woher kommt das?

Ein Japaner, Kurushima Tamori schreibt: „An den einzelnen Menschen in Deutschland (soll wohl heißen: an einzelnen Menschen in Deutschland) stört uns in erster Linie ihr aggressives Wesen. Es ist, als wollten sie sich stets gegeneinander aufspielen oder einander übertrumpfen. Auch wer in sich selbst wenig Stolz besitzt, sucht sich nach außenhin einen wichtigen Anstrich zu geben. Wo Deutsche zusammenkommen, will zunächst jeder, sei es durch Geld, Geist, Bildung oder Titel, die erste Rolle spielen, sobald man ihn aber darin überbietet, wird er ganz kleinlaut und unterwürfig. Das alles wirkt unnatürlich."

In dem Urteil ist manches überzeichnet, aber es ist lehrreich.

Prinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, der frühere Kolonialdirektor, führt in einer Untersuchung über die Gründe der Unbeliebtheit der Deutschen im Auslande unter den tadelnswerten Eigenschaften die übertriebene Empfindlichkeit auf. „Mit Beschämung muß man die Wahrnehmung machen, daß in den Fremden-Kolonien der größeren Städte des Auslandes nirgends so viel kleinlicher Zank und Streit herrscht als unter den Deutschen, und wie sie sich gegenseitig mit ihrer Empfindlichkeit das Leben sauer machen, so machen sie sich durch ihre Übelnehmerei nicht selten auch bei den Einwohnern des Landes unbeliebt, dessen Gastfreundschaft sie genießen ... Der stets pikierte Deutsche ist — nicht mit Unrecht — im Auslande geradezu sprichwörtlich geworden und hat dort eine Abneigung hervorgerufen, die bei dem Hang des Menschen zum Generalisieren vielfach auf unser ganzes Volk übertragen wird." —

Über die Engländer plaudert O. von Gottberg: „Alle tragen (vom Salon in der Londoner Season ist die Rede) das gleiche schwarzweiße Kleid. Keiner legt Orden an oder gar die Uniform, die sie nach dem Dienst ausziehen, als ob sie ihnen Hautkrankheit bringe, obwohl sie Truppe, Rock und Dienst doch lieben. Mann zu Mann treten sie einander gegenüber, mit dem langsamen nonchalanten, manchmal ein wenig eckigen und steifen, aber trotzdem freien und sicheren Gebaren. Unterschiede des Alters lassen sie so wenig als solche des Ranges gelten. Wenn sie nicht Bekannte finden, scheint es ihnen völlig einerlei, ob und mit wem sie plaudern, und ihre fischblütig kühlen Augen betrachten den Fremden mit einem Blick, der sagt: Du magst ein Abenteurer, ein Spitzbube oder ein Gentleman sein, aber das geht mich nichts, gar nichts an, denn ich weiß, wer ich bin, weil meinen Status in der Gesellschaft die Tradition von Jahrhunderten regelt. So sprechen sie knapp und einfach, schlicht, wie sie sich geben.

Sie wollen nie Eindruck machen, nie durch Haltung oder Sprache ihr bißchen Würde zur Geltung bringen. Sie verletzen niemals das Ohr, obwohl sie langweilen mögen, dem Zuschauer aber bieten sie des Interessanten genug.

Die Männer, die sich um den Dinertisch versammeln, kommen mit den vier Winden aus allen Winkeln eines Weltreichs, in dem täglich gekämpft und erobert wird. Sie und die Kämpfer, die Eroberer, die Verwalter, die Regierenden des Imperiums und gehen auf der Reise von einer Forschung, von einer Eroberung zur andern durch London und die Welt wie jetzt durch den Salon, — gelassen, nonchalant, fast indolent, aber immer sicher. Sie halten ihr Kommen und Gehen für so natürlich, daß der Nachbar, der vorgestern aus Indien eintraf, ein Gespräch über das neue Ballett für das Wichtigste hält, und gerade wenn er in Indien Taten hinter sich hat, dann können vier Lokomotiven kein Wörtchen darüber aus ihm herausziehen. Sie sprechen nie von sich selbst. Sie offenbaren sich nie, weil sie glauben, ein Mensch muß wie der andere denken, und sie haben eine gesunde Verachtung für den Prahler. Sie schätzen Taten höher als Ideen, und Muskelbetätigung dünkt ihnen besser als Philosophieren. Die ersten dieser Männer und dieser Gesellschaft sitzen in der Peerskammer, die Herbert Spencer das Grab in Westminister verweigerte, aber ernst applaudierte, als ein Lord erklärte: „Der Kricketplatz dieser Kammer ist ein allen Engländern heiliger Boden, der von keiner für den Verkehr noch so nötigen Straßenbahn durchquert werden darf." Wer Engländer kennt, weiß, daß Gottberg sie richtig gesehen hat.

Auch E. von Egidy hat recht, wenn sie erzählt: „Jeder Wirt weiß, daß, wo ein Engländer hinkommt, ihm viele folgen; wo sie sind, sind die Hotels besetzt. Und wenn er 150 Engländer in einem Hotel hat, rücksichtslos Engländer, hat er es doch nur mit einem Willen zu tun; indessen, wenn er Deutsche hat, so muß er mit acht verschiedenen Willen paktieren, keiner will mit den andern zu tun haben. Da möchte jeder zu einer andern Zeit essen, da ist dieser dies und jener jenes gewöhnt, alle verschieden; die Engländer sind alle gleich in ihren Wünschen. 150 Engländer in einem Hotel organisieren sich von selbst zu einer Gesellschaft; einer spricht die Wünsche aus; sie bilden ein Vergnügungskomitee, das die abendlichen Unterhaltungen regelt und mit dem Wirt die Anstalten bespricht. Sie veranstalten selbst ihre Bälle, Konzerte, Aufführungen, die allabendlichen Gesellschaftsspiele, das ganze gesellige Abendtreiben, das sich in den Hotels entfaltet."

Nun ist es nicht englisches Verdienst, daß ihre glücklichere Entwicklung, von der an anderer Stelle die Rede ist, sie früher zum Herrenvolke von unten auf erziehen durfte, und es ist keine deutsche Schande, daß wir in vielen Dingen so spät Lehrlinge sind, darunter auch im gemeinsamen deutschen Reisen. Lernbereitschaft ist alles. Wenn wir auf unsere Art durch Übersee und Kolonie und Weltgeltung und Herrschgewohnheit so weit wie jene auf ihre Art gekommen sind — damit wir dahin kommen, fährst auch Du nach Afrika, das vergiß nie! —, verweigerten wir Herbert Spencer kein Grab in einem deutschen Pantheon.

Über die Ortsbestimmung auf See, die Kompaßeinrichtung, über Wind und Wetter, über Fernsignale und Schiffsvermessung, über alle die klügeren nautischen Fragen, die an Kapitän und Schiffsoffiziere im Verlaufe einer Reise gerichtet werden und deren Beantwortung einen wißbegierigen Reisenden wohl interessieren mag, gibt der kleine Seeatlas von Justus Perthes fachmännische Auskunft. Über diesen Hinweis hinaus kann hier nur Platz sein für ganz kurze Anmerkungen:

Jeder weiß, daß bald nach Mittag auf allen Dampfern auf Fahrt das Besteck ausgehängt wird. Auf einer Karte zeigt ein Fähnchen den Stand des Schiffes an. Schriftlich ist Länge und Breite des Standes, außerdem die in den letzten 24 Stunden zurückgelegte Anzahl von Seemeilen (1 Seemeile = 1852 km) angegeben. Um den Stand des Schiffes zu erhalten, wurde mit dem Sextanten morgens die Sonnenhöhe gemessen oder genauer der Winkel, in dem die Sonne über der Kimmungslinie des Horizontes stand. Man erhielt dadurch eine Linie auf der Karte (auf dem Globus einen Kreis, den Erleuchtungskreis), auf dem sich das Schiff irgendwo befinden mußte. Da man den Kurs wußte, auch am Patentlog die zurückgelegten Seemeilen annähernd genau ablesen konnte und die Chronometerzeit (Greenwicher Zeit) notierte, ergab sich der ungefähre Schiffsstand, der auch gestattete, aus den Tabellen die Ortszeit ziemlich genau abzulesen. Gegen Mittag erfolgte die festlegende Bestimmung. Mit dem Sextanten wurde festgestellt, wann der Sonnenball die Mittagshöhe erreichte und welches die Sonnenhöhe um Mittag war. Das Schiff kannte nun eine zweite Standlinie, seinen Breitegrad, und stellte seine Uhren. Der übertragene Schnittpunkt der frühen Standlinie mit der Mittagslinie, der bei Berücksichtigung des Kurses sich mit Hilfe von Tabellen leicht herstellen läßt, gibt den Stand des Schiffes geographisch genau an. Es gibt selbstverständlich verschiedene Methoden der Bestimmung der Standlinie und Besteckberechnung.

Um das Maß eines Schiffes zu bezeichnen, rechnete man früher die Anzahl Fässer eines bestimmten Umfanges aus, die bei richtiger Stauung im Raume untergebracht werden konnten. Daher leitet sich der Begriff der Tonne. Später einigte man sich bei Handelsschiffen auf die englischen Registertonnen. Alle Schiffsräume werden ausgemessen nach Kubikfuß und das Resultat durch 100 geteilt. 100 Kubikfuß sind eine Registertonne. Der Nettotonnengehalt gibt nur die Größe des Laderaumes an, beim Bruttotonnengehalt sind alle Schiffsräume mitgerechnet. Als man in Deutschland anfing, auch die Schiffe nach Metern auszumessen, behielt man doch den Begriff der Registertonnen bei. 2,833 Kubikmeter sind eine Registertonne. Bei Kriegsschiffen, die im Gegensatz zu Handelsschiffen immer die gleiche Wasserlinie haben bei gleichbleibender Belastung, rechnet man mit Deplacementstonnen. Als Grundlage dient das Gewicht des Schiffes und seines Inhalts, denn das Schiff wiegt genau soviel als es Wasser verdrängt, wobei natürlich zu berücksichtigen ist, daß das Schiff nicht in Süßwasser, sondern in Seewasser schwimmt. Ein Kubikmeter destilliertes Wasser wiegt 1000 kg = 1 Tonne. Die Anzahl der vom Schiffe bis zur Wasserlinie verdrängten Kubikmeter gibt also nach der notwendigen Korrektur sein Maß in Deplacementstonnen an. Der Meßbrief jedes Schiffes, eine Art behördlicher Geburtsschein und Paß, enthält neben den international bekannten Signalbuchstaben des Schiffes und anderen Kontrollangaben vor allem die genauen Maßangaben in Tonnen.

Die Windrichtung wird seemännisch nicht nach der wahren Weltgegend, sondern nach dem Kompaß genannt. Die Windstärke wird wie an Land von meteorologischen Stationen durch Zahlen angegeben. Die auf See übliche Skala, die englische Beauforts-Skala, hat dagegen 12 Grade.

Windstärke	Bezeichnung des Windes	Seemännische Bedeutung	Geschwindigkeit in der Minute in Metern
0	Stille	Keine Fahrt	0—90
1	Leiser Zug	Schiff steuert	210
2	Leichter Wind	Schiff läuft 1—2 Knoten	360
3	Schwacher Wind	„ „ 3—4 „	480
4	Mäßiger Wind	„ „ 5—6 „	600
5	Frischer Wind	Schiff führt noch Oberbramsegel	750
6	Starker Wind	Einfach gereffte Mars- u. Bramsegel	900
7	Harter Wind	Doppelt gereffte Marssegel	1080
8	Stürmischer Wind	Dreifach gereffte Marssegel	1290
9	Sturm	Dicht gereffte Marssegel	1500
10	Starker Sturm	Dicht gereffte Großsegel	1740
11	Harter Sturm	Sturmstagsegel	2010
12	Orkan	Kein Segel kann geführt werden	2400

Die seemännische Bedeutung der Skala bezieht sich auf die alten Segelkriegsschiffe. 1—4 zeigt den Lauf beim Winde in glattem Wasser an, 5—11 welche Segel das Schiff bei der Verfolgung eines andern voll und bei, noch eben und kaum noch führen könnte.

„Die Schätzung der Windstärke an Bord von Dampfern in Fahrt ist eine schwierige und unsichere Sache und nur sehr genähert möglich, indem die Form des Seeganges mit in Betracht gezogen wird. Bei Stärke 4 beginnen die Wellenköpfe überzufallen." (Leitfaden für den Unterricht in der Navigation.)

Für die Stärke des Seegangs gibt es ebenfalls eine Skala Beauforts. Es bedeutet:

0 = vollkommen glatte	See		6 = grobe	See
1 = sehr ruhige	"		7 = hohe	"
2 = ruhige	"		8 = sehr hohe	"
3 = leicht bewegte	"		9 = schwere	"
4 = mäßig bewegte	"		10 = gewaltig schwere	"
5 = ziemlich grobe	"			

Zum Austausche von Nachrichten untereinander und mit Landstationen bedienten sich die Schiffe vor Einrichtung der drahtlosen Telegraphie ausschließlich des Flaggenalphabetes oder der Formsignale. Die Buchstaben von A—Z sind dargestellt durch farbige Flaggen oder bei größeren Entfernungen und unsichtigem Wetter durch ein wechselndes Zusammenhissen der Formen Kegel, Ball und Trommel. Sollen Flaggensignale gegeben werden, so erscheint zuerst unter der Landesflagge der Signalbuchwimpel und die vier Flaggen, die das Unterscheidungssignal resp. die Unterscheidungsbuchstaben des Schiffes bilden. Über die Bedeutung der dann folgenden Buchstabenzusammenstellung gibt das internationale Signalbuch jedem Schiffsführer in seiner Landessprache Auskunft.

Bei Nebel und Schneefall warnen Dampfer in Fahrt je nach den Umständen durch in kürzeren oder längeren Zwischenräumen wiederholten Ton mit der Dampfpfeife. Segelschiffe in Fahrt geben bestimmte Nebelhornsignale. Schiffe vor Anker läuten die Glocke.

Wenn heute irgendwo von der Technik des Reisens zur See die Rede ist und von dem harten Kampfe der Deutschen, sich durchzusetzen in der Welt, dann muß erzählt werden von der drahtlosen Telegraphie. Und das spricht ja die Heimbleibigen sofort an, deren Nächster auf der Afrikafahrt ist, und dessen tragendes Schiff irgendwo in unendlicher Einsamkeit im unendlich weiten Weltmeere schwimmt, daß bei Tag und Nacht eine Botschaft ihn finden mag. Ein paar Tastenschläge in Morsezeichen, die Unterscheidungszeichen des Schiffes, die Wellen sind hinausgesandt in den Raum und suchen unter den vielen das eine Fahr-

zeug, unter den Millionen den einen Menschen. Ein paarmal tönen die Funken hier und dort und dort und hier den wiederholten Anruf nach, dann ist Antwort da. Die Station auf dem Schiffe hört und wartet auf die Nachricht. Aber das ist nur der Nutzen der Wenigen. Was bedeutet er, was die Mitteilung von Weltnachrichten an Reisende neben der Sicherheit des Schiffes? Was die Sicherheit des einen Schiffes neben der möglichen Sicherung der Schiffahrt überhaupt durch die Warnung vor Gefahren, durch die positiven Hilfen? Das ist die Funkenstation Norddeich der deutschen Reichspost, die ruft zweimal am Tage über die See hin die Stunde, und Norddeich und andere Stationen melden Wetter und Sturm. Mit alledem stehen wir am Anfang. Aber für uns als Volk fallen die politischen Möglichkeiten zu allermeist ins Gewicht. Denn das weiß jedes Kind, daß wir bis vor kurzem im Weltverkehr, in alledem, was wir zu sagen hatten und was über uns verbreitet wurde, von dem britischen Kabelmonopol abhängig waren und es an den meisten Stellen noch sind. Die Engländer sind charmante Leute, davon sind wir überzeugt, aber daß alle Mitteilungen über uns, unser Tun und Lassen und sogar unser Denken an rund die Hälfte der Zeitungen der Erde, an weit mehr als die Hälfte aller Erdenbewohner von fremden Telegraphen-Gesellschaften über englische Drähte gemacht wurden, hat uns selbst in den Augen und Vorstellungen der übrigen Menschheit verflucht wenig Charme gelassen. Jeder Deutsche, der irgendwo hinkommt, wo dieser Nachrichtendienst die Geister erleuchtet hat, muß wenigstens erst beweisen, daß nicht Wurst aus Hundefleisch sein Nationalgericht ist. Bei uns wird häufig die akademische Frage aufgeworfen: Was denn die Deutschen so unbeliebt gemacht habe? Zu fünfzig Prozent, wenn nicht zu mehr, sind die nun dreißig Jahre lang ausgehenden entstellenden Berichte daran schuld. In den Schuldenrest teilen sich verschiedene Faktoren. Voran steht, daß, wo immer Deutsche erscheinen mit ihrer unermüdlichen Arbeit, das allgemeine Arbeitszeitmaß beschleunigt wird. Dann folgt, was wir an uns selbst verschulden: Innere Zustände, Zeugnisse verärgerter Abtrünniger; wohlgemeinte, aber mißverständliche Herrscherreden; eine nicht immer glückliche Auswahl der das Reich vertretenden Personen, und nicht zum wenigsten die zu parteipolitischen Zwecken gemachten Unterschiebungen der Sozialdemokratie. Für völkische Unart im engeren Sinne bleibt ein kleiner Bruchteil übrig. Aber ohne nationale Unart ist kein Volk, und gegen uns selbst werden wir immer besser lernen uns zu schützen.

Wenn im Frieden es für uns von höchster Bedeutung sein wird, daß endlich auch wirkliche Deutsche über Deutsche zu Worte kommen werden, und wenigstens die Möglichkeit sich auftut — noch ist der Weg weit —, daß der großen deutschfeindlichen Brunnenvergiftung ein Ziel gesetzt werde, wird uns die neue Freiheit noch mehr gelten im Kriege. Schon der erste Nauener Turm in der Nähe Berlins wäre in der Lage gewesen, alle Schiffe innerhalb eines Kreises mit einem 2000 Kilometerradius vom Ausbruch drohender Feindseligkeiten zu verständigen. Heute leisten wir mehr und werden noch mehr leisten. Und da ist es von Bedeutung, daß jeder Deutsche sich daran erinnere, daß das System der englischen Marconigesellschaft und das deutsche Telefunkensystem in scharfem Wettbewerbe stehen. Werden im Falle der Not auch nicht alle neutralen Stationen deutschen Anrufen zugänglich sein, so wird die Zahl der zugänglichen sich doch immer größer erweisen, je mehr Stationen in der Fremde von der Telefunkengesellschaft errichtet werden dürfen. Schließlich geht mit unserm Nutzen der Nutzen der Welt Hand in Hand. Monopole in solchen Dingen schaden allen. Wir halten hier die Türe offen. Daß man seitens der Marconigesellschaft den deutschen Mitbewerber sehr ungern sieht, ist selbstverständlich. Und selbstverständlich ist, daß das klaräugige Großbritannien die große unblutige Angriffs- und Abwehrwaffe der neuen Zeit, den internationalen Nachrichtendienst, den es als moderne Geschäftsleiterin im uralten Hause der Fama nach Gutdünken dämpfen und anschwellen ließ, nicht leichten Kaufes aus der Hand gibt. Was singt doch Ovid von der Fama?

Zwischen der Erd' und dem Meer und den himmlischen Höhn in der
Lieget ein Ort, abgrenzend der Welt dreischichtige Kugel, [Mitte
Wo man, was irgend erscheint, wie fern auch der Raum es gesondert,
Schaut, und jeglicher Schall die gehöhleten Ohren durchdringet.
Fama erkor sich den Ort, und bewohnt den erhabensten Gipfel,
Rings unzählbare Gäng' und der Öffnungen tausende ringsher
Gab sie dem Haus, und es sperrte nicht Tor noch Tür die Schwellen.
Tag und Nacht ist es offen; und ganz aus klingendem Erze,
Tönet es ganz, und erwidert den Laut, das Gehörte verdoppelnd.
Nirgend ist Ruh inwendig, und nirgendwo schweigende Stille;
Doch auch nirgend Geschrei; nur flüsternder Stimmen Gemurmel:
Wie von des Meeres Aufbrandung, wenn fernher einer es höret,
Schallt das Geräusch; wie dumpf, wann Jupiter krachende Schläge
Sandt' aus schwarzem Gewölk, abziehende Donner verhallen.
Höf' und Säle durchwühlt's; leichtflatternde gehen und kommen;

Und mit wahren Gerüchten ersonnene wild durcheinander
Ziehn bei Tausenden um, und rollen verworrene Worte.
Einige füllen davon mit Geschwätz die müßigen Ohren;
Andere tragen Erzähltes umher; und das Maß der Erdichtung
Wächst; und es fügt zum Gehörten das Seinige jeder Verkünder.
Dort ist gläubiger Wahn, und dort zutappender Irrtum,
Eitele Fröhlichkeit dort, bei dumpf anstarrenden Schrecken,
Aufruhr, jählich empört, und unverbürgte Gezischel.
Aber sie selbst, wo im Himmel, im Meer, in den Landen was Neues
Aufblickt, schaut es sogleich, und durchspäht den unendlichen
Weltraum.

J. H. Voss.

— Nun, in diesem Hause hatte Großbritannien seit Jahr und Tag die Telephonzentrale inne.

Bis zum Jahre 1909 gab es auf deutschen Afrika-Dampfern keine Funkentelegraphenstationen, während sie schon seit einer Reihe von Jahren die Dampfer der Nord- und Südamerikafahrt besaßen. Im Herbst 1909 erhielten die Schiffe „Eleonore Woermann" und „Lucie Woermann" der Woermann-Linie die Einrichtungen. Die beiden Stationen standen bei den ersten Versuchen auf Entfernungen bis zu 3500 km in wechselseitigem Verkehr. Es folgten die Dampfer „Adolf, Henny, Alexandra und Gertrud Woermann" der Woermann-Linie, die Dampfer „Admiral", „Bürgermeister", „Feldmarschall", „General", „Kronprinz", „Prinzessin", „Prinzregent", „Tabora" der Deutschen Ost-Afrika-Linie, die Dampfer „Rhenania" und „Windhuk" der Hamburg-Amerika-Linie. Die Stationen auf allen diesen Dampfern treten auf der Reise in funkentelegraphische Verbindung mit den englischen Dampfern, die irgend einen Punkt Afrikas zum Ziel haben, und bis zur Höhe von Dakar mit den Dampfern aller Nationen, die nach Südamerika reisen. Sie stehen während der Reise in ständiger Verbindung mit allen auf dem europäischen Festlande befindlichen Küstenstationen. An den afrikanischen Kontinent setzen sie direkte Telegramme ab an die Küstenstationen: Casablanca, Mogador, Teneriffa, Las Palmas, Port Etienne, Rufisque, Tanger, Dakar, Conakry, Monrovia, Duala, Swakopmund, Lüderitzbucht, Kapstadt, East London, Durban, Mayotte, Majunga, Zanzibar, Pemba, Berbera, Aden und Port Said. Ein Dampfer der Deutschen Ost-Afrika-Linie hat bei einer Afrika-Rundfahrt, deren Dauer etwa 88 Tage beträgt, im Normalfalle nur 5 Tage keine Verbindung mit einer Küstenstation. Bei günstiger Lage des Fahrplanes ist es aber auch möglich, an diesen 5 Tagen Telegramme an die Küstenstationen abzusetzen unter Benützung anderer Schiffsstationen. Die Reichweite

der auf den genannten deutschen Dampfern befindlichen Radiostationen beträgt durchschnittlich am Tage 5 bis 600 und in der Nacht 1000 bis 1200 km nach jeder Richtung. Alle diese Stationen sind nach dem System Telefunken eingerichtet und arbeiten mit musikalischen Signalen (tönenden Funken).

Die Schiffsstationen gehören der Deutschen Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie m. b. H., Berlin SW. (Debeg). Der funkentelegraphische Dienst wird durch eigene Beamte der Gesellschaft wahrgenommen. Die Gebühren der Telegramme sind durch internationale Verträge festgesetzt und zerfallen in: Bordgebühr, Küstengebühr und Landgebühr. Die Bordgebühr beträgt für 1 bis 10 Worte M. 3.50. Die Höhe der Küsten- und Landgebühren ist für die verschiedenen Länder verschieden und richtet sich nach der Entfernung der Aufgabestelle von der Küstenstation und der Nationalität der letzteren.

Im Jahre 1911 wurden von den erwähnten Schiffsstationen im ganzen 2835 Telegramme mit 35 952 Worten gesandt und 908 Telegramme mit 14 961 Worten empfangen.

Die Debeg hat eine kleine Schrift über die Abfassung von Funkentelegrammen an Afrikadampfer herausgegeben, die von der Gesellschaft zur Verfügung gestellt wird.

Wir Deutschen erkennen die Verdienste Marconis an. Wir wissen wohl, daß der große Entdecker zuerst der Welt zeigte, wie jene deutsche Beobachtung, die Herz'schen Wellen, zur Übertragung telegraphischer Zeichen Verwendung finden könnte.

Wir wollen aber auch nicht vergessen, daß die Deutschen Slaby und Graf Arco die ersten abstimmbaren Empfänger konstruierten, die das Heraushören eines besonderen Gebers aus dem Durcheinander ermöglichten, daß schließlich Professor Dr. Brauns Erfindung die Anwendung auf große Rufweiten gestattete. Erst die Vereinigung der Erfindungen machte die drahtlose Telegraphie zur praktischen Wirklichkeit. Der Nobelpreis für Physik fiel 1909 zu gleichen Teilen an Marconi und Prof. Braun. Die Deutsche Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie stützt sich im Gegensatze zur Marconigesellschaft auf die Verbindung der Systeme Braun, Arco und Slaby und ist nach den statistischen Zahlen heute in der Welt voran.

Am Schluß dieses Kapitels sei auf die Bedeutung eines Familientelegraphenschlüssels hingewiesen, der einen ausgedehnten telegraphischen Verkehr zwischen Angehörigen ermöglicht bei größter Ersparung von Kabelspesen, bei schöner Einfachheit des Systems und nützlichster Vielseitigkeit des Inhaltes, Kaufleuten ist der Gebrauch des Kodes längst eine tägliche Notwendigkeit geworden, für sie be-

stehen die verschiedensten ziemlich teuren Werke, der bekannteste Familientelegraphenschlüssel ist der bei E. S. Mittler & Sohn Berlin zu 6 Mk. von Bödiker (i. Fa. Carl Bödiker & Co.) herausgegebene Familientelegraphenschlüssel für Deutsche im Ausland. 4. Auflage.

□ □ □

IV.

Wer nach den neuentdeckten Inseln fahren will, nutzet die Winde, wo sie wehen. Er kann mit nichten immer gradaus schiffen, nur daß er sich selbst Glauben hält und dem Ziele treu bleibe.
„Florian Geyer", Gerhart Hauptmann.

Was die Kolonie von Dir erwartet.

Friedrich von Erckert, der deutsche Hauptmann, der den Simon-Kopper-Feldzug ein Jahr lang vorbereitete, der dann seine Truppe 16 Tage durch die wasserlose fremde Wüste zum Siege lenkte und beim Angriff in der Herrgottsfrühe als erster die Kugel vor die Stirn bekam, und der nun weit jenseits der Grenze im Kalaharisande begraben liegt, jener Erckert hat, als er mit landesunkundigen Reitern von Deutschland ausfuhr in den Orlog, aus seiner Landeskenntnis heraus eine Anzahl Soldatenregeln aufgestellt.

Darunter ist manches, was jeder wohl brauchen kann, so friedlich er sei, und so friedlich auch heute die südafrikanischen Verhältnisse geworden sind. Denn noch viele Jahre wird wahr bleiben: „Die afrikanische Natur ist bei aller Großartigkeit in ihrem Gesamtcharakter grausam, und zu Grausamkeit hat sie die ihr zugehörigen lebenden Geschöpfe, Mensch und Tier erzogen." (Fritsch.)

Erckert sagt: Ein Reiter mit leerer Feldflasche hat mehr Durst als einer, der noch Wasser in seiner Feldflasche hat.

Wer den Kopf oben behält und bedenkt, daß der Mensch mehr aushalten kann als das Tier, kommt durch.

Hunger ist Angewohnheit. Zum Leben braucht der Mensch in Wirklichkeit nur wenig Nahrung. Wer immer daran denkt, daß er Hunger hat und durstig ist, den hungert und durstet immer mehr.

In Afrika braucht man zu allem mehr Geduld und Ausdauer als zu Hause.

Wer in der ersten Zeit leicht ermattet und in gedrückter Stimmung sich befindet, der bedenke, daß der Mensch sich erst an Afrika gewöhnen muß; später wird ihm das eine Kleinigkeit sein, was ihm zu Anfang unerträglich erschien.

Jedermann bedenke, daß er in Afrika alles ganz anders vorfinden wird, als er zu Hause gewohnt ist. —

Das scheint ja nun kaum besonderer Rede wert, daß ein Neuland, weil es nicht den Schutz und die Bequemlichkeit eines alten wohleingerichteten Staatswesens jedem vor die Türe stellen kann, vom einzelnen Neuländer ein größeres Maß der Selbsthilfe und Selbstsorge verlangen kann. Dennoch ist das Bild nicht rund. Külz wirft die Frage auf: „Was braucht das Land für Leute?" Er antwortet: „Es braucht Leute mit Kapital, Arbeitsfähigkeit und Arbeitswille. Mit scharfer Betonung muß dies angesichts der starken Zuwanderung ausgesprochen werden, damit die Leute eine vereinzelte Erscheinung bleiben, die da meinen, schon ihre Anwesenheit im Lande genüge, daß ihnen mit mühelosem Gewinn und äußeren Ehren gelohnt werde, und damit Existenzen ferngehalten werden, die ein wirtschaftliches Scheinleben führen."

Die Erwartung aber, daß der Einwanderer der richtig ausgestattete Mann sein möchte, in der größeren Freiheit sein Glück zu schmieden und seine Befriedigung zu finden, erschöpft durchaus nicht die Hoffnungen des Neulandes, sondern wie er für sich selbst viel umfassender sorgen soll als in seinem Herkunftslande nötig war, soll er zugleich eine viel umfassendere Sorgfalt für das neue Staatswesen mitbringen, eine tätige Liebe, an die in öffentlichen Dingen nicht jeder Deutsche gewohnt ist und gewöhnt wurde.

Im alten Südafrika vor dem Burenkrieg hat das den „Uitlander" so verhaßt gemacht unter den Afrikandern, daß er im Lande ihrer Väter, Kinder und Kindeskinder erschien mit gewaltiger Energie und Rücksicht auf den eigenen Verdienst allerdings, aber mit unerhörter Gleichgültigkeit für die Zukunft des Verdienstlandes und Wirtsvolkes. Noch heute hören die Menschen da unten es ungern, wenn einer allzuviel redet von „zu Hause" und dabei sein Herkunftsland im Auge hat, und wenn sie merken, er schafft aus dem Verdienstlande heraus was er kann und gibt ihm nie mehr als er gerade eben muß. Und das ist in Deutschsüdwestafrika auch schon geschehen und geschieht noch, so jung die Siedelung dort ist.

Deutschsüdwestafrika, die Südafrikanische Union sind beide Siedlungskolonien, nicht Handelskolonien schlechtweg. Kaufmännische Betätigung ist hier und da notwendig, sie schafft die materiellen Unterlagen höheren Lebens überall. Ohne Wohlstand keine Kultur. Aber alle Kaufmännerei birgt zugleich die Gefahr in sich, daß ihr auf den schnellen Nutzen gerichteter Sinn den bereiteten Boden nicht weiter zu behandeln versteht oder nicht weiter behandeln mag.

Hier soll die freundliche Arbeit der öffentlich Besoldeten einsetzen, nicht eingreifend, sondern ergänzend. Von den europäischen Personen des Staates erzählt Gottfried Keller im Grünen Heinrich einmal: „Jeder bezieht aus den allgemeinen Einkünften seinen Lebensbedarf ohne weitere Sorge um Regen oder Sonnenschein, Mißwachs, Krieg oder Frieden, Gelingen oder Scheitern. Sie stehen so als eine ganz verschiedene Welt dem Volke gegenüber, dessen öffentliche Einrichtung sie verwalten. Sie kennen die Arbeit, die Gewissenhaftigkeit, die Sparsamkeit, aber sie wissen nicht, wie die runde Summe, welche sie als Lohn erhalten, im Wind und Wetter der Konkurrenz zusammengekommen ist."

Die Kolonie mit ihrer kleinen Mannigfaltigkeit lehrt jede Person des Staates, um bei dieser Bezeichnung zu bleiben, die Mühsal, Not und Härte des freien Brot schaffenden Erwerbes sehr wohl verstehen. Sie erwartet von ihr dagegen, daß sie helfe im freieren Verständnis ihren ringenden Mitbürgern die Gemeinsamkeit und das Gemeinwesen mit seinen Ordnungen nicht als Last und elende Notwendigkeit, sondern als Stütze, als Freude, als Stolz nahe zu bringen. Denn was kann ohne Staatsfreude und ohne tüchtige Liebe aller für den gemeinen Verband überhaupt werden?

„Die Bureaukratie ist es, an der wir überall kranken." Wir haben Bismarck als unverdächtigsten Zeugen dieser Wahrheit. Wie der Bureaukratismus gewisser Landeskirchen, der unduldsame Dogmatismus, seit Jahr und Tag die innerlichsten Menschen hinauszwingt zur Eigenbrödelei, so hat ungeschickte Vielregiererei und törichte Polizeiwirtschaft sehr viele Deutsche in eine Trotzstellung ihrer Heimat gegenüber hineingehetzt. Es ist aber kein Kunststück, wenn es einer Person des Staates, sei sie nun Polizist oder Landrat, Staatsanwalt oder Regent oder selbst Offizier, gelingt, einem unverständigen Menschen die Heimatsfreude zu nehmen. Das Kunststück ist, auf dem Wege peinlichster Pflichterfüllung es jedem verständlich werden zu lassen, daß das Beste und Freundlichste und Liebste für alle nach dem Elternhause oder dem eigenen Herde der Staat ist und bleibt.

Was im Mutterlande etwa verfehlt wurde, kann im Neulande gutgemacht werden; das ist das Köstliche an den Kolonien. Es klammert sich nicht der Geist der Urgroßmutter, die es doch anders machte, an jeden frischen Gedanken. Unter den frischen tätigen und schaffensfrohen Menschen, die hinübergegangen sind, wissend, daß sie von der Arbeit ihrer Hände leben können, die eine freie Umgebung in Gottes freier Natur einem oft engen und bedrückten Leben in der Heimat vorziehen, soll jeder helfen bei der tätigen

Liebe in öffentlichen Dingen. Die kurzfristigen Personen des Staates aber, „public servants" nennen sie sich selbst mit Stolz und Recht in der Südafrikanischen Union, zu allermeist.

„Wenn wir die Leute in den Kolonien nicht selbst verantwortlich machen, solange sie kein eigenes Interesse an ihrer Sache haben, solange sie nicht an dem Ausbau ihres eigenen Landes ein Vergnügen finden, an dem Ausbau administrativer Veranstaltungen, werden wir solche Leute nicht hinausbekommen, wie sie draußen notwendig sind. Das ist die notwendige Erweckung des Gemeinsinnes auch da draußen."

Als ein deutscher Staatssekretär das gute Wort, nach dem er nicht recht handelte, aussprach, war der Gemeinsinn in unserer Kolonie und gar in ihrem Nachbarreiche schon so wach wie fast nirgends im alten Europa. Von Dir erwartet das Neuland, daß Du neben der Tüchtigkeit für Dich selbst ein Stück freie Liebe für die neuen Dinge mitbringst und, seist Du jung oder alt, nicht den Dünkel des Erziehers, sondern ein Stück Jugend, das bereit ist, sich erziehen zu lassen. Der Frühling ist drüben, und jede Zeit hat ihr eigenes Recht.

□ □ □

V.

Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling, welk und taub,
Nein, einen Frühling, welcher treibt im Saft.

Aus der Lateiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn;
Aus diesem Lenz, inkräft'ger Keime voll;
Wird eine große Zukunft ihm erstehn.

„Ver sacrum", Uhland.

Was Dich in der Kolonie erwartet.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, vom täglichen Brote und der Hauswirtschaft zu erzählen, auch wollen sie garnicht versuchen, berufsständige und technische Fragen zu behandeln. Das Notwendige in dieser Beziehung liefert der ausgezeichnete „Amtliche Ratgeber für Auswanderer", den Du gelesen hast. Darüber hinaus vollzieht sich die Entwicklung unseres Schutzgebietes so sprunghaft, daß morgen nicht mehr gelten mag, was gestern und heute noch „immer so" zu sein schien.

Wenn die Südafrikanische Union nach schwindelnd schneller Geschichte ihrer Gliedstaaten inzwischen die ruhigere Gangart der volljährig gewordenen Staatswesen vielleicht angenommen hat, so sind ihre Verhältnisse des täglichen Lebens und der täglichen Arbeit so vielgestaltig und zugleich örtlich so verschieden, daß die Schilderung des Rahmens eines Kapitels wohl spottete. Dennoch seien einige statistische Aufzeichnungen, die für das Jahr 1910/11 galten, hier wiedergegeben, weil sie dem Deutschen nicht ohne weiteres in die Hand fallen und zum Vergleiche lehrreich bleiben.

Durchschnittliche Bodenpreise in der früheren Kapkolonie, der Kapprovinz der Südafrikanischen Union, für unkultiviertes Land: (Aufnahmen von 1910 und 1911.)

Wo	Eignung	Preis per Kapmorgen
Südwestlich in den Bezirken Malmesbury, Kap, Paarl, Stellenbosch, Worcester usw.	Ackerland	£ 1 bis £ 5
Nordwestlich in den Bezirken Van Rhyns Dorp, Calvinia, Fraserburg, Carnavon, Kenhardt usw.	Weideland mit kleinsten Ausnahmen	1 s. bis 2 s. 6 d.
Nördlich in den Bezirken Prieska, Britstown, Hopetown, Hey usw.	Ausschließlich Weideland	3 s. bis 7 s. 6 d.
Bechuanaland (nicht Protektorat) in den Bezirken Mafeking, Vryburg, Kuruman, Gordonia usw.	Weideland	1 s. 6 d. bis 3 s.
Midland in dem Bezirke Graaff Reinet usw.	Acker- u. Weideland gemischt	10 s. bis 30 s.
Küste in den Bezirken Riversdale, Oudtshoorn, Humansdorp, Alexandria, East London usw.	Acker- u. Forstland	Wo Bewässerung möglich £ 10 bis £ 150 sonst 5 s. bis £ 1
Östlich in den Bezirken Queenstown, Cathcart, Dordrecht usw.	Acker- u. Weideland gemischt	30 s. bis £ 3

Durchschnittslöhne der einzelnen farbigen Arbeiterklassen in den Gliedstaaten der Union u. Rhodesiens. (Aufnahme von 1910 u. 11.) Es handelt sich mit Ausnahme der Malaien um ungelernte Arbeiter.

Klasse	Lohnart	Kapland ohne Kimberley	Natal	Transvaal u. Kimberley[1]	Oranje-Freistaat	Rhodesien
		s.	s.	s.	s.	s.
Landarbeiter						
Lohn in Geld	Monatslohn	12.6–30[2]	6–30	—	10–30	10–30
dazu Kosten des Unterhaltes und der Unterkunft	„	15	10	—	10–25	10–15
Storearbeiter u. Taglöhner in den Städten ohne Unterhalt u. Unterkunft	Taglohn	2–4	2.6–3.6[3]	—	2.3–2.6	1
Minenarbeiter						
Lohn in Geld	Monatslohn	—	25	30–80	30–40	15–45
dazu Kosten des Unterhaltes und der Unterkunft	„	—	10	15	15–20	15
Dienstboten für häusliche Dienste						
Lohn in Geld						
männliche	„	21–60	10–30	70–80	20–35	15–60
weibliche	„	13.6–70	15–25	40–60	20–30	—
dazu Kosten des Unterhaltes und der Unterkunft bei beiden .	„	?	?	?	?	?
Indische Landarbeiter			(indentured' labour)			
Lohn in Geld						
männliche	„	—	10–15	—	—	40–100
weibliche	„	—	5–7.6	—	—	—
dazu Kosten des Unterhaltes und der Unterkunft bei beiden .	„	—	15	—	—	25
Malaiische Handwerker	Taglohn	6–10	—	—	—	—

[1]) Kimberley, obgleich zur Kapprovinz gehörig, ist als Minenzentrum mit den Minenzentren Transvaals aufgeführt.

[2]) Die Entlohnung der Landarbeiter findet trotz diesen Angaben häufig in Vieh statt.

[3]) Die Verhältnisse scheinen nicht richtig wiedergegeben, da in Natal auch den Stadtarbeitern Unterkunft gewährt werden muß.

Durchschnittliche Kosten des Lebensunterhaltes, der Zimmer- und Hausmieten weißer Handwerker und kaufmännischer Angestellter in den Gliedstaaten der Union und in Rhodesien.
(Aufnahme von 1910 und 1911.)

	Kapland ohne Kimberley	Natal	Transvaal und Kimberley	Oranje-Freistaat	Rhodesien
Allgemeine Lebensunkosten in den Städten verglichen mit England[1])	30%—50% mehr	35%—50% mehr	40%—60% mehr	40%—60% mehr	75%—150% mehr
Unterkunft und Unterhalt in einfachen Kosthäusern (boarding houses) zuweilen mit Wäsche per Monat	£ 5 und mehr	£ 5 und mehr	£ 7.10 und mehr	£ 7	£ 7 — £ 9
Schlafzimmer für Unverheiratete mit Bedienung, Licht- u. Badbenutzung in den Städten per Monat	15 s. — 40 s.	10 s. — 30 s.	30 s. — 60 s.	40 s. — 50 s.	20 s. — 60 s.
Einfamilienhaus mit vier Zimmern in den Städten per Monat[2])	£ 2 — £ 5	£ 3 — £ 5	£ 5.10 und mehr	£ 4 — £ 6	£ 6 — £ 8
Einfamilienhäuser mit fünf bis sechs Zimmern in den Städten per Monat[2]) . .	£ 2.10—8	£ 4 — £ 8	£ 7 — £ 10	£ 6—9.10	£ 6 — £ 15

[1]) Zum Vergleiche mit Deutschland diene, daß bei einer im allgemeinen qualitativ besseren Lebenshaltung, namentlich was Nahrung und Kleidung angeht, in England die Preise um 5%—15% niederer sind als die Preise einer entsprechenden Qualität in Deutschland.

[2]) Bei den billigen Häusern handelt es sich um Gebäude aus Holz und Wellblech.

Durchschnittslöhne gewisser weißer Arbeiter- und Angestelltenklassen in den Städten der Gliedstaaten der Union.
(Aufnahme von 1910 und 1911.)

Klasse	Lohnart	Kapland ohne Kimberley	Natal	Transvaal und Kimberley	Oranje-Freistaat	Rhodesien
Durchschnittslöhnung gelernter Handwerker im allgemeinen . . .	Taglohn	7 s. — 15 s.	10 s.	20 s. — 22.6 s.	20 s.	20 s.
Bäcker	Wochenlohn	60 s. — 80 s.	70 s.	70 s. — 140 s.	80 s. — 90 s.	75 s. — 100 s.
Schmied	Taglohn	8 s. — 13 s.	10 s. — 14 s.	15 s. — 21 s.	18 s.	20 s. — 25 s.

Klasse	Lohn-art	Kapland ohne Kimberley	Natal	Transvaal und Kimberley	Oranje-Freistaat	Rhodesien
Maurer	Taglohn	9 s. — 15 s.	10 s.—15 s.	16 s.—20 s.	20 s.	20 s.—35 s.
Zimmermann . .	"	8 s. — 13 s.	10 s.—13 s.	16 s.—20 s.	18 s.—20 s.	20 s.—25 s.
Wagner	"	8 s. — 12 s.	10 s.—14 s.	13 s.—20 s.	18 s.	17.6 s.—20 s.
Schneider . . .	"	7.6 s.—15 s.	10 s.—15 s.	16 s.	10 s.—16 s.	10 s.—22.6 s.
Schuhmacher . .	"	7 s. — 14 s.	10 s.—11 s.	—	—	—
Sattler	"	7 s.—11.6 s.	10 s.—12 s.	12 s.—19 s.	12 s.—15 s.	15 s.—20 s.
Tüncher	"	5 s. — 13 s.	9 s. — 14 s.	15 s.—19 s.	20 s.—22.6 s.	15 s.—20 s.
Ziegler	"	nur farbige	10 s.	7.6 s.—19 s.	18 s.	nur farbige
Putzmacherinnen .	Monatslohn	£ 5 und mehr	£ 4 und mehr	£ 5 — £ 10	£ 4 — £ 12	£ 12 und mehr
Mechaniker . . .	Taglohn	8 s. — 14 s.	10 s.—14 s.	20 s.	20 s.	17.6 s.—25 s.
Schlosser	"	8 s. — 13 s.	14 s.	19 s.	—	17.6 s.—25 s.
Hilfsarbeiter . .	"	3.6 s.—8 s.	6 s. — 8 s.	9.6 s.	5 s. — 10 s.	10 s.—22 s.
Gesinde:						
Männer	Jahreslohn [1]	£50—£60	£24—£60	£60—£80	£60—£90	£80-£100
Frauen u. Mädchen	" [1]	£30—£50	£30—£50	£50—£60	£36—£60	£36—£60
Köchinnen . . .	" [1]	£35—£80	£36—£50	£70—£90	£60—£90	£60-£140
Handlungsgehilfen	Monatslohn	£5—£20	£6—£18	£10—£20	£10—£20	£10—£25
Kontorbeamte . .	"	£10—£35	£ 10 — £ 37.10	£10—£40	£ 12.10 — £ 25	£15—£35
Landmesser . . .	"	£20—£25	—	—	—	£35—£45

[1]) Dazu Unterhalt und Unterkunft.

Die Löhne haben die Erholungsgrenze nach den Niedergangsjahren überschritten und die steigende Tendenz hat im allgemeinen aufgehört. Bei verschiedenen Handwerkerklassen macht sich das Eindringen gelernter farbiger Hilfsarbeiter immer empfindlicher bemerkbar.

Die statistischen Zusammenstellungen sind zum Teil dem „Guide to South and East Africa“ (siehe Bücherverzeichnis) entnommen. Erst wenn alle Erhebungen seitens der Union vorliegen und nicht wie bis vor kurzem Erhebungen von verschiedenen Seiten und auf verschiedener Grundlage, kann von einer richtigen Inbeziehungsetzung die Rede sein.

Im besonderen soll aber hier von den Problemen Südafrikas die Rede sein, die nicht heute und morgen gelöst werden und die jeden angehen, dessen Lebensschicksal kürzer oder länger mit dem Schicksal des Subkontinentes verbunden ist. Dabei ist unmöglich

unser Schutzgebiet von der Union völlig getrennt zu betrachten. Vielmehr gilt, daß vom Samen, den drüben die Geschichte säte, die Körner reichlich auf Namaqualand und Damaraland fielen, lange vor der deutschen Besitzergreifung und lange danach, und daß sie hüben nicht weniger in die Halme schossen als drüben. — — —

Das Kap war, wie allgemein bekannt, zuerst Gesellschaftsland. Kurz nach ihrer Gründung, 1602, ließ die Holländisch-Ostindische Kompagnie die aus- und heimreisenden Schiffe die Tafelbai regelmäßig anlaufen. Die Bucht galt als am Anfang des letzten Drittels des Weges von Amsterdam nach Batavia gelegen. Da häufig die Indienfahrer in Batavia, wo sie doch erst ihre endgültige Bestimmung erfuhren, melden mußten, ein großer Teil der Mannschaft sei hoffnungslos an Skorbut erkrankt, ein anderer sei unterwegs umgekommen, wurde die Bedeutung der Zwischenstation immer klarer von den Direktoren erkannt. An der Tafelbai konnte man frisches Wasser und frischen Proviant einnehmen, Nachrichten ließen sich finden und hinterlassen. Bei allzugroßem Wüten der Seuche durfte man hier eine Unterbrechung und in der Not sogar die Unterbringung von Kranken wagen, denn das Klima erwies sich nicht als feindlich, sondern als wohltuend, von wilden Menschen zeigten sich zunächst nur schwache, tauschbereite Strandläuferbanden, und die Reede bereitete neun Monate des Jahres keine Schwierigkeiten.

Am 9. April 1652 landete Jan van Riebeek und ergriff im Auftrage der Gesellschaft endgültig Besitz von Grund und Boden zwischen Tafelberg und Tafelbai. An eine Kolonisation in unserem Sinne dachte niemand. Van Riebeek und die Beamten, Soldaten und Schiffsleute, die er mit sich führte, hatten den Befehl, einen großen Gemüsegarten anzupflanzen, ein Hospital zu errichten, mit den Hottentotten, die näher oder ferner mit ihrem Vieh kamen und gingen, solche Verbindungen anzuknüpfen, daß durch Einhandeln von Ochsen und Schafen die Fleischversorgung der Niederlassung und Schiffe jederzeit sichergestellt sei. Sie begannen ihre Arbeit unverweilt. Außer dem Krautgarten legte van Riebeek einen Weinberg an und zum Schutze der Niederlassung das Fort. In kürzester Frist erwies sich das Unternehmen als ein großer Segen für die Kompagnie. Aber man rechnete damals anders als heute. Die Gesellschaft freute sich wohl über das, was an Material und Menschen nicht mehr verloren ging, die Unkosten der Niederlassung indessen, so unbedeutend sie selbst für jene Zeit waren, gefielen ihr nicht. Um sie zu verringern, verkleinerte man gewissen

Angestellten die Rationen und gab ihnen dafür Gartenland und eine Beihilfe an Werkzeugen und Samen. Als die Probe wohl ausfiel, und das schöne Gedeihen auch den Neuländern selbst Lust machte zu größeren Versuchen, ging man weiter. Am 21. Februar 1657 wurden auf ihren Wunsch einige Leute der Kompagnie aus dem Dienste vorläufig entlassen und empfingen zum Ackerbau Land, das bei glücklichem Gelingen ihnen als freien Bauern (Boeren) zukünftig gehören sollte. Von vornherein wurde festgesetzt, daß nur verheirateten Männern guten Rufes und von holländischer oder deutscher Herkunft die Möglichkeit solcher Ansiedlung gewährt werden sollte. Befanden sich ihre Frauen und Kinder noch in Europa, so sollten sie ihnen, sobald die neue Wirtschaft genug abwarf, frei nachgesandt werden. Zu einem wenigstens zwanzigjährigen Aufenthalte sollten die Männer verbunden sein. Selbstverständlich blieb ihre Wehrpflicht, richtiger noch ihr Militärverhältnis gegenüber der Kompagnie bestehen, und ebenso selbstverständlich mußte das Handelsmonopol der Kompagnie, des Verkaufs und Kaufs, beobachtet werden. An diesen zwei Grundsätzen änderten auch bald erleichterte Bedingungen eigentlich nichts, wie man denn ebenfalls festhielt an der Möglichkeit der Auslese der Geeigneten. Die Erfolglosen mußten zurücktreten in ihre dienstliche Stellung und andern wurde ihr Boden überwiesen zu neuem Versuche. Durch diese Buren gewann die Kompagnie auf billigste Weise genau das, was sie brauchte für ihr ostindisches Geschäft, nämlich Verteidiger der Erholungsstation, Ernährer des Beamtenkörpers und eine scheinbar sichere Verproviantierung ihrer Schiffe. An mehr lag ihr nicht.

Das der ersten Bauernansiedlung folgende Jahr ist von schwerer Bedeutung für Südafrika geworden. Der Indienfahrer Amersfoort hatte auf der Ausreise von Amsterdam ein portugiesisches Schiff mit 500 Sklaven, von Angola nach Brasilien bestimmt, aufgebracht. Da der Portugiese alt und seeuntüchtig war, begnügte sich der Holländer damit, als Lösepreis die 250 straffsten Burschen und Mädchen der Gefangenen mitzunehmen. Ihrer 170 lebten noch als die Amersfoort in der Tafelbai ankam. Die Kompagniebeamten hatten dort schon Sklaven gewünscht für die neuen Verhältnisse. Sie empfingen den Zufall mit Freuden, und als schnell danach auch noch die von Kapstadt ausgesandte Hasselt mit 228 in Klein- und Großpopo erworbenen Schwarzen ankam, wurde bald alles Tagelöhnerwerk der Gesellschaft von Farbigen getan. Auch den Buren verkaufte man einige auf Kredit, und in kürzester Zeit kam es dahin, daß ungelernte körperliche Arbeit

in der neuen Kolonie, als unter der Würde des Weißen stehend, ja, als schmachvoll, von diesen nicht mehr geleistet wurde. Wer mochte dadurch, daß er Sklavenarbeit neben Sklaven tat, den Sklaven gleichgeachtet sein?

Dieses frühe urgesunde Klassenbewußtsein wird kein Vernünftiger angreifen; dagegen bestand überhaupt keine Notwendigkeit für die Sklaveneinfuhr. Sie war eine Verirrung, hervorgegangen aus dem Geiste der Zeit, an der das Land schwer getragen hat und schwer tragen wird in aller Zukunft. Ohne sie hätte ein großer Teil Südafrikas mit seinen ausgezeichneten klimatischen Verhältnissen, die jede körperliche Arbeit im Freien ohne Schaden gestatten, rein weißes Land wenigstens werden können (Theal), denn farbige Ureinwohner, von vereinzelten unbezähmbaren Buschmannklans, von ausweichenden Hottentottenverbänden, von elenden Resten aufgeriebener Bantustämme abgesehen (Balala, die Menschen die tot sind, wurden jene später von den Zulus genannt), hat zur Zeit der holländischen Besitzergreifung der ganze gewaltige etwa dreieckige Fetzen Erde nicht gehabt, der zwischen den Städten Kapstadt, Port Elizabeth und Pietersburg liegt.

Nachdem die weißen Herren um den Tafelberg und was von ihnen landein zog, einmal an Sklavendienste gewöhnt waren, folgten den Negern von der Guineaküste Malaien aus dem indischen Kompanielande, die wegen Straftaten zur Sklaverei verurteilt waren. Wieder später, während der ersten britischen Okkupation, brachten englische Händler das schwarze Elfenbein von der Ost- und Westküste herunter. Als schließlich Großbritannien 1830 in Südafrika die Sklaverei abschaffte, war eine Freimachung von den farbigen Gehilfen nicht mehr möglich. Das ganze Wirtschaftsleben und Staatsleben war auf das Vorhandensein streng geschiedener Kasten, einer dienenden und einer herrschenden, gegründet. Die Überzeugung, daß ein Weißer nicht auf derselben Grundlage und Schulter an Schulter mit Farbigen arbeiten dürfe, hatte sich nun längst den Bantu- und Hottentottennachbarn des weißen Kolonielandes mitgeteilt. Hätten die durch die Abschaffung der Sklaverei bankrott gewordenen Buren versucht das Rad der Geschichte nach rückwärts zu drehen, die Verachtung der wilden Nachbarn wäre so groß geworden für den entthronten weißen Mann, daß er aus dem Lande gefegt worden wäre. Die Buren begannen ihren Länder aufschließenden Eroberungszug statt dessen, und als Nachfolger der Sklaven wurden die farbigen Nachbarn des Kolonielandes immer eifriger, immer dringender bei fortwährend steigender Löhnung als freie Arbeiter herangezogen, bis wir in diesen Tagen

dahin gekommen sind, daß kein afrikanisches Unternehmen, einerlei wie die klimatischen Verhältnisse sind, ohne reichliche Zufuhr schwarzer Arbeitskräfte möglich ist, und daß der schwarze Mann sich einbilden darf und viele Europäer es ihm nachreden, auch das ganze Südafrika sei zu Recht sein Land.

Auf etwas merkten die Holländer frühzeitig: Sie bestimmten, daß von der Sklavenbevölkerung eine Fremdsprache auf die Dauer nicht gesprochen werden dürfe. Eine Schule in Kapstadt unterrichtete in der holländischen Sprache. Tabak und Branntwein waren die Belohnungsmittel.

Dagegen erkannte man damals so wenig wie heute bei uns in gewissen binnenländischen Kreisen die schwere Gefahr der Vermischung von Farbigen und Weißen. Im Gegenteil sind Zwischenheiraten im 17. Jahrhundert gewöhnlich; als einzige Bedingung zur vollgültigen und vollgeachteten Ehe erscheint, daß der farbige Teil getauft und freier Herkunft sei, also von den Hottentott- und Bantuvölkern Südafrikas abstammte, aus denen nie Sklaven hervorgingen. Erst später, als die Fleischlieferung durch die Hottentotten versagte, und die zur Viehzucht gezwungenen Buren immer weiter abrücken mußten von der Stadt und sich immer einsamer den Gefahren des Fremdlandes gegenüber sahen, erwachte bei ihnen die Einsicht, daß unter dem lüsternen farbigen Volke Leib und Leben ihrer Mütter, Frauen und Töchter nur dann nicht Not und Qual anzöge wie ein Magnet das dumpfe Eisen, wenn jede eingebildete menschliche Gemeinschaft zwischen ihnen und den andern unerbittlich in ihrer Wurzel zerstört werde. Aus der frühen Einsicht entwickelte sich, wie das häufig geschieht, eine gedankenlose Gewohnheit, die andern Gedankenlosen als unerhörter Rassendünkel erschien. Nun, jener Rassendünkel der Männer hat zweihundert Jahre lang die Burenfrauen bewahrt vor dem Schlimmsten, das dem Weibe geschehen kann. Die sogenannte „schwarze Gefahr", d. h. die Vergewaltigung weißer Mädchen und Frauen, wurde in der Südafrikanischen Union und dort namentlich in den Städten und namentlich in der Kapkolonie erst endemisch trotz der Todesstrafe, als mißverstandene Missionslehren, als die Kriege der Briten und Buren und die durch sie bedingte seltsame Eingeborenenpolitik (s. u.) ihre Früchte trugen; und nicht zum wenigsten, als bei dem erleichterten Verkehre die leider nicht verbotenen Schaustellungen und Anstellungen Farbiger in ganz Europa immer häufiger wurden. Das Weiberpack, das sich in Europa heranschnubbert an die Männchen anderer Farbe, verdient die Steinigung des alten Testamentes: Denn schon die weiße Frau, die einem Farbigen die Hand reicht oder neben

ihm schreitet oder aus Neugier mit ihm redet oder ihm zulächelt, ist des Mordes einer ihrer fernen weißen Schwestern mitschuldig. Auch das ist ein Verbrechen, wenn ein Kolonialland in seinen alten heimischen Regimentern Farbige duldet aus Spielerei.

Zu den ersten Zusammenstößen zwischen Holländern und Hottentotten kam es bald nach der Besitzergreifung. Die Hottentotten sahen das Vieh, das sie an die Holländer verkauft hatten, schlecht bewacht. Sie wären keine Hottentotten gewesen, hätten sie die Gelegenheit nicht wahrgenommen. Aber nach dem Diebszuge blieben sie der Siedelung vorläufig fern. Der erste Hottentottenkrieg brach 1659 aus, als zwei wandernde Stämme die Sommerweide der Kolonisten respektieren sollten. Wieder wurde Vieh gestohlen, wieder ein weißer Hirt erschlagen, nur verfolgten dieses Mal die Holländer kräftiger und schossen ein paar Viehdiebe ab; aber man vertrug sich bald von neuem, denn die Holländer brauchten eine dauernde Fleischzufuhr, und die Hottentotten brauchten europäische Dinge. Im übrigen schien ja ihr Raum noch schrankenlos, trotzdem im Osten, weit weg, die Kaffern längst gegen sie anrückten und sie in Bewegung hielten. 1672 kaufte die Kompagnie nachträglich das inzwischen besetzte Land von zwei Hottentottenkapitänen. Ein Richter auf dem Heimwege von Batavia hielt, sei es aus rechtlichen, sei es aus politischen Gründen, das Geschäft für angebracht, und die Hottentottenherrscher widersprachen durchaus nicht. Daß sie auf einmal einen Preis bekommen sollten für ein Stück Land, das ihnen nie gehört hatte, muß ihnen noch seltsamer vorgekommen sein als dem Säufer und Pferdedieb Jan Frederik 211 Jahre später die Bezahlung für die Angra Pequena. Sie nahmen sehr gern die Waren, deren Wert auf 32 000 Mark angegeben wurde. Den Direktoren in Amsterdam verbuchte das Kapstädter Kontor die tatsächlichen Unkosten dieses politischen Gewissenskaufes mit 192 Mark 75 Pfennig. (Theal.) 1673 kam es zum zweiten Hottentottenkriege. Viehdiebereien, Zänkereien über Jagdrechte, die gewöhnlichen Morde von einigen Jägern brachten ihn zum Ausbruch. Schlachten gab es auch dieses Mal nicht, obgleich verschiedene Hottentottenbanden auf Seiten der Holländer fochten. Man belästigte sich und schlug sich einzelne Leute tot. Vier Jahre lang dauerte der Orlog. In den vier Jahren stand es sehr schlecht mit der den Holländern so nötigen Zufuhr frischen Fleisches. Die Feinde lagen in den Bergen und ließen nichts durch. Die Ausgaben der Niederlassung machten sich infolgedessen von neuem recht unangenehm fühlbar. Man

war nicht wenig froh, als der Hauptgegner Gonnema Frieden erbat, weil er müde sei, „wie ein Buschmann im Gebirge zu sitzen".

Dieser Hottentottenkrieg war der letzte, der südlich des Oranje durchfochten wurde. Im Laufe der nächsten hundertfünfzig Jahre setzten die Hottentotten, insofern sie in Stammesverbänden blieben und nicht von zwei gewaltigen Blatternepidemien vernichtet wurden, vorausgezogenen Klans folgend, ihre Wanderung nach Nordwesten vor den Kaffern her fort, um so eiliger, je mehr die Weißen von Südwesten an ihre Flanken sich heranschoben.

Erst im Jahre 1878, als die britische Regierung der damaligen Kronkolonie Griqualand West aus allerlei Gründen und ohne befriedigendes Ergebnis am Oranje-Fluß, an und unfern der heutigen deutschen Grenze, Krieg führen mußte, stießen wieder Weiße und Hottentotten aufeinander. Vom kommandierenden englischen Offizier, Sir Charles Warren, liegt ein fast unbekannter Bericht darüber vor:

„Von Anfang an schlossen sich den Carnavon-Kaffern eine Horde jener Springbok-, Kat-, Veldtschoenträger-, Bitterbosch-, Hartebeest- usw. Hottentotten an, die aus Anlage und von Herkommen Freibeuter, bei jedwedem Unternehmen seelenvergnügt mittun, das Raub verspricht. Da dieses Volk seit undenklichen Zeiten in plündernden Schwärmen sich an beiden Ufern des Oranjeflusses jenseits der Westgrenze Griqualands auf und ab treibt, oft mit den Griquas Krieg führte, immer sich in Feindschaft mit ihnen befand, ist sein Betragen (daß es sich mit den Feinden gegen Warrens Korps verband) nicht die Folge irgend einer Handlung der britischen Regierung der Provinz Griqualand West."

„Diese Eingeborenen sind von ihren Jagden auf wilde Tiere her gewohnt mit Ruhe zu feuern, sie kleben fest hinter ihren Deckungen bis sie getötet sind, zu Gefangenen lassen sie sich nicht machen."

„Obgleich ich bei meinem Regiment länger Frontdienst getan habe in den schwersten Aufständen, die in der Kolonie stattfanden, kann ich die Kampfweise oder Gefahr dort in keiner Hinsicht vergleichbar finden mit dem, was in Griqualand West vor sich ging. In diesem Kriege war es mehr ein Fechten gegen erfahrene und verzweifelte weiße Truppen."

„Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß eine Zeit kommt, in dem die angreifende Partei beträchtliche Verluste unter dem Feuer dieses Volkes erleiden muß." Schließlich erklärt Sir Charles Warren, daß im Gegensatz zu allen anderen ihm bekannten Eingeborenen Mann für Mann der Horden schon damals bewaffnet gewesen seien mit modernen Gewehren.

Im Laufe der schnellen afrikanischen Geschichte sind wir Deutschen in verschiedenen Aufständen und einem großen Kriege dann die letzten gezwungenen Angreifer der Masse jenes Volkes geworden und haben die Verluste erlitten, die Sir Charles voraussah.

Die Folge des zweiten Hottentottenkrieges für die Siedelung am Kap war sehr bedeutsam. Die Fleischnot der vier Jahre und das gleichzeitig wachsende koloniale Unkostenkonto hatten die Erkenntnis reifen lassen, daß man von der Zufuhr durch die Eingeborenen nicht länger abhängig bleiben dürfe. Wie man einst an Kompagnieangestellte Gemüseland und Ackerland als freies Bauerngut gegeben hatte, schlug man den Bauern jetzt vor, weiter fortzurücken und auf den Weideländern an der Grenze und jenseits der Grenze des gesellschaftlichen Interessengebietes sich als freie Viehzüchter niederzulassen. Jeder sollte sich seine Stelle wählen dürfen, frei von Steuern sollte jeder bleiben, bis ihn das neue Unternehmen in gute Verhältnisse gebracht habe, Zuchtvieh sollte dem, der es wünschte, bei halbem Anteil am Zuwuchs zur Verfügung gestellt werden. Selbstverständliche Bedingung blieb nur das Monopol der Kompagnie als der einzigen Verkäuferin aller Notwendigkeiten und der einzigen Käuferin aller Erzeugnisse, und selbstverständlich war auch, daß diese Viehburen bei dem vorgeschlagenen Wagnis ihre Haut gründlich zu Markte tragen mußten: Denn wenn schon ein paar Kompagnie-Viehposten an der Peripherie der Siedelung bestanden, welche Hilfe konnte von dort kommen? Das Land war noch überrannt von Raubzeug; Löwen drangen selbst bis in die Kapstädter Gärten, und auf die farbigen Banden wirkte der einzelne weiße Mann mit Frau und Kind und europäischem Gut und dem leichtbeweglichen Getier wie der Speck auf die Maus. Zunächst fanden sich entsprechend wenig Liebhaber für das Anerbieten, aber ihre Zahl wuchs doch von Jahr zu Jahr, und so schwoll das Europäerland in die Wildnis hinein, und so lernten die Ahnen der Buren ihre harte Selbstständigkeit, die leidenschaftliche Gewohnheit des weiten Raumes, ihr herrisches unsoziales Wesen, ihre Frömmelei und all das Gute und Schlechte und Kuriose, das die Einsamkeit, die Landesherrschaft und das Ausscheiden aus der internationalen Kulturgemeinschaft den Menschen notwendig anerziehen. Die Enkel schon haben für das, was aus ihren Ahnen da draußen wurde, in den letzten Jahren der Holländer-Herrschaft leiden müssen. Schlimmer ging es ihren späteren Nachfahren, als die Engländer Landesherren am Kap wurden und der hundertjährige Streit der beiden weißen Rassen in Südafrika begann. Aber während wenige

Völker Hohn und Spott und Haß unverdienter tragen mußten als sie, haben sehr wenige ihre eigentümliche Tüchtigkeit schneller bewiesen.

Für den sich langsam bildenden Burentyp war von Wichtigkeit, daß 1687 die Direktoren der Kompagnie, zwei Jahre nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, verschiedenen in Holland zugewanderten Hugenotten und Hugenottenfamilien den Vorschlag machten, sich am Kap anzusiedeln. Die Direktoren hatten auch dieses Mal ein kleines Geschäft im Auge. Diese südfranzösischen Flüchtlinge waren erfahren im Weinbau und in der Branntweinbrennerei und im Olivenbau, das wußte man, und den schon begonnenen Weinbau wünschte man zu verbessern. Die Hugenotten nahmen den Vorschlag an und nach und nach kamen die Franzosen hinaus, einige wenige aus alten Adelsgeschlechtern, wohl alle aus vornehmeren Schichten als die bereits ansässigen Holländer und Deutschen, neben denen sie schließlich ein Sechstel der Ansiedler ausmachten. Ihre Verpflanzung war ein Segen für die Kolonie. Die Direktoren hatten richtig gerechnet. Nach 75 Jahren ließen die Einwanderer, manchem Drucke nachgebend, die französische Sprache fahren und verbanden sich nun völlig ihren Wirten wie Edelreiser ihrer Unterlage.

Von 1691, als an Stelle des Kommandanten ein Gouverneur trat, bis 1780 ereignete sich wenig in Südafrika, dessen Nachwirkung noch in unserer Zeit zu fühlen wäre. Die Grenzpfähle rückten vorwärts, die Menschen vermehrten sich, die Angestellten der Kompagnie verloren, die freien weißen Bürger gewannen an Bedeutung. In das Kompagniemonopol schlug man Breschen, aber bestehen blieb es doch für viele Dinge, und beim Verkaufe behielt die Kompagnie das Vorkaufsrecht zu einem Schätzungspreise.

Nach 1780 wurden die ersten Zeichen des nahenden Bankrottes der Ostindischen Kompagnie am Kap deutlich erkennbar. Schon vorher war wohl dann und wann ärgerlich davon gesprochen worden, in Batavia werde übel gewirtschaftet und das müsse ein böses Ende nehmen. Als der Kompagnie 1781 verschiedene Indienfahrer von den Engländern weggekapert worden waren, fing sie an am Kap mit ungedecktem Papiergeld zu wirtschaften, Gold und Silber zog sie aus dem Verkehr. Ihre Beamten begannen für sich selbst zu sorgen in ganz offenkundiger Weise, als gäbe es nicht viel mehr zu fürchten. Beschwerden beim Gouverneur richteten garnichts aus. Doch die Bürger hatten das schweigende Dulden verlernt. Sie sandten Vertreter mit Anklagen, Anträgen und Forderungen an die Generalstaaten nach Amsterdam. Die Forderung lautete: „Wir sind die Gesellschaftsherrschaft müde,

wir suchen eine engere Verbindung mit dem Mutterlande, wir wollen wie in der Heimat an der Landesregierung teilnehmen. Größere Handelsfreiheit ist Bedingung unserer Existenz." Gegen Erwarten hatten die Beschwerden sehr kleinen Erfolg. Wir wissen bis in unsere Tage hinein, wie unendlich schwer es für eine Kolonialbevölkerung ist, in dem fernen Mutterlande auch die gerechteste Sache so klar an die Menschen heranzubringen, daß sie Freunde und Helfer wirbt. In Amsterdam fanden die „Realpolitiker", es dürfe der Kompagnie in ihren Nöten das Leben nicht noch mehr verkümmert werden. Unter diesen Umständen ging die Lotterwirtschaft in der Siedelung weiter, und da die bankrotte Kompagnie, die einen neuen Angriff Englands fürchten mußte, zur Anlage von Befestigungen, zur Barbezahlung des Herzogs Karl von Württemberg für die nach Kapstadt verschacherten deutschen Soldaten erst recht Geld brauchte, wurden die Übersteuerung und der Emissionsschwindel erst recht groß. Die Monopolbedingungen wurden ebenfalls verschärft, und die Beamten, die wahrscheinlich in der Besorgnis lebten, um ihr nächstes Gehalt geprellt zu werden, taten mehr als je etwas für sich und trumpften aus dem bösen Gewissen heraus mehr als je auf.

Vielleicht hätten die Kolonisten alles dies noch ertragen, ohne einen anderen Schritt zu unternehmen als eine neue und stärkere Kommission in die Heimat zu senden; aber da geschah ein nach ihren Begriffen so Unerhörtes, daß ihre Geduld riß. Die Kaffern an der längst fernen Ostgrenze fühlten, nachdem ein Einfall schon 1780 von Burenkommandos zurückgewiesen worden war, einmal wieder das Schuljungenbedürfnis, sich tüchtig herumzubalgen. Mit den Weißen hatten sie gar keinen Streit; wenn überhaupt durch irgend etwas, waren sie durch interne Vorfälle aufgeregt. Aber bei den Weißen war im Falle eines Sieges am meisten zu holen und im Falle einer Niederlage am wenigsten zu verlieren, hinter der allen Bantustämmen eigenen und gelegentlich übermächtigen Rauflust, der wahrhaftigste Grund ungezählter afrikanischer Rebellionen. Die Buren taten sich auch diesesmal zusammen, um ihre Häuser, ihre Frauen und Kinder zu schützen und die gestohlenen Herden zurückzuholen. Von dem Gouverneur in Kapstadt verlangten sie ganz geringe Hilfe. Vor den heranreitenden Bürgerkommandos fielen die Kaffern sofort zurück. Da traf die erstaunliche Antwort von Kapstadt ein: Wir können jetzt keinen Kaffernkrieg brauchen, zu Feindseligkeiten darf es nicht kommen, das Kommando muß auseinandergehen, der Gouverneur wird mit den Farbigen direkt verhandeln.

Hinter dem Rücken der fluchend sich zerstreuenden Buren, deren geraubtes Vieh in Händen der Kaffern blieb und die nun von Tag zu Tag erwarten mußten einzeln angefallen zu werden, fand das erste schmachvolle Indaba statt, in dem Abgesandte des Gouverneurs von den Kaffern Frieden zu erbetteln versuchten. Die Verhandlungen hatten zwei Ergebnisse: erstens, daß als Kafferngebiet die herrenlosen Marken zwischen ihren Stammesgrenzen und der Kompagniegrenze anerkannt wurden, zweitens, daß die Kaffern von der Schwäche und Dummheit des weißen Mannes vollkommen überzeugt wurden. Vier Jahre lang ward nun geplündert, geraubt, gebrannt und totgeschlagen, vier Jahre lang ertrugen es die verzweifelnden Buren, bis sie endlich, als die Regierung nochmals an ihnen vorbei mit den Kaffern Frieden zu machen versuchte, sich zur Tat entschlossen.

Erst aus Graaff-Reinet, dann aus Swellendam wurden die Landdroste der Ostindischen Kompagnie verjagt, und Graaff-Reinet und Swellendam erklärten sich zu Republiken. Die Menschen, die der Kompagnie die Wildnis aufschlossen, die ihr mühseliges unbeschütztes Leben der Kompagnie versteuerten, die für ihre Erzeugnisse anscheinend wertlose Papierfetzen der Kompagnie als Zahlung annehmen mußten, wollten sich wenigstens das letzte Recht der Selbstverteidigung nicht nehmen lassen.

Eins verkündeten die Gründer dieser ersten Republiken in Südafrika ausdrücklich, daß ihr Vorgehen sie von ihrem Mutterlande, den Generalstaaten, nicht scheiden sollte.

Aber im Mutterlande selbst hatten inzwischen auch Umwälzungen stattgefunden. Unter den Einflüssen der französischen Revolution war die Patriotenpartei, die jahrzehntelang im Gegensatz zur erbstatthalterlichen Partei bestand, zur ausschlaggebenden Macht geworden, und grade im Jahre 1795 hatte sie durchgesetzt, daß die Generalstaaten die statthalterliche Familie verjagten und sich als Batavische Republik konstituierten.

Diese Umwälzung in der Heimat gab England, das bei seinen gewaltigen ostindischen Interessen längst den Besitz der Kapstadt erstrebte, endlich einen guten Grund zum Angriff. Die Umwälzung in der Kolonie verschaffte ihm einen ganz ungeahnt schnellen Sieg.

Als die britischen Kriegsschiffe ankamen, erfuhren die Kolonisten zum ersten Male von den heimatlichen Geschehnissen. Eine Verfügung vom verjagten Erbstatthalter, die britischen Truppen zum Landesschutze einzulassen, brachten die Engländer mit. Die Beamten der Kompagnie gehörten zur statthalterlichen Partei; sich zum Besten ihrer bankrotten Gesellschaft totschießen zu lassen,

schien ihnen wohl unpraktisch. Die Buren wieder, wennschon sie den Fremden keine Neigung entgegenbrachten, hatten kaum mehr Neigung für die Kompagnie. Auf diese Weise ward das Kap im Jahre 1795 fast über Nacht zum ersten Male britisch. So unendlich wichtig das Erscheinen Englands in Südafrika für alle gegenwärtigen Verhältnisse geworden ist, so geringe Spuren haben mit einer Ausnahme die Jahre 1795—1805 in unserer Zeit zurückgelassen. Wir wissen, daß die Engländer zuerst versuchten, die Buren dadurch zu gewinnen, daß sie alle Freiheiten gewährten oder zu gewähren versprachen, die die ausgelöschte Kompagnie verweigerte. Wir wissen, daß von vornherein keine Liebe verschwendet wurde zwischen den langsamen, argwöhnischen, seit Jahren gequälten Hinterwäldlern und den überaus hochfahrenden, verdienstlustigen Eroberern. Wir wissen, daß die englische Bürokratie sehr schnell übel hauste in der Kolonie, genau wie die Gesellschaft. Wir wissen, daß plötzlich über Nacht durch den Frieden von Amiens das Kapland noch einmal holländisch wurde unter dem direkten Regimente der Batavischen Republik. Wir wissen schließlich, daß, als sich die Bürger eben darüber freuten, der Krieg von neuem losging, England wieder zugriff, und nun, wennschon es das Land erst 1814 vom Prinzen von Oranien, dem es gewiß nicht gehörte, kaufte, 1805 endgültig Herr der Kolonie wurde.

Das Ausnahmejahr in der Zeit des Interregnums, das sich noch heute fühlen läßt vom Kap bis an den Zambesi, ist das Jahr 1799. Damals kamen die ersten Vertreter der Londoner Missionsgesellschaft nach Südafrika. Die Herren wandten sich „fast vom Tage ihrer Ankunft an viel mehr der Politik zu als der Heidenbekehrung, und da sie die soziale Gleichstellung der Barbaren mit der zivilisierten Bevölkerung stark befürworteten, waren sie schnell mitten im Kampfe mit den Kolonisten". (Theal, History of South Africa.)

Leutwein sagt: „In Kolonialkriegen bedeutet der erste Schuß nicht den Anfang fröhlicher Siege, sondern den Anfang von Wirren, deren Ende unabsehbar ist." Wenn der Satz ganz gewiß nur beschränkte Geltung hat, wo es sich um die überall notwendige und nie friedliche Auseinandersetzung zwischen weißer Ordnung und farbiger Unordnung handelt, galt er immer, wo die Schüsse zwischen europäischen Völkern vor zuschauenden Farbigen gewechselt wurden. Die wenigen Schüsse, die zwischen Holländern und Engländern im Jahre 1806 fielen, hatten über 100 Jahre dauernde Wirren zur Folge, und kein nüchterner Betrachter wird sagen können, daß der Waffenstillstand unserer Tage alle Wirren durchaus beseitigt habe.

„Seit 1806 bildet denn der Kampf des englischen und des holländischen Elementes den eigentlichen Inhalt der Geschichte Südafrikas." Der Gang dieses Kampfes ist so häufig geschildert als mißverstanden worden. Aber der Freund der Wahrheit findet wenigstens bis zum Jahre 1881 in dem ausgezeichneten Historiker George M. Theal, der zugleich ein Meister der Darstellungskunst ist, einen vertrauenswürdigen Führer. Vom Jahre 1881 bis heute ist jede Darstellung von der Parteien Gunst und Haß verwirrt. Darf man doch noch heute selbst bei uns das Wort Bur kaum aussprechen, ohne von denen, die sich für Realpolitiker halten, wegwerfende Bemerkungen hören zu müssen. Auf Sachkenntnis gründet sich das Urteil dieser Kritiker selten. Sie berufen sich, faßt man zu, auf die minderwertigen Eigenschaften gescheiterter Existenzen (sogenannter Buren) in unserem Südwestkriege, oder auf ein persönliches oder gar fremdes Erlebnis mit irgend einem unliebsamen Treckburen, oder auf das ihnen unverständliche Verhalten der rechten Buren nach dem Frieden von Vereeniging, oder auf die deutsche Burenbegeisterung während des Burenkrieges als einen groben politischen Fehler, dem man nicht genug Steine nachwerfen könne.

Nun, die Buren sind so verschieden als wir Deutsche verschieden sind. Wie schon ihr frühes Schicksal sie eigentümlich formte, wurde geschildert. Den politischen Wert oder Unwert eines Volkes erkennt man nur an dem endlichen Ausgang seiner politischen Schachpartien, und da hat dies seltsame Volk aber auch gar keinen Grund sich zu schämen. Und unsere Burenbegeisterung als politischer Fehler? Ja, das muß doch jeder von uns zugeben, sei er noch so englandfreundlich, daß ganz nüchtern gesprochen wir Deutschen bei den Buren mehr guten Willen gefunden haben und viel mehr guten Willen finden als bei den ausgesprochen englischen Afrikanern. Die Empfindsamkeit lag viel mehr bei den Parteigängern Englands. Müssen wir uns aber durchaus begeistern, wie es uns „nützlich" ist? Sind wir so schwach? Die Engländer gelten in der ganzen Welt als das politischste und nüchternste Volk. Zu den schönsten Zügen der englischen Tradition gehört, daß der Engländer, „wenigstens in der Mittelklasse, stets bereit ist, wenn irgendwo in der Welt Grundsätze bedroht sind, für sie einzustehen, allenfalls sogar uneigennützig", und im übrigen auf seine Stärke zu vertrauen. Wir haben einen Fehler bei allen unseren Begeisterungen: bei uns gehört zur Begeisterung die Überschätzung, die den Magen verdirbt. Ein tüchtiger Kerl ist immer sehr menschlich. Das leugnen seine

Freunde bei uns so lange, bis sie ihm ein Heer von Feinden geschaffen haben.

Den Engländern um 1806 schien der gesicherte Besitz des Kaplandes im Hinblick auf Indien eine Existenzfrage. Noch hatte sich jene nationale Demokratie in Heimat und Kolonie nicht durchzusetzen vermocht, die später die häufigen unglücklichen Maßregeln veralteter oligokratischer Verwaltungskunst schadlos zu machen verstand und in deren Siege über die Oligokratie neben dem Besitze der günstigen Gelegenheiten unserer Erde das Geheimnis des Erfolges englischer Kolonialwirtschaft ausschließlich zu suchen ist.

Dieselben Leute, die Amerika verloren hatten, begannen ihre Arbeit in Afrika. In den Kolonisten standen ihnen nun gar „foreigners" gegenüber, und „foreigners" als solche waren schon damals jedem rechten Engländer zunächst verächtlich und ein klein wenig widerlich.

„Keinem Volke ist es angenehm, der Herrschaft eines anderen unterworfen zu werden." (James Bryce.) Für die Kapholländer jener Zeit galt das besonders; ganz abgesehen von den im Lande früher vorhandenen republikanischen Tendenzen, hatten sie schon unter der Kompagnie an der Rechtsprechung teilgenommen, und in den drei Jahren, in denen die Batavische Republik, damals das freieste Land Europas, die Hoheitsrechte in der Kolonie ausübte, waren sie an ein freiheitliches repräsentatives Regierungssystem gewöhnt worden. Unter den Engländern glitten alle Rechte zurück in die Hand eines Mannes. Vielleicht, nein gewiß hätte trotzdem alles gut gehen können, wären die neuen Landesherren bereit gewesen, die Bürger der Kolonie als ihresgleichen zu behandeln. Vom Jahre 1806—1836 kämpften die Bürger, von 1836—1900 alle Kapholländer, von 1902—1912 alle Afrikander mit verschwindenden Ausnahmen nur für den Gedanken der völkischen Ebenbürtigkeit und der politischen Gleichberechtigung ihrer Rasse mit der englischen Rasse in Südafrika. Zum Siege haben die Afrikander den Gedanken endlich in neuster Zeit gebracht. Um ihn kräftig zu erhalten, wird eine zur Abwehr bereite Fechterstellung notwendig bleiben, denn noch heute gelten in breiten Kreisen jene zwei Gründe, die nach der Besitzergreifung die Briten verhinderten, die holländischen Wünsche zu verstehen, geschweige denn ihnen gutwillig entgegenzukommen. Noch heute ist dem Durchschnittsengländer der Fremde, der nicht gleich dem sonst so schwer löslichen Juden im Engländertum aufgeht wie der Zucker im Kaffee, genau das, was der Barbar dem Griechen war: ein konfiszierter Kerl. Entsprang bei dem Griechen die Ablehnung nur dem Stolze

auf die eigene Kultur, die jenen fehlte, so tritt beim phantasiearmen Engländer zum gesunden Stolze die dumpfe, dumme Scheu vor dem, was hinter dem andern unverstandenen Wesen, hinter der andern unverstandenen Sprache Gefährliches lauern möge. Wie kann da völkische Ebenbürtigkeit wirklich gewährt werden? Aber auch die praktische Seite des Gedankens, die völlige politische Gleichberechtigung hat ihre Gegner aus dem frühsten Grunde behalten, nämlich dem unklaren Gefühl der eigenen Schwäche. Die Engländer kamen wohl als Sieger in das Kapland, aber sobald ihre Schiffe ausliefen, ihre Truppen anderswo Verwendung finden mußten, waren die zurückbleibigen Landsleute viel schwächer als die andern eingeborenen Weißen, und das gilt nach einer 92jährigen Ansiedelungspolitik, nachdem Diamanten und Gold ihre gewaltige Anziehungskraft ausgeübt haben, heute in kleinerem Maße noch und wird in langsam steigendem Maße in aller Zukunft gelten. Eine völlig politische Gleichberechtigung hätte also von Anfang an den andern eine ähnliche Bedeutung gegeben als sie jetzt dadurch erlangt haben, daß sie in der parlamentarisch regierten Union die Ministerposten besetzen, daß in den drei Provinzen Kapland, Freistaat und Transvaal die Administratoren aus ihren Reihen hervorgingen, daß sie im Gesamtparlamente und in Wahrheit auch in drei Provinzialparlamenten die unerschütterliche Mehrheit erlangten, daß sie die offizielle Zweisprachigkeit herbeiführten und in Amt und Schule zur Wirklichkeit machten. Im Anfang schien das Staatsinteresse so etwas durchaus zu verbieten; damals wie heute lehnte sich im Stillen vor allem der englische Stolz dagegen auf. Aber eine Staatsnotwendigkeit oder eine Schwäche offen einzugestehen war nie englische Sache. Damals, wie auch im politisch leicht zu rechtfertigenden Burenkriege, schienen schönere Flausen nötig. Die schnell und nachhaltig verbreitete Kunde von der Dummheit und dem Schmutze der Holländer genügte nicht völlig, um jene wirklich ins Unrecht zu setzen. „The stupid and dirty Dutch" mochten bei liberalen und oppositionellen Geistern doch Sympathie und Interesse finden, und überhaupt, das eigene Gewissen war nicht ganz beruhigt. Da kamen zuerst die Missionare Vanderkemp und Read der London Missionary Society und später ihre ganze seltsame Gefolgschaft mit der fehlenden erhabenen Idee zu Hilfe: England muß die Eingeborenen schützen vor den Holländern. Unendliche Greueltaten sind geschehen, unendliche Greueltaten geschehen auf den einsamen Farmen fortwährend, Menschenmarterer sind die Buren, Zerquäler der von Hause aus guten Farbigen, Räuber ihres Eigentums usw.

Es ist heute schwer festzustellen, inwiefern die englischen Missionare schon der antiholländischen Suggestion unterlegen waren, inwiefern sie schon das, was man einen politischen Opportunitätshaß nennen mag, beseelte, als sie ihre wilden Anklagen in die Welt hinausschleuderten. Sicher ist, daß überall anders in den englischen Kolonien, wo wie z. B. auf den ostindischen Plantagen genug wirkliche Scheußlichkeiten vorkamen, ähnliche Rufe nur sehr gedämpft erklangen. Auf Drängen von London erhoben die englischen Gerichte der Kapkolonie gegen 58 holländische Männer und Frauen Anklagen wegen Grausamkeiten, begangen an Hottentotten und Sklaven. Ein Aufgebot von über 1000 Zeugen wurde nötig. Die Hottentotten, die den geistlichen Herren die „Stories" zugetragen hatten, logen nach Herzenslust. Das Ergebnis war dennoch, daß sich alles als grober Schwindel herausstellte. Aber an den Buren blieben diese bequemen Anklagen doch hängen, und stets fanden sich neue Geschichtenträger und neue Nacherzähler.

Froude, der englische Historiker, erklärt 1886: „Weil die Holländer ein langsames Volk sind und keine Begeisterung für unsere neuen Ideen an den Tag legten, fielen sie bei uns in Ungnade, und darin sind sie seither geblieben. Der ungünstige Eindruck, den sie auf uns machten, ist eine Tradition der englischen Presse und auch leider der kolonialen Regierung gewesen. Wir hatten sie ungerecht und unverständig behandelt, und wir vergeben niemals denjenigen, denen wir Unrecht getan haben."

1836 begann jener sonderbare verspätete Zug der Völkerwanderung, der große Trek aus dem Kaplande in die Wildnis hinein, der allmählich zur Gründung von Freistaat, Natal und Transvaal und mittelbar zur Besitzergreifung und Besiedelung Rhodesiens führte. Die lebendigen Geister unter den Buren und alles, was ewig bedroht in den Grenzmarken lebte, hatte nach dreißig Jahren englischer Herrschaft übergenug. Sie schlugen ihre Farmen um einen Pappenstiel los oder ließen sie einfach liegen für den, der ihr Nachfolger sein wollte. Weib und Kind und bewegliches Gut setzten sie auf ihre großen Planwagen, und über den Oranje rollten die Wagen in das Unbekannte hinein. Piet Retief der Voortrekker erklärte beim Verlassen Grahamstowns:

„Wir verzweifeln daran, die Kolonie von dem Übel, das sie von landstreichenden Kaffern bedroht, zu retten. Es besteht keine Aussicht auf Frieden oder Glück für unsere Kinder. Wir klagen über Raub und Vernichtung, die wir bei den Einfällen der Kaffern zu leiden haben. Wir klagen über die im Namen des Glaubens uns zugefügte Mißregierung. Wir verlassen die Kolonie, um ein

ruhiges Leben zu suchen, und wir werden niemand belästigen Doch — überfallen — werden wir uns und unsere Güter bis aufs äußerste verteidigen. Wir verlassen diese Kolonie in der vollsten Überzeugung, daß die britische Regierung nichts mehr mit uns zu tun hat und uns gestatten wird, uns selbst zu regieren, ohne uns etwas in den Weg zu legen. Wir verlassen das fruchtbare Land, wo wir geboren sind, und wandern in ein fremdes und gefährliches Land; doch wir gehen in dem festen Vertrauen auf einen allgegenwärtigen, gerechten und gnädigen Gott."

Der Historiker G. M. Theal gibt die Gründe der freiwilligen Wanderung in folgender Reihenfolge an: Erstens die Abhängigkeit von einer fremden und unfreundlichen Regierung; zweitens das Verbot des Gebrauchs der Landessprache (entgegen den ausdrücklichen Versprechungen) in den öffentlichen Ämtern und bei den Gerichten; drittens der ungeheure Einfluß, den der Superintendent der Londoner Missionsgesellschaft, als fähigster und unbarmherzigster Gegner der Buren, in britischen Regierungskreisen ausübte; viertens die dauernden Verleumdungen durch die philanthropischen Gesellschaften Englands; fünftens die plötzliche Freimachung der Sklaven (die zum größten Teil von englischen Kaufleuten ins Land gebracht worden waren) ohne hinreichende Entschädigung; sechstens die politische Gleichstellung der Farbigen mit den Farmern, ohne daß diese durch ein Verbot des Landstreichens geschützt gewesen wären; siebentens die völlige Unsicherheit von Leben und Besitz in den östlichen Distrikten des Kaplandes infolge der ewigen Kaffereinfälle, gegen die der den Kaffern günstig gesinnte Staatssekretär nichts unternahm. Neben alledem, sagt Theal, seien noch viele Gründe von geringerer Wichtigkeit zu nennen.

Auf englischer Seite hätte man nun eigentlich zufrieden sein können, daß gleich die gesamten Nörglergeschlechter sich davonmachten und einer Zukunft entgegengingen, in der ein großer Teil umkommen mußte. Das Schicksal der Buren bedrückte auch die Zurückbleibenden nicht; sollen doch in Grahamstown und an der Algoa Bai Freudenfeuer angezündet worden sein, als man von dem Blutbad am Blauwkrans (beim heutigen Dorfe Weinen) erfuhr, wo 282 weiße Frauen, Kinder und Greise und 250 farbige Dienstboten durch die Zulus erschlagen wurden. Aber, nachdem man sich einmal von der London Missionary Society und den verschiedenen Philanthropischen Gesellschaften, deren Menschenliebe hier, wie das so menschlich ist, schwere Menschenquälerei herbeiführte, zum Vorkämpfer der armen Eingeborenen hatte weihen lassen, blieb man gewiß gutgläubig in der Rolle.

Alle abziehenden Burenwagen sollten untersucht werden, außer auf etwa entführte Farbige auf Waffen und Munition. Das war der Anfang. Was nun folgt an Daten, ist geschichtlich hochinteressant; es ist belanglos für die Probleme der Gegenwart bis hinauf zum Burenkrieg 1899—1902. Im großen und ganzen kann man sagen, daß England im Verlaufe der endlosen Reibereien mit den verschiedenen Staatengebilden der sogenannten „Emigrant-Farmers" es vorzüglich verstand, die Lasten des Eingeborenenschutzes sich zum Vorteile zu wenden. Von allen Beispielen liefert die seltsame Geschichte Griqualand Wests mit Kimberley hierzu die beste Illustration. Als ein Kabinettstückchen englischer Staatskunst verdient sie weiteste Kenntnis.

Am stärksten war der englische Faktor zwischen den Jahren 1885—1895 in Südafrika entwickelt. Kapland war seit 1854 eine autonome Kolonie geworden. Die Kapholländer hatten dort theoretisch gleiche Rechte mit den englischen Kolonisten. Sie durften seit 1882 im Parlament ihre Sprache hören lassen. Ihre Sprache konnte vor Gericht zugelassen werden. Da die Holländer nicht mehr bedrückt wurden, waren sie national gleichgültiger geworden; ja, was von ihnen in den Städten saß, begann sich zum Engländertum, das ihm vornehmer schien, zu rechnen.

Ähnlich ging es im Freistaat. Hier lieferte England einen verschwindenden Prozentsatz der Bevölkerung. Zu Zeiten gab es wohl mehr Deutsche im Freistaate als Briten, trotzdem war Englisch die Sprache der Gebildeten geworden. Sicher war es die eine neutrale Sprache, die jedermann verstand.

Und schließlich ging es auch im weniger versöhnlichen Transvaal kaum anders. Seitdem 1885 die Goldfelder am Rand entdeckt worden waren und in Scharen die fremden Menschen in das Land lockten, seitdem die Fremden Verdienstmöglichkeiten und Geld mitbrachten, hatten sich bei einem großen Teile der Bürger Bedürfnisse und Streben völlig verändert. 1890 standen die Dinge so, daß sich ganz Südafrika auf dem Wege der scheinbar sicheren Verengländerung befand.

Da machte sich eine neue Größe plötzlich in der südafrikanischen Politik bemerkbar, der völkische Ideale von Hause aus ganz gewiß fremd waren. Es wird wohl ein ewiges Geheimnis bleiben, welche Ziele die internationalen Finanzleute unter Cecil Rhodes' Führung zwischen den Jahren 1890 und 1899 in Südafrika verfolgten. Wir wissen, daß sie sich schließlich, als ihre Pläne Schiffbruch litten, dem britischen Patriotismus in die Arme warfen und bei der breiten Masse mit Glück ihren Namen als Verteidiger englischer

Ehren retteten. Ebenso klar ist jedem, der die Dinge und Menschen in der Nähe miterlebt hat, daß jene im Beginne ihrer verunglückten Tätigkeit englische Politik ganz gewiß nicht zu machen versuchten, selbst wenn unbedingt zuzugeben ist, daß in dem parlamentarisch regierten Britenreiche „englische Politik" von sehr vielen und auf sehr verschiedene Weise gemacht werden kann ohne Kenntnis der zurzeit Regierenden. Wahrscheinlich waren an Stelle der Bauernrepubliken von und für Minenmagnaten regierte Republiken geplant mit schließlicher Einbeziehung des Kaplandes.

Aber gleich der erste Schlag, der vielgenannte Jameson Raid, war ein Schlag ins Wasser. Um die friedliche englische Durchdringung war es auf einmel geschehen. Das Mißtrauen der aufgeschreckten Buren witterte überall geheimes Gift. Und nun zum erstenmal in der südafrikanischen Geschichte erwacht hier und da beim verzweifelnden Afrikanderelement, das bisher nur für Gleichberechtigung gekämpft hat, noch unklar der Gedanke eines Kampfes um die Herrschaft in Südafrika: „Afrika dem Afrikander"!

Im Jahre 1899 stand die britische Vormachtstellung in Südafrika unzweifelhaft in Gefahr. Großbritannien sah sich den zwei aufgestörten Republiken gegenüber. Es wußte nicht, wie sich die Kapkolonisten holländischen Blutes, d. h. die größere Hälfte, ihm gegenüber verhalten würden. Es mußte neue Machenschaften der Finanzleute fürchten. Da begann es seinen Präventivkrieg. Auch andere Mächte hätten ihn unter gleichen Umständen geführt, nur daß Großbritannien die wirklichen Gründe nicht angab. Als wäre es um Stimmrecht gegangen und Capeboy-, Inder- und Kaffernbehandlung und ärgere Velleitäten. In der ganzen bekannten großen Parlamentsrede Chamberlains, des Kolonialstaatssekretärs, „Why we are at war with the Republics", sucht man umsonst nach einem wahren Wort.

Der Krieg schon nahm einen anderen Verlauf und ein anderes Ende als das Ministerium in England erwartete. Die aufgeregte öffentliche Meinung der ganzen Welt, und nicht zum wenigsten der besten Kreise Englands selbst unter Führung des Lordoberrichters und des Journalisten Stead, hielt die Versuche einer Ausrottungspolitik auf. Im übrigen waren die Buren sehr viel stärker als man dachte. Man ließ sich nach drei Jahren zu einem Frieden mit klaren und bindenden Verpflichtungen herbei. Es schien noch einmal die Gelegenheit gekommen, auf friedlichem Wege die Verengländerung Südafrikas zu erreichen. Aber es war Englands Unglück, daß das Kabinett, das den Krieg gemacht hatte, am Ruder blieb und — auch eine englische Eigentümlichkeit — seinen

ungekühlten Haß noch spüren lassen wollte. Die unzweideutige Angliederung Südafrikas sollte wie im Jahre 1806 durch eine vorläufige Entrechtung des Burenelements, durch völlige Unterdrückung der holländischen Sprache herbeigeführt werden. Milner, die den Buren verhaßteste Persönlichkeit, wurde in den Transvaal als Gouverneur gesandt, während er zugleich High Commissioner von Südafrika blieb. In den neuen Kronkolonien Transvaal und Oranjefluß-Kolonie setzte eine unglaubliche Beamtenwirtschaft ein. Diese Überspannung des Bogens rächte sich sehr schnell. Der Burenpartei, die die Gewährung der Selbstregierung gemäß den Friedensbedingungen von Vereeniging entschieden verlangte, trieb sie täglich mehr Anhänger britischer Nationalität zu. Als die wirtschaftliche Not, besonders der Briten, unerträglich und die politische Lage infolge der Mißwirtschaft gefährlich geworden war, wurde das Versprechen vom neuen englischen Ministerium verspätet erfüllt. Der neue Druck, das neue Ringen hatte zu einer unerhörten Stärkung der holländischen Sprache geführt. Nun, da ihnen das zufiel, was sie von je erstrebt hatten: die vollkommene Gleichberechtigung, zeigten die Afrikander ihre erstaunliche politische Begabung. Der Wunsch zur Einigung Südafrikas; der Entwurf der Verfassung, der im § 137 die englische und holländische Sprache zu gleichwertigen Staatssprachen machte; die vollzogene Einigung und die angenommene Verfassung ist ihr Werk. Sicher, maßvoll, mit fast übermenschlicher Willenskraft die Leiden eines Jahrhunderts zur Seite schiebend, getreu ihren neuen britischen Verpflichtungen, aber voll von begeisterter Vaterlandsliebe und unbeirrt durch die aufreizenden Anwürfe der von mittelmäßigen Köpfen geführten Gegenpartei der Unionisten, bauten und bauen sie sich, unterstützt von ihren Mitafrikandern englischer, schottischer, irischer und deutscher Abkunft das Staatsgebäude aus, das wir heute als die Südafrikanische Union kennen und das neben dem australischen Commonwealth das freiste und von London unabhängigste Gemeinwesen im gewaltigen britischen Staatenbunde ist.

Der Neuling muß besonders darauf hingewiesen werden, daß von den Hafenstädten Port Elizabeth und East London aus und von den Fenstern der vornehmen Klubs in Johannesburg, Kimberley und Durban und selbst in Pretoria und Bloemfontein gesehen, die südafrikanischen Verhältnisse ein verzerrtes Bild annehmen. An diesen Stellen glaubte seit Jahr und Tag jeder zu schieben, und seit Jahr und Tag ist mit den allerkleinsten Ausnahmen jeder geschoben worden.

In politischen Dingen und namentlich in den politischen Dingen Afrikas soll man das Prophezeien unterlassen, doch kann eine Voraussage dazu dienen, die ganzen Zustände noch einmal in das rechte Licht zu rücken: Nachdem das liberale Campbell-Bannerman-Ministerium Englands aus der Not eine Tugend gemacht hat und Transvaal und Freistaat vertragsmäßig die Selbstverwaltung gewährte, nachdem das englische Parlament die südafrikanische Verfassung guthieß, wird die Südafrikanische Union solange das britische Weltimperium überhaupt zusammenhält, und es ist recht jugendfrisch, nie Secessionsgelüste zeigen. In eigenem Betrieb wären ihre Interessen nicht besser und bequemer gewahrt als in der Verbindung mit dem Inselkönigreich. Aber ein so fester Eckstein des britischen Reiches Südafrika geworden ist, innerhalb seiner Grenzen wird der englische Faktor langsam, aber sicher zurückweichen. Das mag, wie schon gesagt wurde, hin und wieder zu neuen Reibereien und Wirren führen, ohne daß diese noch einmal Umwälzungen hervorrufen werden. Es fällt eben heute den meisten Engländern noch unendlich schwer zu verstehen, daß die Begriffe britisch und englisch sich nicht mehr decken und immer weniger decken werden. Das weite Weltreich ist über den engen englischen Stolz hinausgewachsen in noch viel ausgesprochenerer Weise als das Deutsche Reich über das Preußentum hinauswuchs.

Selbstverständlich mußte der lange Kampf der beiden weißen Rassen am Kap neben allen anderen Beziehungen die südafrikanische Eingeborenenpolitik besonders stark beeinflussen. Man erzählt gerne bei uns von der vorbildlichen Eingeborenenpolitik der Buren. Vorbildlich ist gewiß, daß die Buren, wenigstens des Freistaates und Transvaals, in den wildesten Perioden des Engländerhasses und der englischen Angriffe nie versuchten, auf irgend welche Art Farbige gegen Weiße mobil zu machen, sondern darin immer eine unsühnbare Blutschuld sahen. Im übrigen ist von einer wirklichen Eingeborenenpolitik der Buren in unserem Sinne schlechterdings nicht zu reden. Die Gebiete, die die Buren nach dem großen Trek endgültig besetzten, Freistaat und Transvaal, waren die menschenentblößten Grenzmarken zwischen Zulus und Matabeles, Sesutos und Betschuanen. Die paar elenden zerstreuten Stammreste, auf die sie trafen, Nachkommen der von Zulus, Sesutos und Matabeles vernichteten Völkerschaften, die Balala, die Menschen die tot sind, wurden ihre Diener. Abhängige starke Stämme, wenn man absieht von den Klans in den Spelonken, an der ungesunden äußersten Nordostgrenze des Transvaals, und abgesehen von der Kontrolle Swazilands, hatten sie nicht zu regieren. Es könnte

eigentlich nur vorbildlich sein, wie die Buren sich den einzelnen Eingeborenen gegenüber verhielten. Da ist gar keine Frage, daß sie aus dem einfachsten Triebe der Selbsterhaltung und Bewahrung ihrer Frauen heraus, und das ist bei aller Verhüllung der letzte und sittlichste Grundsatz jedes Sittengesetzes, den Mut fanden zu der Überzeugung: die Gleichheit zwischen Schwarz und Weiß ist unmöglich, und daß sie nach dieser Überzeugung handelten.

Leutwein spricht sich in seinem Buche „Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika" aus leicht verständlicher Ursache eingehend zur Eingeborenenpolitik aus. Er weist immer wieder auf das Vorbild der Briten hin. Nach der Erinnerung, daß bei der letzten Zählung von rund 400 Millionen Untertanen Englands (gemeint ist Großbritanniens) nur 54 Millionen oder 13½% Weiße waren, heißt es: „In der Tat, es bedarf eines besonderen Verständnisses für die Gewohnheit und Sitten der Eingeborenen, soll unter den Zahlenverhältnissen, wie wir sie im britischen Reiche sehen, die weiße Rasse Herr im Hause bleiben;" und schließlich erklärt er: „Es bleibt daher nur die Annahme, daß die Engländer es besser verstehen als wir, ihre Eingeborenen für ihre Sache zu gewinnen und ihr dienstbar zu machen. Je nach dem Charakter ihrer Kolonialgebiete und deren Bewohner scheinen sie auch ganz verschiedene Systeme anzuwenden. Wir wissen z. B., daß sie in der Kapkolonie, einem Lande, in dem die Niederschlagung von Aufständen genau von den gleichen Schwierigkeiten begleitet sein würde wie in unserem Südwestafrika, die Eingeborenen einfach zu vollwertigen Staatsbürgern gemacht haben."

Es muß hiernach scheinen, als sei Leutweins Kenntnis der englischen Eingeborenenpolitik im allgemeinen oberflächlich gewesen, als habe man ihn über die Zustände der angrenzenden Kapkolonie aber besonders schlecht unterrichtet. Zutreffend ist, daß die Engländer das „System der Systemlosigkeit" verfolgen. Dies erklärt sich aus zweierlei Gründen: In Großbritannien selbst hat sich in den letzten 90 Jahren, in denen es zum Weltreich wurde, das politische Schwergewicht völlig verschoben. An die Stelle der Oligokratie trat die entschiedene Demokratie. Nach dem Jahre 1820 noch wurden Arbeiter, die Koalitionen zur Lohnaufbesserung anstrebten, gehängt. Schon um 1880 und erst recht nach dem Rückfall des Burenkrieges wird die „sanctity of the liberty of the subject" aus einem Ideal in England immer mehr zur Tatsache. Keine politische Maßnahme kann fürderhin Billigung erwarten, die der persönlichen Freiheit, wohlverstanden wie sie die Engländer auffassen, entgegen scheint. Selbst das Wohl des Ganzen muß

zuweilen hinter der sanctity of the liberty of the subject zurücktreten. Es ist klar, daß für die Kolonien, die von Jahr zu Jahr England zufielen, der gerade in der Heimat herrschende Geist immer etwas das Schicksal bestimmte. Was nun die Anwendung verschiedener Systeme je nach dem Charakter des Kolonialgebietes angeht, so mag man den Briten alles zutrauen, nur kein Verständnis fremder Zustände, denen eine rasche Phantasie das besonders passende Kleid flugs zurechtschneidert. Vielmehr gilt hier, was an anderer Stelle gesagt wurde: Beim Briten war und ist zuerst die Tat; hinter der Tat, weit hinter ihr krochen und kriechen die langsamen Gedanken. Die Taten, die schnell und von Fall zu Fall zugestopften Löcher, bestimmten und machten die Systeme, wie bei uns zu Leutweins Zeiten in Südwest.

Es bleibt zu untersuchen, wodurch es den Engländern besser gelingt, ihre Eingeborenen für ihre Sache zu gewinnen und ihr dienstbar zu machen. Denn dieser Behauptung entspricht heute der äußere Schein in sehr vielen britischen Kolonien. Da darf man denn zunächst nicht außer acht lassen, daß die Überredung „mit Blut und Eisen nach der Art eines Tatarenchans", die Leutwein für falsch hält, eigentlich in allen britischen Kolonien stattgefunden hat zu günstiger Zeit, und daß die wirklich unbequemen Dickköpfe ohne jedes Federlesen gefaßt und entfernt worden sind. Der Rest gewöhnt sich an die überall anzutreffende Lippenloyalität, weil ihm die englischen Herren aus vollster begeisterter Überzeugung heraus täglich predigten von den großen Freiheiten, die nur grade sie brächten; weil er merkte, daß das Nachreden dieser Überlieferung ihm der lobhungrigen Herren Gunst verschaffte, und weil er nach dem jeweiligen Kriege oder Aufstande mit unerhörter Schwäche behandelt wurde. Von anderem kann hier nicht die Rede sein.

Wer sich länger aufgehalten hat in britischen Schutzgebieten und eine mehr als oberflächliche Kenntnis der Zustände erworben hat, weiß, daß Dr. Solf recht hatte, als er in einer Kommissionssitzung des Reichstags einmal antwortete, er habe gefunden, daß die englischen Beamten ebenso bürokratisch seien wie die deutschen, nur sei bei der englischen Bevölkerung infolge ihrer Eigenart ein größeres Korrektiv dagegen vorhanden als bei uns. Die gegenüber dem eigenen selbstbewußten Volke also nicht leicht zu stillende Regier- und Herrschfreudigkeit, die in den meisten Engländern anzutreffen ist, und seien sie persönlich die unbequemsten Untertanen, scheint für die Schwäche in der Eingeborenenbehandlung vor allem verantwortlich. Popularitätssucht um jeden Preis steckt

dahinter. Dulde Du meinen aufgeklärten Despotismus und lobe mich, und ich tue Dir nichts. Wenn in Lagos ein schwarzer Mob vor die Gouverneurswohnung zieht und dort die Fenster einwirft, weil ihm eine Gesetzvorlage nicht nach dem Sinne ist, und wenn dann die Gesetzvorlage ohne weiteres zurückgezogen wird, so scheint das sicher den Herren Niggers sehr erfreulich und lobenswert, und für den Augenblick ist es ja entschieden die bequemste und billigste Erledigung der Angelegenheit: Die Frage ist aber, wohin solche Schwäche schließlich führt? Denn darüber muß sich jeder klar sein, mit dem riesenhaften afrikanischen Eingeborenen-Problem stehen wir erst im Uranfang. Heute können wir an vielen Stellen noch bestimmen, wie der Strom einmal fließen soll. Heute, während wir Herren im Hause sind, entscheiden wir, ob unsere weißen Nachfahren Herren im Hause bleiben werden. Es hat noch niemand gezeigt, daß das auf einem anderen Wege geschehen könne als dem der unbedingten Unterwerfung, der unüberbrückbaren Unterordnung und der verständigen Gerechtigkeit und der sicheren Hilfsbereitschaft des weißen Mannes.

Leutwein führt ein altes afrikanisches Sprichwort an: „Kein Weißer kann je ein Kafferngehirn verstehen," und einen Ausspruch Samuel Mahereros: „Major, trau den Hereros nicht, ich muß das wissen, denn ich bin selbst einer." Beide Zitate warnen vor einer Eingeborenenpolitik, wie sie die Phantasie einem wohlwollenden Menschen leicht als der Eigenart der vorgefundenen Bevölkerung entsprechend erscheinen mag.

Was war doch die historisch gewordene Eigenart der Stämme in Südafrika? Wie ging es doch mit ihr zu? Ob der einzelne Mann in unvordenklichen Zeiten je Freiheit gekannt hat, wissen wir nicht. Wir wissen nur von der unendlichen Despotie der Häuptlinge, unter der das Leben des Untertanen dem Häuptling, das Gut des einzelnen letzten Endes entweder dem Häuptling oder dem Stamme gehörte. Neben dem Häuptling behaupteten sich ein paar Große, häufig war auch ihr Leben nicht sicher. Es ist Irrtum, zu meinen, daß der Masse der Eingeborenen diese Gewaltherrschaft lieber gewesen wäre als die Herrschaft des weißen Mannes. Die Tatsache, daß die Leute kämpften für ihre Herrengeschlechter, beweist garnichts. Die Furcht und Gewöhnung der Jahrhunderte bestimmten sie. Es ist eine falsche Darstellung, die sagt, „wohin der weiße Mann kam, verlor der schwarze seine Freiheit und sein Land." (Karl Axenfeld.) Es ist auch Irrtum, zu meinen, daß der schwarze Durchschnittsmensch Revolutionen nur zu beginnen pflege, wenn er sich schlecht behandelt fühle, und nicht, wenn das Gegenteil der Fall sei. Der schwarze

Durchschnittsmensch denkt ganz und garnicht wie wir. Der schwarze Durchnittsmensch war ein Knecht, der seinen Mund nicht auftun durfte, der kämpfen mußte, der seine Güter verlor und totgeschlagen wurde, sobald der Häuptling das befahl oder der Hexendoktor ihm übelwollte. Wer machte je Revolution gegen das blutsinnende, blutregnende königliche Haus der Zulus? Wer? Die Weißen setzten die Häuptlingsgeschlechter ab, die Weißen schützten zum ersten Mal Leben und Gut des schwarzen Untertanen. Nach dieser Entwicklung das volle Bürgerrecht der Weißen an die Eingeborenen, das in Preußen die Menschen nur mittelbar, in den Mecklenburgen garnicht haben, das unsere Väter nach rund anderthalb Jahrtausenden erst wiedergewannen?

Es ist wahr, die alte Kapkolonie gab das Bürgerrecht, nicht das in jeder Hinsicht vollwertige, auch an ihre farbigen Untertanen. Wer Eigentum im Werte von £ 75.— besaß, oder ein Gehalt von £ 50.— jährlich bezog, wer dazu seinen Namen, seinen Beruf und seine Adresse aufschreiben konnte, empfing die „franchise", d. h. hatte das Stimmrecht bei den Wahlen zum Kapparlament und hat das Stimmrecht behalten und empfängt es zum kapländischen Provincial Council, seitdem die Kapkolonie eine Provinz der Südafrikanischen Union geworden ist. Aber das geschah ganz gewiß nicht, „weil die Niederschlagung von Aufständen in der Kapkolonie genau von den gleichen Schwierigkeiten begleitet sein würde als in unserem Südwestafrika." O nein. Dann hätte vor allem Natal die Franchise geben müssen. Weder sind in der fruchtbaren, wasserreichen und durchaus zivilisierten östlichen Kapkolonie die Schwierigkeiten auch nur entfernt den Schwierigkeiten in unserem Schutzgebiete ähnlich, noch ist die Kapkolonie etwa von Aufständen verschont geblieben. Die Kolonie führte von 1806—1879 zehn Kaffernkriege an ihrer Ostgrenze, von den kleineren Putschen an anderen Stellen zu schweigen. Seit 1880 etwa ist die Frage der Sicherheit im Lande wirklich geregelt, und wenn es an der Basutolandgrenze und im östlichen Transkei an das Totschlagen geht, machen es die Herren Kaffern zweckmäßiger untereinander ab. In den 70er Jahren vorher war kein Farmer in erreichbarer Nähe der Grenze seines Lebens und Eigentums sicher. Noch im Jahre 1879 mußten „Vigilance Committees" gebildet werden. Zwischen 1800 und 1900 hat die Kapkolonie zusammen 70 Jahre lang Krieg geführt und sich gegen Aufstände gewehrt. Was 1880 der Kapkolonie Sicherheit verschaffte und heute der ganzen Südafrikanischen Union die Sicherheit vor Aufständen verbürgt, ist und war neben der völligen Mattsetzung der alten Häuptlingsgeschlechter, der künst-

lichen Stämmeverschiebung und dem Faktum, daß die Union überhaupt zum kleinsten Teile altes Stammland enthält, die große Waffenstärke ihrer weißen Bevölkerung.

In der Kapprovinz, in der ganzen Union galt bis vor kurzem noch das alte Bürgergesetz, gilt heute das neue Landesverteidigungsgesetz. Es gestattet für den Fall der Not eigentlich, jeden weißen Mann zur Verteidigung des Landes anzurufen. Reiten kann jeder, mit der Büchse umgehen kann jeder. Die Südafrikanische Union ist also in der Lage, innerhalb einer sehr kurzen Frist, wenn es sein muß, selbst über 200 000 Mann an irgendeinen Fleck zu werfen. Mit anderen Worten, Betschuanaland oder irgendein südafrikanisches Grenzland unter dem Union Jack hat eine weiße Basis in Südafrika selbst, und das versteht jeder Farbige. Der gewaltige Stimmrechthumbug hat der Kapkolonie dagegen nicht eine schwere Stunde erspart.

Hier noch eine Einschiebung. Die Basis unserer Kolonie ist heute noch Deutschland; die Bedeutung verstehen die Farbigen nicht weniger. Deshalb der gründliche Unterschied, wenn man von Britisch Südafrika kommend die Grenze nach Westen überschreitet. Die 6—8 Mann Polizisten in gewissen Betschuanaland-Distrikten veranschaulichen ihn nicht. Der Unterschied wird durch die 2 Millionen weißer Menschen veranschaulicht, die hinter den 6—8 Polizisten in Britisch Südafrika wohnen und für sie eintreten können.

Die britische Eingeborenenpolitik in Südafrika war 75 Jahre lang abhängig von dem Verhältnis der Engländer zu den Holländern. Als sie einsetzte, ließ sie sich orientieren von der London Missionary Society und ihrem Anhang und den Kolonialbeamten, denen der Farbige ein bequemer Untertan erschien, verglichen mit dem widerspenstigen Buren. So ging es weiter bis zur Stimmrechtgewährung. Von diesem Schachzuge hoffte man, er werde in der autonomen Kolonie die englischen Stimmen gegenüber den holländischen bei den Wahlen immer mehr stärken. Man hatte auch damit keinen Erfolg, denn die meisten farbigen Stimmen wurden doch für die Kapholländer abgegeben, was vielleicht daran lag, daß die englischen Interessen erst spät eine geschlossene parlamentarische Vertretung fanden, und dann durch die kapitalistische Minenpartei. Vor und nach dem Burenkriege wurde mit den farbigen Stimmen ein ganz würdeloser Stimmenschacher getrieben. Jede Partei ließ beizeiten Unterricht erteilen in der Kunst der Namensunterschrift und der geschriebenen Wiedergabe von Beruf und Adresse. Jede Partei lobte die geschichtlich gewordene Eingeborenenpolitik der Kapkolonie, selbst die Kapholländer, weil jede Partei sich fürchtete,

Stimmen zu verlieren. In jener Zeit, aber nach dem Jameson Raid, soll Rhodes zu politischen Zwecken das Schlagwort erfunden haben: „Equal rights to every man South of the Zambesi." Es gewann ihm aber wenig und wurde im Hinblick auf die weißen Kolonisten Rhodesiens, die diese Scherze nicht verstanden, verwandelt in: „Equal rights to every civilised man South of the Zambesi" und schließlich in das Motto „Equal rights to every white man."

Es ist ein Glück für die Kapkolonie, daß die Union endlich diesem durchsichtigen Schwindel den Boden entzog. Ob in der Union noch gutzumachen ist, was die Kapkolonie verdorben hat, ohne den geringsten Nutzen dafür einzutauschen — nirgends waren länger Kämpfe nötig, nirgends haben die frühen Siedler mehr gelitten, nirgends ist der Aethiopismus in solcher Blüte (ich erinnere hier auch an die zeitweiligen hochverräterischen öffentlichen Reden des Dr. Abdurhaman in Kapstadt), nirgends ist Vergewaltigung weißer Frauen durch Farbige häufiger —, wird die Zeit lehren. Stimmrecht zum Unionsparlament haben die Farbigen in den Provinzen Transvaal, Freistaat, Natal selbstverständlich nicht erlangt. Dafür ist inzwischen einer von ihnen in den Cape Provincial Council als Abgeordneter eingezogen; der Transkeian Native Council, ein lokaler Selbstverwaltungskörper der Farbigen in den Reservaten, hat immer noch — weiße Angestellte; im Glen Grey Distrikt der Kapprovinz entscheiden die Herren Kaffern über die Hotellizenzen der weißen Wirte der Stadt Lady Grey. —

Sucht man nach Richtungslinien der künftigen Eingeborenenpolitik der Südafrikanischen Union, so findet man sie in einer programmatischen Äußerung des ersten Premierministers Louis Botha, die auf einer politischen Versammlung fiel: „Soll Gleichheit sein zwischen Weiß und Schwarz? Wenn ich Südafrika recht verstehe, so wird die Gewährung der Gleichberechtigung niemals zulänglich sein. Was ich denke, ist, daß wir die Rechte der Eingeborenen wohl erweitern müssen (Botha nimmt Bezug auf die besonderen Verhältnisse der Transvaal-Provinz) und daß wir ihnen Selbstverwaltung gewähren sollten in einem gewissen Umfange. Aber ich denke nicht, daß wir Zufriedenheit haben werden in Südafrika, wenn wir beide Rassen über einen Kamm scheren. Mit Gerechtigkeit müssen jene behandelt werden. Hebt die Eingeborenen, aber vermischt nicht die beiden Rassen!" — Andere, in weniger exponierter Stellung, sprechen schärfer aus, wie sie über die verfehlte und verfahrene Eingeborenenpolitik des Kaplandes denken und welch schlimmes Erbe man daher übernommen habe. —

Von der südafrikanischen englischen Eingeborenenpolitik können auch wir nur lernen, was sich nicht bewährt. Die sogenannte Eingeborenenpolitik der Buren läßt sich bei uns unter den anderen Verhältnissen nicht anwenden, entspräche auch nicht durchaus dem Satze: Gerechtigkeit für alle Rassen. Die Eingeborenenpolitik der Union muß sich erst entwickeln. Vielleicht ist man gerade bei uns heute auf dem rechten Wege. Nur Gerechtigkeit ist zu wenig an Recht, gleiches Recht ist entweder zu viel an Rechtsverdrehung oder zu viel an Heuchelei. Mittendurch zwischen beiden geht der Weg. Unsere Farbigen brauchen wir bitter nötig. Denn wo wir schwarze Arbeit haben, läßt sie sich durch weiße nicht ersetzen. „Jeder Betrieb weist auf die Eingeborenen als Arbeiter (nachdem sich die Verhältnisse nun einmal so entwickelt haben). Von diesem Gedanken muß der Eingeborenenfrage zu Leibe gegangen werden. Die Eingeborenen müssen nützliche Mitglieder eines Wirtschaftskörpers werden, deshalb ist ihnen alles zu gewähren, dessen sie bedürfen für ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Vermehrung." (Külz.) „Schließlich bedarf kein Land so sehr der Ruhe und des Friedens wie dasjenige des freien Weidegangs. In einem solchen vermögen wenige mit Kiris bewaffnete Räuberbanden den Farmbetrieb in weitem Umfang zu lähmen. Wo das Vieh Tag und Nacht unter der Aufsicht von ein bis zwei Wächtern auf der Weide frei herumläuft, ist es jedem Handstreich preisgegeben." (Leutwein.) Die Lösung dieser Gegenwartsfragen wenigstens wird in einer beschränkten allgemeinen Arbeitspflicht gegen volles Entgelt gesucht, die entfernt unserer Dienstpflicht entspräche und die uns bei den Weißen ja eigentlich selbstverständlich dünkt. Je weiter die Christianisierung der Eingeborenen fortschreitet, um so gebotener erscheint ein gesetzlicher Eingriff in dieser Richtung. Denn, da die Missionare zum größten Teil von ihren farbigen Christen die Einehe verlangen, geht der stärkste und fast einzigste Arbeitssporn der Farbigen, durch Arbeit Gut, durch Gut Frauen zu erwerben, täglich mehr verloren. Bei allen Bantuvölkern, bei fast allen echten Hottentotten wird für die Frau bezahlt, ohne daß sie deshalb zur Sklavin würde.

Von der Frage der staatlichen Eingeborenenpolitik sehr verschieden ist die Frage der Einzelbehandlung der Eingeborenen. Da können wir von den meisten Engländern und von allen nicht verkommenen Buren sehr viel lernen.

„Der deutsche Kolonist, der frisch in das überseeische Siedelungsland kommt, verfällt leicht in einen doppelten Fehler: er überschätzt oder er unterschätzt den Eingeborenen. Meist tut er erst das eine

und dann das andere.“ (Rohrbach.) Der amtliche Ratgeber erklärt deshalb: „Von vornherein verlorenes Spiel hat, wer sich zu aufbrausendem Zorn oder scheltender Aufregung hinreißen läßt. Dem gegenüber empfindet der Eingeborene ebensosehr Spott, wie Ruhe und Bestimmtheit ihm imponieren. Sehr schnell hat der Eingeborene die schwache Seite seines Herrn erkannt, die er raffiniert zu benutzen versteht. Auf keinen Fall darf sich der Weiße mit dem Eingeborenen, mag er in seinem Dienste stehen oder nicht, auf vertrauten Fuß stellen.“ Und ganz sicher ist, daß ein einziger verkommener weißer Mann mehr verderben kann, als die gelungene Lebensarbeit eines guten Beamten oder auch tüchtigen Missionars zu nützen vermochte. „Als Grundton des Verhaltens muß die innere Überlegenheit der höheren über die niedere Rasse zu erkennen sein.“ (Rohrbach.) Schon von diesem Gesichtspunkte aus sollten die mehr oder minder unreinlichen Kreditgeschäfte aufhören, die bei uns mit zu den Aufstandsursachen gezählt wurden, aber auf ganz Südafrika zum großen Schaden der Volkswirtschaft lasten. Die größte Sünde begeht der Mann, der aus Haß oder Gewinnsucht Farbigen Waffen und Munition zuschleppt. Unsühnbarer ist nur ein Verbrechen in Afrika, wenn ein weißes Weib mit einem Farbigen in Geschlechtsverkehr tritt. Sie liefert die Ehre der ganzen Rasse aus, und kein Tod ist schnell und kein Grab ist tief und verschwiegen genug für solche Ungeheuerlichkeit. — — —

Man darf von Eingeborenenpolitik und Behandlung nicht sprechen, ohne der umstrittenen Missionsfrage zu gedenken. Von Europa aus gesehen liegt Schönes und unendlich Anziehendes in dem Gedanken, daß einer so voll ist von dem großen Gotteserlebnis seiner Seele, daß er garnicht anders zu können glaubt, als es hinauszutragen zu den Heiden mit all den Kräften, die es ihm weckte. Manche werden ergriffen, die sonst auf völlig verschiedenen Wegen gehen, wenn sie die Geschichte der ersten Missionare unter den Hereros, Dr. Hugo Hahn und Rath, lesen. Wie sie saßen, natürlich bar jeder Bequemlichkeit, und natürlich in Gefahr, wie aber ihre größte Not war, daß sie garnicht an die Menschen, vielweniger an die Herzen heran konnten, weil ihnen die Sprache fehlte. Wie glücklich sie dann wurden, als sie fragen konnten: „Was ist dies?“ und nun Wort nach Wort aufzeichneten und langsam die zusammenhängende Rede faßten und endlich für ihre Lehre mühselig den Ausdruck fanden. Und bei dem Jubel Raths nach der ersten Predigt: „Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, nach so langem Harren in einer Sprache, in welcher es noch nie geschehen, Gottes Wort verkündigen und vor den Gnadenthron treten zu

dürfen", schwingen viele mit. In der afrikanischen Nähe bekommt indessen alles ein nüchterneres Gesicht. Und da scheint es übertrieben, wenn z. B. Professor Warneck sämtliche Einwendungen gegen die Missionsarbeit und ihre Folgen abzutun versucht mit dem Satze: „Es ist derselbe Kampf, der einst von den nordamerikanischen Ansiedlern gegen die Indianermission, von den Sklavenbesitzern gegen die Negermission, von den ozeanischen Händlern und Kolonisten gegen die Südseemission, von der Ostindischen Kompagnie gegen die Mission in ihrem Bereich geführt worden ist. Der Kampf der materiellen Interessen gegen die idealen Aufgaben der Mission, der Ausbeutung der Eingeborenen gegen ihre Inschutznahme durch die Mission, der Kampf — um es milde auszudrücken — der sittlichen Laxheit gegen die Forderungen der christlichen Ethik, welche die Mission vertritt. Diesen Kampf müssen wir aufuehmen, selbst auf die Gefahr eines Konfliktes hin, aber es ist ein schwerer Kampf." (Leutwein.)

Ob es gut sei, den Heiden zum Christen zu bekehren, darüber läßt sich nicht streiten, das ist Glaubenssache. Die ernsthafte Gegnerschaft erwächst den Missionen auch nicht aus den Reihen der Negerschinder von Annodazumal, sondern die weltlichen Methoden und weltlichen Folgen der Bekehrung fordern sie heraus. Luthers Mahnung kommt einem in den Sinn, der die Ritter und Bauern, die sich seiner Ideen bemächtigten, verwies, „weltliche Dinge auf Gottes Wort zu stellen".

Da meinen die Missionen zunächst immer etwas erreicht zu haben, wenn sie die Farbigen gewöhnten an europäische Kleidung, weil Nacktheit oder teilweise Nacktheit unzüchtig sei; wenn sie Bedürfnisse für europäische Lebensweise und Gerätschaften des Kulturlebens, für die sogenannte menschenwürdigere Lebenshaltung weckten; wenn sie zur Einehe drängten. Diese Forderungen sind allen Religionsgesellschaften gemeinsam und wurden und werden von allen in schwerer Arbeit erfüllt. Zugleich glaubt jede Missionsgesellschaft von sich, sie wirke dafür, daß der schwarze Mann nicht in Schmutz und in Unzucht und in Faulheit zu verkommen brauche.

Schon hier gestaltet sich anderen das wirkliche Bild anders. Daß gewisse Missionsgesellschaften ihre Sendlinge zugleich Händler sein lassen mußten, da die Mittel der Mission zu klein waren, hat die Missionare gewiß nicht veranlaßt, für europäische Kleidung und Ähnliches zu eifern. Wohl aber loben eine große Zahl Interessenten die Missionare, weil ihnen auf diesem Wege ein Markt erschlossen wurde. Hier sind die Freunde verdächtiger als

die Gegner. Die Gegner weisen darauf hin, daß Schmutz, Krankheit, Unsittlichkeit, kurz Degeneration in schlimmem Maße zugenommen haben durch die alten europäischen Bettellumpen, die die Leute sehr bald an sich hängen haben, von der Unwürdigkeit des äußeren Eindrucks ganz zu schweigen. Der Beweis ist durch Augenschein und Statistik leicht zu führen im Kaplande, wo außerhalb des Transkeis die Eingeborenen zur Europäertracht gar von Staatswegen gezwungen wurden, jedenfalls bestraft werden, wenn sie in ihren Decken an öffentlichen Straßen und in Sicht der Bahnlinie betroffen werden. Die Gegner weisen darauf hin, daß die unverständige Methode der Erziehung zu europäischen Gerätschaften es mit sich brachte, daß fast alle, wenn nicht alle Eingeborenen Südafrikas, die unter Missionseinfluß kamen, ihre alte Handfertigkeit völlig verloren. Die Gegner erklären endlich, es sei auch die Einehe ein sehr zweifelhafter Gewinn für den Bantu Südafrikas, und zwar von jedem Standpunkte aus. Denn nicht, wie häufig angenommen wurde, habe der Wunsch, viele Dienerinnen zu haben, die Kaffernstämme bei der Vielweiberei erhalten, sondern das alte Sittengebot, den Beischlaf bei einem Weibe vom ersten Tage der neuen Schwangerschaft an zwei Jahre lang nicht auszuführen. Gesunde langnährende Frauen, starke Kinder wollte irgend ein vergessener schwarzer Volksweiser hierdurch erzielen. Dem wirke die Einehe entgegen, mit der das Sittengebot ausgelöscht sei. Aber es gelte auch besonders, was schon weiter oben erwähnt wurde, daß mit der langsam verschwindenden Vielehe der größte Arbeitsanreiz für den Farbigen verloren gehe. Der Erwerb der Frau setzt beim Heiden eine immer größere Anstrengungen voraus, da der Wert des Viehes, das für die Frau an ihren Vater gezahlt wird, gestiegen ist. In der Südafrikanischen Union, einschließlich der Minen, kommen heute noch $^{8}/_{10}$ aller Farbigen aus dem einen einzigen Grunde zu den Arbeitsstellen, um Heiratsgut zu gewinnen, sei es für die erste, die zweite oder dritte Ehe. Jener Brautkauf verbürgte aber endlich den Weibern gute Behandlung, denn nach fast allgemeinem Stammesbrauch kehrte die mißhandelte Frau zum Vater zurück, und das für sie hingegebene Vieh blieb verfallen. Endlich wird kaum einer beweisen können, daß der „rohe" Farbige, wo er überhaupt Wasser in erreichbarer Nähe hatte, schmutzig gewesen sei, oder schmutziger als der bekehrte Kaffer. Es gehört dazu ein Stückchen Autosuggestion der Missionare, die Frau Missionar Irle in einem Büchlein über die Farbigen in Südwestafrika zu der amüsanten Mitteilung verleitet: „Die alten Heiden, Männer und Frauen, bekommen

große Ähnlichkeit mit den Affen, dagegen sehen alte Christen oft recht ehrwürdig aus. Das macht: ihr Gesicht hat durch den Geist Gottes, der in ihren Herzen wohnt, ein ganz anderes Gepräge bekommen."

Da stoßen sich die Dinge doch härter im Raume. —

Die südafrikanischen Missionen für den Äthiopismus verantwortlich machen zu wollen, ist Unfug. Der Äthiopismus, wo er sich gehalten hat, steht im hellsten Gegensatze zu den europäischen Missionen. Bei uns mißt man ihm überhaupt eine viel zu große Bedeutung bei.

Was man nicht deklinieren kann,
Sieht man als Äthiopismus an.

Weiter oben wurde darauf hingewiesen, wie unrichtig solche Mutmaßungen sind. „Eine weltgeschichtliche und sehr komplizierte Bewegung" (Axenfeld) ist der Äthiopismus ganz und gar nicht. Die meisten Sendlinge erkennen an Ort und Stelle selbst, daß die Lehre: alle Menschen seien Brüder, und nach der kurzen Gastrolle auf Erden gäbe es im ewigen Leben keine Unterschiede, auf die Farbigen und das Verhältnis der Farbigen zu den Weißen verwirrend wirkt. Wie könnte es anders zugehen? Wir sind durch Jahrhunderte in die doppelte Moral hineingewachsen, das lernt sich nicht von heute auf morgen.

Rohrbach hat wohl zuerst darauf hingewiesen, warum bei den katholischen Missionen die Bekehrung eine andere weltliche Wirkung ausübt als bei den protestantischen Missionen.

Der Katholizismus kann der besonderen Situation besser Rechnung tragen, „weil für ihn die Menschheit sowieso in Führer und Geführte, in Besitzer und Verwalter der religiösen Güter im eigentlichen Sinne und in Unmündige zerfällt. Die protestantische Mission dagegen mit ihrem grundsätzlichen Standpunkt vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen und von der religiösen Gleichwertigkeit der Individuen stand hier vor einer Schwierigkeit, die sie bis heute noch nicht einmal durchweg grundsätzlich erkannt, geschweige denn gelöst hat." (Rohrbach, Die Kolonie.)

Im allgemeinen wird auf den katholischen Stationen der größte Wert auf die Erziehung zur Arbeit gelegt, und die Spuren solcher Erziehung bleiben.

Zu den vielen guten Maßnahmen Leutweins gehörte es, daß er in unserem Schutzgebiete, obgleich selbst Katholik, der katholischen Mission auferlegte, sich von den Bezirken der protestantischen Mission fernzuhalten. So wurde den Eingeborenen wenigstens diese Verwirrung lange erspart. Seit 1905 sind solche Schonungen auch bei uns aufgehoben. Ganz Südafrika ist allen Einflüssen frei.

Mit der Rheinischen Missionsgesellschaft hat unser Schutzgebiet eine historische Verbindung. Külz ist der Ansicht: „Vogelsang, Nachtigal, Göring hätten ihre Verträge nicht abschließen können, wenn sie nicht Anlehnung gefunden hätten bei den Missionaren." Auch Leutwein erklärt: „Als die Frage, ob englische oder deutsche Schutzherrschaft an die Eingeborenen herantrat, waren es im wesentlichen die Missionare, die durch ihr Eingreifen die Entscheidung für Deutschland herbeigeführt haben;" und „eine nichtdeutsche Mission würde die überaus wertvolle politische Mitarbeit bei der Umwandlung unserer nominellen Schutzherrschaft in eine tatsächliche nicht haben leisten können."

Der erste deutsche Missionar Schmelen kam 1814 in Diensten einer englischen Gesellschaft über den Oranje in das Namaland. Seine Mitteilungen veranlaßten die Rheinische Mission 1844, Missionare zu den Namas und Hereros auszusenden. Dr. Hugo Hahn war ihr Pionier. Im Jahre 1863 wurden auf sein Betreiben von Barmen aus eine Anzahl Handwerker nach Otjimbingue gesandt. Er hatte bei seiner Tätigkeit einsehen gelernt, „daß ein vollkommen barbarisches Nomadenvolk, wie die Hereros, durch die bloße Predigt und den Wandel einer Anzahl Missionare unter ihnen doch nicht hinreichend beeinflußt werden könnte." (Rohrbach.) Das Missionsgebiet wuchs sehr rasch. Die praktischen Missionserfolge blieben klein, trotzdem das Land solange unberührt lag von weißer Herrschaft und die Missionare recht frei schalten und walten konnten. — — —

Eine deutsch-englische Frage gibt es in Südafrika nicht. Früher hatte der Subkontinent einen Namen dafür, wie wohl dort Deutsche und Engländer nebeneinander und miteinander auskamen. Man dachte der Heimat eines Menschen nicht nach. Auch heute darf den Neuankömmling in der Union nicht irre machen, was er in politischen Reden unionistischer (progressiver) Abgeordneter und in Artikeln unionistischer (progressiver) Zeitungen dann und wann zu lesen bekommt. Weder vertreten die Unionisten, die Smart, die Fitzpatrick, die Crewe, und wie die Gernegroße alle heißen, wirklich den englischen Gedanken, noch gar die Meinung des Landes. Ohne das Geld der Minenagnaten hielte diese Minenpartei längst nicht mehr zusammen und hätte wohl überhaupt keine Presse. Das deutsche Gespenst begann sie an die Wand zu malen, als nach der Einigung Südafrikas die direkte Afrikanderhetze nicht mehr verfing und ihr immer mehr Felle fortschwammen. Da hoffte man und hofft man mit dem Schwindel einer deutschen Invasionsgefahr (diesmal soll sie für Südafrika bestehen!) die Leidenschaften neu aufpeitschen zu können und wenigstens die Stimmen derjenigen, die eine Anlage für politischen

Alkoholismus haben, wiederzugewinnen. Man kann die Beobachtung auch in anderen britischen Kolonien und in England selbst machen: Wird das deutschfeindliche Räucherfaß angezündet, soll immer ein fauler Geruch im eigenen Haus unempfindlich gemacht werden.

Uns Deutschen ist derartiges ungewohnt, und wenn die vielen loyalen Deutschafrikander, namentlich in der Kapkolonie, nicht vor Jahr und Tag sehr viel versäumt hätten, wäre man vorsichtiger mit diesen Kränkungen und Schädigungen und Verdächtigungen eines ansehnlichen Teiles der Bevölkerung Südafrikas. Auch lebten dann viele reichsdeutsche Frauen und Kinder unseres Schutzgebietes noch, die im Aufstande ermordet wurden infolge der sehr eigentümlichen Politik des damals im Kaplande regierenden progressiven Ministeriums. Über diese Blutschuld, für die im Ministerium wohl der Ire Dr. Smart besonders verantwortlich war, liegt ein großes unveröffentlichtes und unzugängliches Aktenmaterial in Berlin. Hier genüge ein Wort aus Leutweins ruhigem Buche: „Immerhin hätte die auf beiden Seiten im Bezirk Keetmanshoop vorhandene Nervosität noch nicht zum Aufstand geführt, wenn nicht ein weiterer Umstand hinzugetreten wäre. Die mit der Kolonie eingeleitet gewesenen Verhandlungen wegen Auslieferung der geflüchteten und geächteten Bondelzwarts waren gescheitert. Dagegen erschienen im Monat Juli die tatkräftigsten von ihnen, Morenga und die Gebrüder Morris, an der Spitze von etwa einem Dutzend Bewaffneter wieder diesseits der Grenze und begannen mit erneuter Ausplünderung von Farmen. Das mußte in dem an sich schon aufgeregten Bezirk um so unheilvoller wirken, als den Aufständischen zunächst der Erfolg zur Seite stand."

Die Anerkennung aller Farbigen, denen Frauen- und Kinderblut an den Händen klebte, als kriegführende Macht; das passive Verhalten, um es nicht anders zu nennen, gegenüber den Waffenschmugglern, lange vor dem Aufstande und im Beginn des Aufstandes; die unerhörte Hetze gegen die deutschen Behörden und Soldaten bei gleichzeitiger Sympathieerklärung für die Aufständischen in einzelnen progressiven (unionistischen) Organen hat man auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Neben der stärksten Wahrheit, daß die unionistische Partei sich nur am Ruder halten konnte, so lange der Chauvinismus wachgehalten wurde, mag die schwächliche, aber auch wahre Entschuldigung gelten, daß unter jener Regierung und infolge des Burenkrieges die Kapkolonie an den Rand des Staatsbankrottes gelangt war, und während die Dinge so standen, selbst um den Preis ihrer Würde auch die kleinste Auseinandersetzung mit Eingeborenen an ihrer Grenze scheuen mußte.



Deutsche Farm in Kaffraria.

Die zahlreichen Deutschen in der Kapkolonie, die größtenteils britische Untertanen sind und auf allen Schlachtfeldern der Kolonie für ihr Adoptivland mitbluteten, haben bis auf unsere Tage nicht einmal das Zusammengehörigkeitsgefühl irgend eines kleinen Kaffernstammes gehabt, geschweige denn das der englischen, der holländischen, der schottischen, der irischen Afrikaner. Dabei kann nicht gesagt werden, gerade die deutschen Afrikaner säßen zerstreut. Kaffraria z. B. ist vollkommen von Deutschen kolonisiert worden; ähnliches gilt in bedeutend kleinerem Maße von den Capeflats. Nach Kaffraria, der damaligen durch beständige Aufstände bedrohten Grenzmark des Kaplandes, wurde, als sich keine Auswanderer in England für das Wagnis fanden, die für den Krimkrieg angeworbene deutsche Legion im Jahre 1857 gesandt. Die militärische Siedlung sollte endlich den Frieden sicherstellen. Die deutschen Ortsnamen in Kaffraria erinnern an die Legion. Die in sie gesetzten Erwartungen erfüllten ihre unruhigen Söldner nicht; nur ein kleiner Teil blieb in Südafrika. Zu ihrem Ersatze ließ Sir George Grey als High Commissioner Südafrikas durch das Haus Godeffroy in Hamburg Leute anwerben, meist aus der Mark und aus Pommern, die geneigt schienen und sich bereit erklärten, einen Überfahrtspreis von £ 12.10 für Erwachsene, für Kinder weniger, als Vorschuß anzuerkennen und sich von der Regierung in Britisch-Kaffraria folgende Gewährung an Land und Privilegien gefallen ließen: „Jedes Familienoberhaupt erhält umsonst einen Bauplatz in einem Dorfe (das nur dem Namen nach bestand), nahe den Ansiedelungen der deutschen Legion (die abzog, als die Emigranten ankamen), und außerdem zum Kaufpreis von einem Pfund Sterling für den Acker 20 Acker guten Landes für jedes Ehepaar, außerdem:

2 Acker guten Landes für jedes Kind im Alter von 1—10 Jahren
3 „ „ „ „ „ „ „ „ „ 10—14 „
5 „ „ „ „ „ „ „ „ „ 10—14 „
10 „ „ „ „ jeden ledigen Mann

zahlbar samt dem Überfahrtgelde in Fünfteln nach dem 4., 5., 6., 7., 8. Jahre." (Spanuth, Festschrift.)

Daß Leute auf diese Bedingungen eingingen, wo es sich um unerprobten Boden handelte, wo keine Sicherheit gewährleistet war, wo keine Absatzplätze vorhanden waren, erklärt sich aus ihrer Unkenntnis der Verhältnisse und besonders aus ihrer Verzweiflung heraus. Denn fast alle gehörten zu jenem Landvolk in der Mark und Pommern, dem durch Aufhören des Bauernschutzes und namentlich des Schutzes der spannlosen Stellen während der

Bauernbefreiung jeder Landbesitz und die Möglichkeit des Landerwerbes in der Heimat verloren gegangen war.

Dem übermenschlichen Fleiße der Ansiedler, Männer, Frauen und Kinder, gelang es, die Bedingungen zu erfüllen und aus Britisch-Kaffraria eine der wohlhabendsten Provinzen des Kaplandes zu machen, die eine sehr starke britische Nachwanderung aufnehmen konnte. Als Zeugen für den Erfolg der Kleinsiedelung dürfen diese Deutschafrikaner aber nicht angerufen werden. Bei ihrer großen Bedürfnislosigkeit und unvergleichlichen Ausdauer ist das Mißverhältnis zwischen der über halbhundertjährigen Leistung und dem bescheidenen kleinen Wohlstande, zu dem die einzelnen in



Eingeborne Farmarbeiter, Potsdam, Kaffraria.

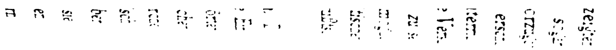
der Beschränktheit gelangen konnten, grade sehr deutlich. Aus den Siedlern sind heute in Kaffraria rund 8000 geworden oder 22% der gegenwärtigen Bevölkerung, der sie den Weg bereiteten. Die Gesamtzahl der Deutschen, Deutschafrikaner und Reichsdeutschen im Kaplande ist rund 18 000, in der Union rund 30 000. Wahrscheinlich sind diese Zahlen zu niedrig.

In Kaffraria bilden in einzelnen Landbezirken die Deutschafrikaner heute noch die Mehrheit oder doch die Hälfte der Bevölkerung.

Sowohl den Legionären als ihren nachfolgenden Landsleuten war amtlich zugesagt worden, das Neuland werde Sorge tragen für deutsche Kirchen und deutsche Schulen. Diese Versprechungen

sind nie eingelöst worden. Nach dem Burenkriege zeigten sich während der Regierung des progressiven Ministeriums sogar Bestrebungen, gegen die Erhaltung der deutschen Sprache vorzugehen, und während es jedem Kapengländer selbstverständlich erscheint, daß die Eingeborenenkinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden, wird von den unionistischen Hetzern der kleinste Versuch der Kapdeutschen, für die Erhaltung ihrer Sprache tätig zu sein, gern als eine Art Hochverrat gedeutet. Das wäre kaum möglich, wenn diese Kapdeutschen, die an südafrikanischem und britischem Patriotismus niemand etwas nachgeben, endlich zum Bewußtsein ihrer Stärke kämen.

Vor allem scheint es den Leuten an Führern zu fehlen. Die Kirchen, die sie sich errichteten, erhielten sie, soweit die Einwanderer nicht zur ganz kleinen Zahl von Katholiken gehörten (es ist eine merkwürdige Beobachtung, daß nur die deutschen katholischen Priester die Internationalität der römischen Kirche vertreten; der irische Geistliche bleibt irisch, der polnische polnisch, der französische französisch), wohl beim deutschen Wort, aber die Konkurrenz der lutherischen und Baptisten-Gemeinden riß sie gleichzeitig auseinander. So sehr mußten sie schließlich ringen um ihr tägliches Brot, daß sie sich um Politik wenig kümmern konnten. Das wohlverständliche geringe völkische Selbstgefühl der Eltern veranlaßte häufig die Kinder zum Engländertum als zu etwas Feinerem hinüberzustreben. In Deutschland selbst erkannte man viel zu spät den unendlichen Wert deutschfreundlicher Herde und Parteien mit ihren ausgleichenden und antichauvinistischen Tendenzen. Aber das Reich kann noch helfen, nicht dadurch, daß es viele Schulen mit schwachen Mitteln, sondern wenige Schulen mit vollkommen ausreichenden Mitteln unterstützt und von den Schulen nichts anderes verlangt, als daß sie gute Bürger der Union erziehen, die aber deutsch reden und Deutschland verstehen lernen. Man darf sich da nicht bange machen lassen von dem Progressivengeschrei. Uns allen wäre lieber, wenn das gegebene Wort eingelöst würde, und der Staat selbst, wenigstens soweit die Kapkolonie in Frage kommt, für wirklichen deutschen Unterricht durch Deutsche sorgte. Den ersten Gewinn hat er, wenn seine deutschen Untertanen ihre Eigentümlichkeit bewahren. In einem Lande, unter dessen bedeutenden Namen auf allen Gebieten die Deutschen einen solch unverhältnismäßig großen Platz einnehmen, abgesehen von den schönen Leistungen der deutschen Kaufleute und Bauern, sollte man daran garnicht erinnern müssen. Nach der Kapprovinz sind wir die Nächsten dran zu helfen. Nicht, weil wir jene verleiten





Deutsche Farm in Kaffraria.

möchten, einen Fremdkörper in ihrer Heimat zu bilden, wie das die Unionisten (Progressiven) entsprechend ihrer eigenen krausen Entwicklung auslegen — dazu arten wir nicht und jene nicht; nirgends in der Welt sind deutsche Volksgruppen je staatsuntreu gewesen —, sondern weil wir als Söhne der ersten organisierten deutschen Macht dem Deutschen in aller Herren Ländern eine ideelle Freundschaft gewähren müssen, und weil wir praktisch es für nützlich halten für uns und die Welt, wenn alle verbindenden Volksteile, die da wissen und verkündigen, daß auch über dem Berge Menschen wohnen, besonders gepflegt werden.



Deutsche Kirche in Potsdam, Kaffraria.

Hier erwächst den Reichsdeutschen in der Union die besondere Verpflichtung. In den langen politischen Kämpfen Südafrikas war ihre Stellung nicht leicht. Aus lauter Scheu, nicht anzustoßen, ließen viele viel über sich ergehen. Von mancher Seite ist empfohlen worden, es solle der in der Union tätige Reichsdeutsche zugleich Bürger der Union werden, um zu seiner Bedeutung sich das Recht zu erwerben. Die Befolgung dieses Rates ist Geschmackssache. Es sind nicht die Schlechtesten, die mit ihrer Staatsangehörigkeit nicht so praktisch umgehen mögen, wenn hundertmal die Interessen Britisch Südafrikas und Deutschlands nirgends einander widersprechen, und sie ihrem Adoptivland von Herzen dienen können.

Viele meinen, das gehe ebensogut, wenn sie schlechtweg Reichsdeutsche bleiben. Am Ausbau der Kommunen in Südafrika nimmt ohnehin jeder deutsche Steuerzahler teil und freut sich seiner kommunalen Ehrenrechte. Zur Pflege des Deutschtums ist eine bestimmte Staatsangehörigkeit überhaupt unnötig. Der Begriff Deutschtum entspricht nicht dem Begriff Engländertum, noch weniger dem heutigen Begriff Britentum. Täte er es, so glichen die Jingoes, die von fernher mit verbissenem Gesichte das, was sie "Germanism" nennen, anreiten, nicht lächerlichen Don Quixoten. Engländertum und Britentum setzen Staatsgebilde der Gegenwart und Betätigung



Lutherische Kirche in Berlin, Kaffraria.

nur im Sinne dieser Staatengebilde voraus. Wer das Engländertum oder Britentum pflegt, wirkt für eine einzige Staatsgemeinschaft, für ein schönes, aber künstlich staatsrechtliches Gebilde. Mit irgend einer Staatsgemeinschaft hat Deutschtum an sich nicht notwendig etwas zu tun. Deutschtum ist ein ideales Gut. Wer Deutschtum pflegt, wirkt für eine Kulturgemeinschaft, für ein „natürlich" gesellschaftliches Gebilde, das außer durch die gleiche Sprache allein durch eine eigentümliche Kultur verbunden ist. Und er wirkt zugleich für die Welt, nicht nur, weil er ihr einen Typ erhält, der überall, wohin er kam, ein friedlicher, fleißiger Säemann war, sondern weil Deutschtum und Chauvinismus sich naturgemäß ausschließen. — — —

Unser Schutzgebiet Südwestafrika, als unmittelbarer Nachbar der Union noch im „weißen Afrika" gelegen, untrennbar verbunden mit dessen Geschicken, berufen, die Neuvölker des weißen Afrikas mitzubilden, ist mehr als ein staatsrechtliches Anhängsel des Deutschen Reiches. Ihm fällt die Aufgabe zu, eine besondere Pflegstätte weitherzigen Deutschtums zu werden. Was uns vervettert und befreundet über der Grenze lebt an britischen Afrikanern irgendwelcher Nationalität, soll gern zum Nachbar hinübersehen und soll hier, wo ein gemeinsames Interesse, das der Rasse, wiedergegeben ist, durch den Augenschein sich überzeugen können, was wirklich an den Deutschen ist, wenn sie im eigenen Staatsverbande zusammensitzen.



Alte und neue Schule in Brakfontein, Kaffraria.

An anderer Stelle war die Rede davon, wieviel Übles im Laufe der Jahre über uns Reichsdeutsche in der Welt verbreitet worden ist, und bis zu welchem ganz und garnicht mehr gleichgültigen, sondern gefährlichen Grade die Mißachtung der Reichsdeutschen gestiegen sei. Es wurde hingewiesen auf das, was bei einzelnen Volksgenossen verstimmen mag. Hier muß an seltener genannte, vielleicht tiefere Ursachen erinnert werden: unsere politischen und sozialen Unfreiheiten.

Gewiß geht es keinen Fremden etwas an, wenn wir in Preußen allen Königsversprechen und aller Gerechtigkeit zum Trotz ein verschrobenes Wahlsystem behalten; wenn Polizeiübergriffe sich noch allzuhäufig ereignen; wenn die Mecklenburge, weil's eine Handvoll Menschen von gestern und vorgestern so will, heute im Verfassungsleben die rückständigsten Staaten der ganzen Welt

sind; wenn der Richterberuf, der in allen zivilisierten Landen als vornehmster und unabhängigster geachtet ist, bei uns praktisch geringwertiger als die Verwaltungslaufbahn angesehen wird; wenn hinter der gesetzlich gewährten Gewissensfreiheit die Ausnahmen sich hersagen lassen wie hinter einer Grammatikregel; wenn in allen unseren großen inneren Fragen seit Jahr und Tag vor allem die zu Worte und zu Rechte kommen, die aus dem Gefühl versagender Schwäche heraus an die Bremsen sich anklammern, und nur die nicht, die die Schlachten des modernen Deutschlands fortwährend schlagen.

Nein, das und noch mehr geht niemand etwas an. Aber uns gehen auch russische Zustände nichts an; trotzdem ist wahrscheinlich mit soviel Unrecht als Recht das allgemeine Gefühl bei uns verbreitet, es sei da über der Ostgrenze doch eine etwas unheimliche und stickige Atmosphäre, und jedenfalls sei unsere Wohnung ganz anders gelüftet. Wie die breite Masse bei uns über Rußland, so denkt die Masse der ganzen angelsächsischen Welt über uns. Nur begnügen sich diese Tatenlustigen nicht mit Kopfnicken zu Leitartikeln. Sie schließen je nach ihrer Auffassung kurz und bündig weiter, entweder: Dieses Volk wird unklug geleitet, wie hohl ist doch seine Stärke, daß es bei sich nicht Ordnung erzwingen kann; oder: Die Unreife und den Unwert dieses Volkes mögen wir leicht erkennen an der Behandlung, die seine Führer für zweckmäßig halten.

Diese Schlüsse sind angenehme Musik allen denen, denen wir unbequem geworden sind. Um diese Schlüsse schließlich aus der Welt zu schaffen, deren Endreim lautet: „Dem deutschen Bürger kann jeder bieten, was er will!" werden wir früher oder später ein paar Köpfe einschlagen müssen und, das gehört ja dazu, ein paar Köpfe eingeschlagen bekommen.

In der durch und durch demokratischen weißen Welt über dem Meere, die deutsche Volksgruppen in Amerika, in Australien, in Südafrika mitgründeten, und in die wir durch unser Schutzgebiet Südwest hineingeraten sind, wollen wir aber lieber nicht so lange warten.

Unser Südwestafrika muß zeigen, daß dennoch ein Einklang ist zwischen den Leistungen der unbevormundeten Deutschen auf der ganzen Erde und dem politischen Gebaren des amtlichen Deutschlands; daß, wenn dieses in der Heimat vor lauter überkommener Historie zuweilen das lebendige Leben vergißt, wir Neudeutschen alle Frontmenschen sind, wo wir erst Geschichte machen; daß es bei uns so gut eine Lust zu leben ist für die

Freien und Starken als irgendwo. Das muß Südwestafrika zeigen. Hier arbeiten wir Schulter an Schulter mit lauter Menschen neuer Welt und neuer Zeit, mit lauter Werdenden. So fern Heimbleibigen die Kolonie scheint, nirgends ist deutsche Art mehr exponiert, nirgends fordert unsere politische Leistungsfähigkeit der Gegenwart mehr eine Probe auf das Exempel heraus.

Vor einiger Zeit erschien in einer deutschen Zeitung ein eifrig nachgedruckter und nacherzählter Artikel eines in den Anfangszeiten der deutschen Kolonialgeschichte häufig genannten Mannes. An unserem Schutzgebiete vorbeifahrend, dessen Boden er nie betreten hatte, stellte er auf Grund mündlicher Rauchzimmerberichte und einiger amtlicher Nachrichten Vergleiche an zwischen der deutschen Kolonie und dem britischen Nachbargebiete, wie er dieses durch Johannesburger Klubfenster und die verbindenden Eisenbahnfahrten kennen gelernt hatte. Da wurde mitgeteilt zur physikalischen Beschaffenheit Südwestafrikas, es gäbe dort keinen einzigen dauernden Flußlauf; Südwest sei aus den Ackerbaugebieten unseres Planeten auszustreichen. Von den deutschen Landungsspesen für Menschen und Güter hieß es, sie seien toll und würfen ein merkwürdiges Licht auf den Posten „Einnahmen aus den Hafenabgaben", hier fehlten dem Verfasser die britischen Angaben. Im „geschickt dekorierten" Etat sollte der Reichszuschuß für 1912 11415858 M. das einzig Sichere sein. Die Bahnen seien verkehrt gebaut worden; während alles auf den Anschluß an das südafrikanische Bahnnetz hätte angelegt werden müssen, wäre bei uns der militärische Gesichtspunkt immer mehr in den Vordergrund getreten. Völlig „weggeschmissenes" Geld solle die Strecke Seeheim-Kalkfontein darstellen. Auf $14^1/_8$ Millionen beliefen sich die Kosten der Militärverwaltung, sei das nötig? $9^1/_2$ Millionen betrügen die Kosten der Zivilverwaltung, von britischer Seite aus sei dies einfach nicht zu verstehen. Die Zivilverwaltung nütze überdies nach Ansicht der Interessenten der wirtschaftlichen Entwicklung nichts, sondern bilde das wesentlichste Hindernis für das Fortkommen der einzelnen. Was man unter der britischen Flagge Rechtssicherheit nenne, gäbe es in der deutschen Kolonie nicht. Über Recht und Gesetz werde mit „administrativen Maßregeln" hinweggegangen. Der deutsche Kolonist werde empfangen in der Kolonie von polizeilicher Bevormundung, der er unter britischer Flagge entgangen sein würde; er laufe Gefahr, um sein Eigentum gebracht zu werden, wenn er nicht mit gebührender Demütigkeit aufträte, z. B. den Hut nicht tief genug vor dem Herrn Beamten ziehe. Noch liege der Anschluß an die Südafrikanische Union nicht im Bereiche politischer Velleitäten,

mit solchen Bestrebungen müsse man rechnen, demgemäß die Politik einrichten usw., usw., usw.

Diese Ausführungen sind so breit wiedergegeben, nicht weil sie einem Aufsatze Karl Peters' entstammen, sondern um zu zeigen, welchem Küstenklatsch wir immer ausgesetzt sein werden. Dergleichen bedeutet natürlich garnichts. Das ganze, teils jüdische, teils englische Hehler- und Stehler-Gesindel, das in der ersten Diamantenzeit von Kapstadt nach Lüderitzbucht gefahren kam, erwartend, bei den dummen Deutschen gestohlene Diamanten von Farbigen billig aufkaufen zu können, und dem es zuweilen nicht immer so vortrefflich ging, als es hoffte; jeder erfolglose Waffenschmuggler, jeder, dem irgend ein kleiner oder großer Schwindel nicht gelang, trägt mit biederer Beredsamkeit in den Rauchsalons der Schiffe und an den Kapstädter Bars dergleichen vor. Diesen Herren wollen wir garnicht angenehm werden. Wir können und wollen auch garnicht verwischen, daß das Kap 1672 weißen Mannes Land wurde und Südwest 1884; daß wir 1884 Wildland übernahmen und England 1806 ein finanziell fast selbständiges weißes Neuland. Und das ist immerhin ein Unterschied.

Wer die Union kennt, weiß, daß der polizeiliche Empfang von Swakopmund bis Durban, d. h. in Südwest, in der Kapprovinz und in Natal identisch ist. Der Name muß angegeben werden, Wohnung, Beschäftigung, Unterhaltsmittel müssen nachgewiesen werden vor dem Einwanderungsbeamten. Danach kümmert sich die Polizei um den Herrn Einwanderer sehr wenig mehr, sie vermute denn einen Diamantenschmuggler in ihm. In Lüderitzbucht war und ist der Verkehr dieser Herren von Kapstadt aus so lebhaft, obgleich ja die deutsche und Kapstädter Polizei endlich Hand in Hand arbeiten, daß man schärfere Polizeimaßregeln sehr wohl hätte wünschen können.

Die Landungsspesen für Menschen und Güter unterscheiden sich hüben und drüben, wenn alle Hafenabgaben zusammengezogen werden, sehr wenig.

Das Schlagwort von den viel zu vielen Beamten soll einer an Ort und Stelle prüfen, vordem er es nachredet.

Lüderitzbucht mit seinen verwickelten Verhältnissen und dem gewaltigen Wüstengebiete, mit den Diamantfeldern rundum, erstaunt durch die geringe Zahl seiner freilich schwer überarbeiteten Beamten. Ich habe vom Bezirksamtmann bis zum Polizisten, der oft Tag und Nacht in der menschenöden Namib unter ärgsten Entbehrungen auf Patrouille ist, nur Menschen gesehen, die unermüdlich schafften. Meine britischen und holländischen Freunde in der Kapkolonie, mit denen ich zwölf Jahre zusammen war, hätten sich für solches

Arbeitsleben bedankt. Zum „Regieren" hatten die Beamten, zum „Schikanieren" hatte die Polizei in Lüderitzbucht keine Zeit. Vielleicht ist das anderswo in der Kolonie anders. Unzweifelhaft scheint der Betrag 10½ Millionen für die Zivilverwaltung (1913 rund 9¾ Millionen, davon 3¾ Millionen Landespolizei) in unserer Kolonie sehr hoch; er bleibt es auch neben den 140 Millionen, die die Südafrikanische Union dafür auswirft, obgleich in die 140 Millionen die Gehalte des Beamtenheeres der verschiedenen lokalen Selbstverwaltungskörper auch nicht eingerechnet sind und nicht die Kosten der militärischen Landespolizei. Nie kann man die Ziffern Rhodesiens oder gar Betschuanalands, dessen Ausgabeetat überhaupt unvollständig ist, mit unseren Etatzahlen vergleichen. Direkt und indirekt kommen diesen Ländern, wie schon früher ausgeführt wurde, die gefestigten Verhältnisse des alten Zivilisationsgebietes der Südafrikanischen Union zu Hilfe, während uns vom britischen Südafrika aus wenig erleichtert, sehr viel erschwert wurde. Von britischer Auffassung aus sind die Kosten unserer Zivilverwaltung recht gut zu verstehen, oder war die Zivilverwaltung des Transvaals und Freistaats von 1902 bis zur Selbstverwaltung nicht britisch?

Im Betschuanaland Protectorate, das Peters zum Vergleiche heranzieht, hat die Regierung vorläufig überhaupt kein Land an Siedler verkauft. Militärbesatzung hat Betschuanaland selbstverständlich nicht nötig. Wie bei uns, dort, wo entsprechende Verhältnisse herrschen, genügen kleine Polizeiposten von 6—8 Mann in weiten Distrikten. Und im übrigen hat Rhodesien mit Betschuanaland wirklich nicht einen zum wenigsten ebensogroßen Krieg geführt wie wir. Um das Kalahariland wurden überhaupt nie Kriege geführt, man rechne denn fälschlich Charles Warrens Expedition, durch die ohne einen Schuß die kleine Burenrepublik Stellaland annektiert wurde, oder den tragikomischen Langeberg Feldzug hierher. Und Rhodesiens Kriege? Als die Chartered Company, um den nordwärts drängenden Buren einen Riegel vorzuschieben, sich in Maschonaland festgesetzt hatte, — der menschenentblößten Grenzmark — mit Billigung Englands, hielten die Matabeles zunächst gute Nachbarschaft mit ihr, bis die Aktien der Company immer mehr herunter gingen und irgendein großer Schlag nötig wurde, um die Spekulanten an den Börsen Londons und der Welt wieder anzulocken. Da fing man zu reden an von der Matabelegefahr. Die englische Regierung ließ sich unangenehmerweise lange nicht überzeugen von der Notwendigkeit des Matabelekrieges, und es kostete erst recht Riesenanstrengungen, Lobengula, den Matabelehäuptling, zum

Kampfe zu reizen. Man muß da an ein Stiergefecht denken, in dem der Stier garnicht mittun will. Matabeleland wurde der Chartered Company Eigentum. Die Chartered Company, die Interesse hatte, die Matabeles gefährlich scheinen zu lassen, berichtete von 1000 Gewehren, die in der Hand der Matabeles gewesen seien; selbst sie erwähnt nicht mehr. Ist dies der große Krieg Rhodesiens? Oder denkt Peters an jenen Aufstand, den die fast waffenlosen Matabeles später unternahmen, als Jameson mit seinen 500 Mann sich entfernt hatte und in Transvaal eingebrochen und gefangen genommen war, und die Schwarzen meinten, ihre Stunde sei gekommen?

Immer wieder muß erinnert werden, daß hinter allen diesen britischen Grenzländern die Union als Basis liegt mit 583 177 weißen Einwohnern in der Kapprovinz, mit 98 582 weißen Einwohnern in der Natalprovinz, mit 420 831 weißen Einwohnern in der Transvaalprovinz, mit 175 435 weißen Einwohnern in der Freistaatprovinz, von denen weit über 200 000 Mann in der Not waffenfähig wären, und daß vor dem Burenkriege Großbritannien im Kaplande und in Natal, und seit dem Burenkriege in allen vier Provinzen Besatzungstruppen hielt, deren Zahl schwankte, aber immer mehrere Tausende (etwa 9000 in den letzten 25 Jahren) betrug neben den Freiwilligen und Kolonialregimentern. Ein Ausgabenposten für diese heimischen Regimenter, die Summe 14 Millionen Mark hätte freilich nicht genügt, erschien selbstverständlich nicht auf den kolonialen Etats; das heimische Militär ging nur die Heimat an. Das Kapland hatte seine Kappolizei, seine Cape Mounted Rifles (berittene Infanterie und Kavallerie) und seine Volunteers usw.

Mit unserer militärischen Politik in Südwestafrika bringt Peters die Bahnbauten in Verbindung. Während es klar sei, daß der südafrikanische Bahnbau von vornherein auf den Anschluß an das südafrikanische Bahnnetz angelegt werden mußte, sei bei uns der militärische Gesichtspunkt mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Das gelte vor allem für die Strecke Seeheim-Kalkfontein. Das Köstliche ist, daß eben diese Strecke bei ihrem Bau die sämtlichen für die eigenen Häfen besorgten Federhelden der Kapkolonie in Bewegung setzte. Man vermutete tödlich erschreckt gerade auf diesem bequemsten Wege den Anschluß an das Bahnnetz der damaligen Kapkolonie, der heutigen Kapprovinz, und suchte hastig die Landesregierung einzuschüchtern, um Himmelswillen nicht etwa die Hand von Kenhardt aus hinaufzureichen. Wenn die Union sich noch für einige Zeit einen Konkurrenzhafen vom Halse halten kann, dadurch, daß sie den Anschluß an unsere

Linien verweigert, wird sie das tun. Die Schwierigkeiten liegen jenseits der deutschen Grenze.

Bei dieser Gelegenheit sei an den richtigen Ausspruch Erckerts erinnert: — „Hier sei nun endlich festgenagelt, daß bei dem knappen kolonialen Taschengelde für Südwestafrika ohne die rege Mitarbeit der Schutztruppe nicht die Hälfte des Bestehenden hätte geschaffen werden können."

Großbritannien hat keiner Kolonie Selbstverwaltung gewährt, die Zuschuß vom Mutterlande gebrauchte. Zutreffend ist also auch nicht, was vielgereiste Briten gern als Unterschied zwischen dem deutschen und englischen Kolonisten anführen:

„The German colonist asks to be given a good government, the English colonist asks to be allowed to organize his own government." Der Wunsch allein nützte dem britischen Kolonisten wenig.

Als das Kapland 1853 seine Konstitution erhielt, war es längst „selfsupporting". Es bekam zwei Kammern, die aus allgemeinen Wahlen hervorgingen. Das Wahlrecht hatte jeder britische Untertan ohne Unterschied der Farbe, der Rasse, der Lebensweise und des Glaubens, sobald er das 21. Jahr überschritten hatte und ein Anwesen im Werte von £ 25, später £ 75 bewohnte, oder im Empfang eines Gehaltes von £ 25 mit Unterhalt oder £ 50 ohne Unterhalt, später nur £ 50, war. Gesetze bedurften der Zustimmung beider Häuser und des Gouverneurs. Ein Vetorecht der Königin, innerhalb zweier Jahre nach Vorlage des Gesetzes in England, war vorbehalten. Keineswegs aber handelte es sich damals schon um ein wirklich verantwortliches Regierungssystem, sondern um eine Repräsentativeinrichtung. Die höchsten Beamten kamen von England, wurden dort ernannt und blieben im Amte, solange sie der Kolonialsekretär darin beließ, einerlei, ob sie der Kolonie genehm waren oder nicht. Alle Initiative bei der Gesetzgebung ging von ihnen aus. Das Budgetrecht der Kammern blieb beschränkt.

Erst das Jahr 1872 brachte hierin eine Änderung. 1872 wurde das parlamentarische Regierungssystem eingeführt. Die Führer derjenigen Partei im Parlamente, die über die meisten Stimmen verfügte, wurden von nun an verantwortliche Minister. Sie traten zurück, sobald irgendeine wichtigere Maßnahme der Regierung die Billigung der Mehrheit in der Kammer nicht mehr fand. An ihrer Stelle wurde der Führer der Opposition vom Gouverneur mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut. Dies System gab also am Kap schon damals den Erwählten des Volkes die Macht

Gesetze zu erlassen und aufzuheben, Steuern auszuschreiben und die Verwendung der öffentlichen Gelder zu bestimmen und zu prüfen, Ämter zu errichten und zu beseitigen. Bei diesem System ist es auch in der Südafrikanischen Union geblieben. Seine Schattenseite, daß der Zufallsmehrheit einer besonderen Stunde eine Gewalt gegeben werde, die der Zufallsminderheit böser zusetzen kann als ein autokratisches Regiment, machte sich nur einmal gleich nach dem Burenkriege bemerkbar. Ein großer Teil der Kapholländer hatte die bürgerlichen Ehrenrechte zeitweilig aberkannt bekommen im besonderen Verfahren wegen teils behaupteter, teils erwiesener Begünstigung der kriegführenden Buren. Die Wahlen fielen infolgedessen zu Gunsten der progressiven Opposition aus, und die Opposition benutzte ihre neue Machtstellung unter anderem zu einer schleunigen Neueinteilung der Wahlkreise und Vertretungen und zur teilweisen Beseitigung der holländischen Sprache aus dem Amtsverkehre. Die willkürlichen Maßregeln hatten aber nicht den gewünschten dauernden Erfolg.

Die Südafrikanische Union hat zwei Kammern: den Senat und das Abgeordnetenhaus. Der Senat besteht für die ersten zehn Jahre aus acht vom Generalgouverneur ernannten Senatoren und je acht Senatoren, die von den alten zwei Kammern der vier verbundenen Koloniestaaten gewählt wurden vor der endgültigen Auflösung. Nach Ablauf von zehn Jahren kann das Parlament die Zusammensetzung des Senats bestimmen, doch muß die Wahl der Senatoren durch die Provinziallandtage (Provincial Councils) und die Parlamentsabgeordneten der einzelnen Provinzen gemeinsam erfolgen. Das Abgeordnetenhaus (House of Assembly) besteht, bis das Parlament eine Erweiterung beschließt, aus 121 Mitgliedern: 51 wählt die Kapprovinz, 36 Transvaal, 17 Natal, 17 die Freistaatprovinz. Das Wachstum der weißen männlichen Bevölkerung von Volkszählung zu Volkszählung soll für Änderungen der Vertretungsquoten maßgebend sein. Die Wahlkreiseinteilung fand und findet von Volkszählung zu Volkszählung durch besondere Ausschüsse unter richterlichem Vorsitze statt. Das Wahlrecht hatte bei der ersten Wahl jeder britische Untertan entsprechend den in den einzelnen Koloniestaaten bis dahin geltenden Sonderbestimmungen. Farbige wurden also als Wähler nur in der Kapkolonie zugelassen, und nur wenn sie die besonderen Bedingungen erfüllten. Ein einheitliches Wahlrecht wird das Parlament vor der Neuwahl schaffen. Beabsichtigt dieses Gesetz den Ausschluß aller Wähler nichteuropäischer Abkunft, denen im Kaplande das Wahlrecht verblieben ist,

so muß das Gesetz in gemeinsamer Sitzung beider Häuser mit Zweidrittelmajorität angenommen werden.

Offiziell steht an der Spitze der Union der vom König auf Vorschlag des Londoner Kabinetts ernannte Generalgouverneur. Seine wichtigsten Vorrechte sind die Ernennung des Staatsrats oder Ausführenden Rats (Executive Council) und der zehn verantwortlichen Minister; die Einberufung und Vertagung des Parlaments; die Auflösung beider Häuser oder der niederen Kammer; die Einbringung der Steuergesetze und der sogenannten Appropriation Bills; die Aufforderung zu gemeinsamen Sitzungen beider Häuser im Falle von Unstimmigkeiten; die Zustimmung zu und die Verwerfung von Gesetzen und die Suspensivverwerfung bis zur Einholung der Entscheidung des Königs; das Begnadigungsrecht.

Diese Vorrechte bestehen mehr theoretisch, jedenfalls werden sie gegen den Volkswillen so wenig angewandt wie die königlichen Prärogativen in England. Selbst für die Union gilt das, was man zur englischen Verfassung sagen mag: The Crown has three rights, the right to be consulted, the right to encourage and the right to warn (Sidney Low); und: Practically speaking the English Government is neither carried on by the Crown, nor the Parliament, but the Cabinet which however is recruited from Parliament (Louis Hamilton).

Zu den Rechten des Generalgouverneurs „in council", d. h. insofern er beraten von seinem Staatsrate die Gesetze verkündet und ihre Ausführung überwacht, gehört die Ernennung des Administrators jeder Provinz. Der Administrator leitet die Verhandlungen der Provinziallandtage. Auf ihn und das ihm zur Seite stehende Executive Comittee, bestehend aus vier vom Provinziallandtage gewählten Männern, sind die Obliegenheiten und Rechte der von England entsandten Gouverneure der früheren Koloniestaaten übergegangen. Der Administrator ist Südafrikaner. Er ist als Administrator naturgemäß parteilos, wird aber unter dem streng parlamentarischen Regime stets aus einer politischen Laufbahn kommen. Bei seiner Ernennung wird deshalb immer so sehr den Wünschen der zur Zeit regierenden Partei als den besonderen Verhältnissen der Provinz Rechnung getragen werden. Offiziell kennt der Provinziallandtag keine Parteien.

Jede Provinz hat ihren Provinziallandtag, der auf dieselbe Weise gewählt wird von der Provinz wie das Abgeordnetenhaus vom Lande. Dem Provinziallandtage fällt die Lokalgesetzgebung zu und vorläufig auf fünf Jahre, als wichtigste Aufgabe, die Ordnung des mittleren und niederen Unterrichtswesens.

An der Spitze der Bezirke stehen die Divisional Councils, in denen der Magistrat und Civil Commissioner, kapholländisch der Landdrost, den Vorsitz führt. Der Magistrat (Landdrost) ist der höchste Regierungsbeamte des Bezirks; seine Amtsbefugnisse entsprechen etwa denen eines Bezirksamtmanns, aber außer der Verwaltung ist ihm vor allem die niedere Rechtspflege übertragen. In kleineren Strafsachen und Zivilsachen urteilt er selbständig, in allen größeren Strafsachen findet die Voruntersuchung öffentlich vor ihm statt, und er entscheidet, ob die Anklage aufrecht zu erhalten ist und der Fall vor das Geschworenengericht zu bringen ist oder nicht.

An der Spitze der Städte steht der Town Council mit dem von den Mitgliedern aus seiner Mitte erwählten Bürgermeister, der irgendwelcher Bestätigung nicht bedarf.

Ein besonderer Selbstverwaltungskörper, dessen Mitglieder Eingeborene sind, besteht im Transkei, dem Eingeborenenreservate der Kapprovinz. In dem Transkeian Native Council führt der höchste Verwaltungs- und richterliche Beamte des Gebietes, der Chief Magistrate des Transkeis, den Vorsitz. Die Verhältnisse des Transkeis liegen recht eigenartig, und sehr gewichtige Stimmen werden von Zeit zu Zeit gegen sie laut. Im Territorium gilt die Verfassung streng genommen nicht. Es wird „under special proclamation" regiert, also mit Ausnahmegesetzen. — — —

In Deutschsüdwestafrika war es „einer von den vielen Verdiensten Leutweins, die Bevölkerung so zeitig als möglich an der Verwaltung beteiligt zu haben. In einer Gouvernementverfügung vom 18. Dez. 1899 ordnete er an, daß jeder Bezirksamtmann verpflichtet sein sollte, sich einen ständigen Beirat von drei Mitgliedern aus dem Stande der Kaufleute, der Farmer und der Handwerker zu schaffen und diesen Beirat vor allen gesetzgeberischen Maßnahmen zu hören. Der Beirat des Bezirks Windhuk sollte, durch drei weitere Mitglieder verstärkt, dem Gouverneur als begutachtende Körperschaft dienen. Die Bezirksbeiräte waren der erste Versuch, die Beteiligung der Bevölkerung in geordnete Bahnen zu leiten. Im Jahre 1903 trat eine Weiterbildung ein. Durch Verordnung des Reichskanzlers vom 24. Dez. 1903 wurde die Bildung von Gouvernementsräten für alle Schutzgebiete gleichmäßig vorgeschrieben. Der Gouvernementsrat bestand aus amtlichen und außeramtlichen Mitgliedern. Die Zahl der außerodentlichen Mitglieder betrug elf, die der vom Gouverneur zu ernennenden amtlichen Mitglieder durfte diese Zahl nicht übersteigen. Die Bevölkerung fand sich aber gewissermaßen nur versuchsweise mit diesem Gouvernementsrat ab, in der Hoffnung und der bestimmt ausgesprochenen Erwartung, daß schon nach Ablauf der ersten

Periode eine Weiterbildung des Gouvernementsrates dahin geschehen möge, daß er sich aus selbstgewählten Vertretern zusammensetze, öffentlich berate und in den wesentlich finanziellen Dingen ein Beschlußfassungsrecht habe. Im Oktober 1906 und im März 1908 hat der Gouvernementsrat getagt, das erste Mal unter Leitung des Gouverneurs von Lindequist, das zweite Mal unter Leitung des Gouverneurs von Schuckmann. In beiden Tagungen hat der Gouvernementsrat ganz Ausgezeichnetes geleistet und die im Interesse des Allgemeinwohls erforderlichen Regierungsmaßnahmen mit vollem Verständnis beurteilt, andrerseits sich aber auch bei der Bevölkerung Vertrauen erworben . . . ."

„Bei den Vorarbeiten zur Selbstverwaltung der Gemeinden stellte es sich sehr bald heraus, daß auch die Beteiligung der Bevölkerung an der Bezirksverwaltung und an der Landesverwaltung zweckmäßigerweise im Zusammenhang hiermit weiter auszubauen sei. Wie die Gemeindeverwaltung, so fand auch die geplante Form der Beteiligung der Bezirksverwaltung die ungeteilte Zustimmung der Bevölkerung, während die vorgeschlagene Mitwirkung bei der Landesverwaltung als ungenügend empfunden wurde."

„Der Entwurf ging dem im März 1908 zusammengetretenen Gouvernementsrat zur Begutachtung zu. Die Bestimmungen über Gemeinden und Bezirke wurden einstimmig gutgeheißen, diejenigen über die Landesverwaltung wurden zwar auch angenommen, aber nur mit einer einzigen Mehrheitsstimme." (Külz.)

An der Spitze der gesamten Schutzgebietsverwaltung unter Einschluß der Schutztruppe steht der auf Vorschlag des Kolonialsekretärs durch den Reichskanzler vom Kaiser ernannte Kaiserliche Gouverneur. Die Verwaltung teilt sich in eine Zentralverwaltung und in Lokalverwaltungen. In der Zentralverwaltung laufen die Fäden der Lokalverwaltungsbehörden zusammen. Die Lokalverwaltungsbehörden zerfallen in Bezirksämter, Distriktsämter und Stationen. An der Spitze des Bezirks steht der Bezirksamtmann.

Der Gouverneur empfängt seine besonderen Machtvollkommenheiten dadurch, daß ihm vom Reichskanzler der Erlaß nötiger Ausführungsverordnungen polizeilicher und sonstiger Verwaltungsvorschriften zum Teil übertragen wurde. Die Schutzgewalt in allen deutschen Kolonien wird nach wie vor im Namen des Reiches ausschießlich vom Kaiser ausgeübt. Aus diesem Reichsgesetze leitet sich das Recht der „Kaiserlichen Verordnung" her. Die Mitwirkung des Bundesrats und Reichstags an der Gesetzgebung des Schutzgebietes ist nach bestehendem Rechte — abgesehen von Änderungen und Ergänzungen des auch im Schutzgebiete giltigen Bürger-

lichen Gesetzbuches — nur unerläßlich, wenn es sich um finanzielle Bindungen des Reiches handelt, die im Reichshaushaltsplan erscheinen. Praktisch wird seit einiger Zeit anders verfahren.

Die Selbstverwaltungskörper im Schutzgebiete sind seit dem Jahre 1909 die Gemeinderäte und Bezirksräte.

Den Gemeinderäten liegt die Verwaltung der vom Gouverneur in ihren Grenzen bestimmten Gemeindeverbände ob. Die Gemeinderatsmitglieder werden von den über 25 Jahre alten männlichen deutschen Gemeindeangehörigen gewählt, die wirtschaftlich selbständig sind und zwei Jahre lang ihren Wohnsitz im Gemeindebezirk haben. Ansässigen Ausländern kann auf Grund besonderer Verdienste oder besonderer wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit das Wahlrecht durch Gemeinderatsbeschluß übertragen werden. Vom Wahlrecht ausgeschlossen ist unter anderem jeder, der mit einer Eingeborenen verheiratet ist oder mit ihr in wilder Ehe lebt. Die eine Hälfte der Gemeinderatsmitglieder wird von den Gemeindeangehörigen in allgemeiner und unmittelbarer Wahl gewählt. Die Wahl der andern Hälfte erfolgt unter möglichst gleichmäßiger Berücksichtigung der in der Gemeinde vertretenen Berufsstände durch die wahlberechtigten Angehörigen der Berufsstände aus deren Mitte. Die vertretungsberechtigten Berufsstände der Gemeinde bestimmt erstmalig der Gouverneur, später das Ortsgesetz. Zur Annahme der Wahl ist jeder Wahlberechtigte verpflichtet mit gewissen Ausnahmen. Der unmittelbar mit der Aufsicht über die Gemeindeverwaltung betraute Beamte, Gemeindebeamte, polizeiliche Vollzugsbeamte sind nicht wählbar. Vater und Sohn, Schwiegervater und Schwiegersohn, Brüder und Schwäger dürfen nicht gleichzeitig dem Gemeinderate angehören. Die Gemeinderatsmitglieder wählen den Gemeindevorsteher, der weder Mitglied der Gemeinde noch des Gemeinderates zu sein braucht, und aus ihrer Mitte dessen Stellvertreter. Beide Wahlen bedürfen der Bestätigung der Aufsichtsbehörde. Das Eingriffsrecht des Gouverneurs reicht so weit, daß er die Stelle des Gemeindevorstehers besetzen oder kommissarisch verwalten lassen kann, wenn der Gemeinderat nach Nichtbestätigung eines Gewählten eine Person wählt, der die Bestätigung wiederum versagt werden muß.

Die eingeborenen Gemeindeangehörigen werden im Gemeinderate durch die Eingeborenenkommissare vertreten. Ist kein Eingeborenenkommissar für den Bezirk von der Regierung bestellt worden, so liegt die Wahl dem Gemeinderate ob.

Der Verwaltung durch die Gemeinden sind besonders überwiesen: Wege, Wasser, Licht, alle notwendigen hygienischen Maßnahmen

des Ortes, Markt- und wirtschaftliche Interessen, das örtliche Schulwesen. Die Ortspolizei ist entgegen der Absicht der Selbstverwaltungs-Verordnung noch keiner Gemeinde übertragen worden. —

Der Bezirksrat ist nicht so unbedingt als Selbstverwaltungskörper aufzufassen wie der Gemeinderat. Er gleicht in dieser Hinsicht den entsprechenden Einrichtungen in den deutschen Staaten und auch in der Südafrikanischen Union. Der Vorsitzende des Bezirksrats ist nämlich der Bezirksamtmann oder Distriktschef. Ihm ist der Bezirksrat bei Wahrnehmung der Rechte und Pflichten des Bezirksverbandes beigegeben. Angehörige des Bezirksverbandes sind die Gemeindeverbände innerhalb einer Bezirks- oder Distriktsverwaltung und alle Personen, die außerhalb der Gemeinden im Bezirke oder Distrikte durch ständige Niederlassungen einen Wohnsitz haben. Der Verwaltung der Bezirksverbände sind ähnliche Aufgaben überwiesen wie den Gemeinden, aber außerhalb der Gemeindegrenze. Der Bezirksrat wird zum Teil von den Gemeindeverbänden durch den Gemeinderat, zum Teil unmittelbar durch die außerhalb der Gemeindeverbände stehenden Bezirksangehörigen gewählt. Das ziffernmäßige Verhältnis der beiden Teile bestimmt der Gouverneur für jeden Bezirksverband. Die Mitglieder des Bezirksrates sind als einzelne berufen, die Bezirksverwaltung bei Lösung ihrer Aufgabe zu unterstützen. Sie haben die zu ihrer Kenntnis gelangenden Übelstände dem Bezirksamtmann oder Distriktschef mitzuteilen und zu deren Abhilfe ihm Anträge und Vorschläge zu unterbreiten, auch gewisse, ihnen vom Bezirksamtmann übertragene Verrichtungen auszuführen. Zur Beratung ist der Bezirksrat hinzuzuziehen bei allgemeinen, das Interesse des Bezirkes betreffenden grundlegenden Maßnahmen, sofern nicht Gefahr im Verzuge ist, und bei der Aufstellung des Bezirkshaushaltsplanes. Zur Beschlußfassung ist der Bezirksrat als entscheidendes Organ hinzuzuziehen: 1. bei Bereitstellung der Mittel für Bezirksverbandsangelegenheiten; 2. bei Leistungen, die dem Bezirksverband obliegen; 3. bei den Wahlen zum Landesrat; 4. bei Festsetzung des Haushaltsplanes; 5. bei Entlastung der jährlich abzulegenden Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben. Zur Erfüllung ihrer Aufgaben sind die Bezirksverbände, ähnlich den Gemeindeverbänden, berechtigt, neben den ihnen etwa vom Gouverneur überwiesenen Mitteln Abgaben von den Bezirksangehörigen zu erheben. — — —

Vom Landesrat, unserem südwestafrikanischen „Parlamente", sagt das Gesetz:

Zur Unterstützung des Gouverneurs bei Wahrnehmung der Interessen des Schutzgebietes besteht ein Landesrat. In den Landes-

rat wählt jeder Bezirksverband ein Mitglied. Wählbar zum Mitglied ist jeder Deutsche, der das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hat und mindestens zwei Jahre mit Grundeigentum im Schutzgebiete ansässig ist oder seit zwei Jahren einen selbständigen Beruf im Schutzgebiete ausübt. Ausgeschlossen von der Wählbarkeit ist unter anderem, wer mit einer Eingeborenen verheiratet ist oder mit einer Eingeborenen im Konkubinate lebt. Neben den von den Bezirksverbänden gewählten Mitgliedern ernennt der Gouverneur die gleiche Anzahl von Mitgliedern nach freiem Ermessen. Der Landesrat tagt unter dem Vorsitz des Gouverneurs oder eines von ihm ernannten Beamten und muß mindestens einmal im Jahre berufen werden.

Der Landesrat ist beratendes Organ: 1. für die jährlichen Vorschläge zum Haushaltsplan der Schutzgebietsverwaltung; 2. für die vom Gouverneur zu erlassenden oder vorzuschlagenden Verordnungen, soweit sie nicht lediglich lokale Bedeutung haben; 3. für alle sonst vom Gouvernement zur Beratung vorgelegten Angelegenheiten. Der Landesrat ist befugt, eigene Anträge dem Gouverneur zu unterbreiten.

Der Landesrat ist beschließendes Organ in allen seiner Beschlußfassung vom Reichskanzler, durch das Reichskolonialamt, überwiesenen Angelegenheiten.

Durch diese Verordnung des Reichskanzlers, betreffend die Selbstverwaltung in Deutschsüdwestafrika, vom 28. Januar, 14. Mai 1909, deren Hauptinhalt im vorhergehenden geschildert wurde, ward eine Mittelstufe gefunden, die Großbritannien in seinen sehr verschiedenen kolonialen Regierungssystemen nicht benutzt. Man meint in britischen Kreisen, in denen man sich gern mit solchen Fragen beschäftigt, auf Mittelstufen wachse die Unzufriedenheit ganz unversehens ins Kraut, und das Allernotwendigste in einer Kolonie sei, daß man den Kolonisten, die einen doppelten Opfersinn haben sollen für ihr neues Kinderland und ihr altes Vaterland, nie an die Staatsliebe rühre, an jene seltsame köstliche Pflanze, die am besten o h n e den Gärtner gedeiht, und in deren Besitz die Völker und Männer Gewaltigeres vollbracht haben als mit der Blume Glauben.

An seinem gegenwärtigen Regierungssystem gemessen steht Südwestafrika als Staatswesen zwischen einer englischen Kronkolonie und einer englischen Kolonie mit Repräsentativeinrichtung (representative government). „The essential feature of Crown Colony Government is the entire absence of any popular element in the administration and the direct control exercised by the

Colonial Office .... over all the acts of the local authorities" (Alleyne Ireland), und „The feature common to all forms of Government in use for the Crown Colonies ... is the irresponsibility of the executive to a representation, in any form, of the people of the colony." (Anson.) Völlig treffen diese Wesenszüge bei Südwest nicht zu, aber doch mehr als die Eigentümlichkeiten einer „Kolonie mit Repräsentativeinrichtung, in der die Krone in Bezug auf die Gesetzgebung lediglich ein Veto hat und die heimatliche Regierung die öffentlichen Beamten einsetzt und entläßt". (O. Köbner.) Südwestafrika nähme also eine Zwischenstellung ein zwischen dem East African Protectorate einerseits und Mauritius, Malta, Jamaika und Cypern. Doch — diese Kolonien liegen ihm weit ab, sein sehr einflußstarker Nachbar ist die freie Union, und neben ihr ist das Maß südwestafrikanischer Selbstregierung allerdings sehr gering.

Nach dem Etatentwurf für 1913 bringt Südwestafrika von der Gesamtsumme der Ein- und Ausgaben von 32 Millionen Mark 18 Millionen selbst auf. Der materielle Schwerpunkt liegt nicht mehr beim Mutterlande. Einem lokalpatriotischen Südwestafrikaner möchte dem Etat gegenüber der Beweis wohl gelingen, daß dem Neulande manche Ziffer aufs Konto geschrieben sei, für die es nicht unbedingt verantwortlich zu machen ist, und die nach britischen Gepflogenheiten bei getrennter Rechnung das Mutterland sehr wohl trüge. Vielleicht möchte er gar behaupten, ob mit Recht oder Unrecht kann ihm garnicht nachgewiesen werden, alleingelassen, könnte Deutschsüdwestafrika schon heute seinen Gesamtaufwand schlecht und recht bestreiten. Sei dem wie es sei, unsere Kolonisten haben dieselben Pflichten wie wir und noch ein paar Pflichtchen dazu, und sie formen mit einen Teil der neuen Welt, über deren Zugangstor unauslöschlich das von den Angelsachsen eingemeißelte Wort seht: „No taxation without representation."

Was an Vertretung bedeutet der Landesrat? Der Landesrat ist eine beratende Körperschaft. Der jährliche Haushaltsplan des Schutzgebietes liegt ihm vor, ehe er zur Beschlußfassung an den Reichstag gelangt. Im Belieben des Reichskolonialamtes und des Gouverneurs steht es, ob möglichen Zusätzen und Warnungen des Landesrates irgendwie Gehör geschenkt werde oder nicht. Dem Reichstage werden die Beschlüsse und Anträge des Landesrates nicht vorgelegt, noch immer wird ein so kleines Interesse unserer Öffentlichkeit an unseren kolonialen Dingen vorausgesetzt, daß selbst die ersten deutschen Zeitungen nicht daran denken, sich über die auf seltener Höhe stehenden Verhandlungen unserer

größten überseeischen politischen Versammlung Drahtbericht erstatten zu lassen.

Ebenso unbefolgt und echolos können die Ratschläge verhallen, die der Landesrat nach dem Gesetze dem Gouverneur vor Erlaß irgend einer neuen Gouvernementsverordnung gibt. An die Anträge des Landesrats ist der Gouverneur nicht gebunden, und was die Angelegenheiten angeht, in denen der Landesrat wirklich und wahrhaftig beschließendes Organ sein soll, so steht es beim Reichskanzler, was er als bedeutungslos genug an den Landesrat überweisen will.

Aber nicht genug mit so viel Vorsicht. Wird schon die Hälfte der Mitglieder von den Bezirksverbänden gewählt, also so weit die Kolonisten in Betracht kommen, auf dem Wege der indirekten Wahl, so hat der Gouverneur das Ernennungsrecht der andern Hälfte nach freiem Ermessen, d. h. er kann sich zu aller Zeit eine ihm günstig gestimmte Mehrheit im Landesrat verschaffen.

Wer irgend etwas von Deutschsüdwestafrika kennt, weiß, daß das bisher nicht geschehen ist, daß im Gegenteil ein sehr erfreuliches Vertrauensverhältnis zwischen den Südwestern und ihren Beamten bestanden hat, ein Umstand, der von größter Bedeutung war, als im Jahre 1909/1910 der Diamantstreit eine scharfe Form annahm und es dem damaligen scheinbar so liberalen Kolonialsekretär gelang, in der Heimat die Südwester als ein recht unangenehmes Volk erscheinen zu lassen. Die Kolonisten, die sich zunächst nirgends auch nur Gehör, geschweige denn ein gerechtes Urteil verschaffen konnten, hätten am Mutterlande wohl verzweifeln dürfen, wäre ihnen von der Beamtenschaft an Ort und Stelle, die sich damals in sehr schwieriger Lage befand, nicht gegen jedes persönliche Interesse die Treue gehalten worden. „Das Ernennungsrecht zum Landesrat im besonderen wurde vom Gouverneur bis jetzt in so unparteiischer Weise ausgeübt, daß jede Bevölkerungsklasse und jeder Erwerbszweig in der Versammlung vertreten war." — —

Nun wollen wir in unserem Schutzgebiete gewiß nicht britische Kolonialpolitik treiben, sondern deutsche Kolonialpolitik. Wir wollen auch garnicht vergessen, daß viele Einwanderer drüben mit andern Gewohnheiten kamen als die Einwanderer nach Südwest. Aber so sicher diese Unterschiede bestehen und bestehen bleiben sollen, ebenso sicher — das kann man in der Heimat nicht laut und oft genug wiederholen — muß der Lage Deutschsüdwestafrikas als Nachbars der großen freien Union, als Teils einer ganz neuen sich bildenden Welt Rechnung getragen werden. Die Lage ist wirklicher als der völkische Zusammenhang. Je leichter und vorsichtiger die

Bindungen, um so freudiger und stolzer wird der Zusammenhang gesucht werden. Und es gilt viel mehr als Südwest und seine Deutschheit, viel mehr. Von unserem politischen Erfolg oder Mißerfolg in Südwestafrika, von unserer Gabe, die dort vorhandene Staatsfreudigkeit aus sich selbst heraus weiterwachsen zu lassen, hängt mit ab, ob in neuen kräftigeren Zeiten alles Freie und Starke eigenen und verwandten Blutes sich uns freudig wieder zuwendet oder uns endgültig entfremdet wird.

Die deutschen Menschen entwickeln sich schneller als ihre Einrichtungen. Nicht politisch reifer sind die Briten, ihre Gelegenheiten sind größer. Als jene Taglöhner und Insten aus Pommern und der Mark 1857 in Südafrika erschienen, waren sie in den ersten Jahren schon der weitgehendsten Selbstverwaltung fähig.

Man soll das Beispiel von den Knaben nicht vergessen, die nebeneinander in eine ferne Schule gehen. Die einen begleitet ein Diener des Vaterhauses, er sieht zu, wenn sie Schnee ballen und schlittern, hält dann und wann gar einmal die Ranzen. Den andern begleitet der Hofmeister, der ist ein tüchtiger Mann und der Bursch kein minder frischer Bub. Aber der Vater, der sich an die eigene Jugend nicht mehr oder nicht gern erinnert, hat Sohn und Lehrer so viele Vorschriften mitgegeben, daß sie ganz steif ihres Weges ziehen müssen.

Wo gedeiht freudigere Liebe fürs Vaterhaus? Wo werden wehrhaftere Kerle aus den Jungen? Und — vor allem — wem machen's die Eltern leichter in Schule und Leben?

Für Südwestafrika muß ein solcher Anachronismus wie das Verordnungsrecht des Kaisers und Kanzlers und durch den Kanzler des Gouverneurs aufhören. Dergleichen wirkt in der Heimat unter all dem alten unnötigen, aber vertrauten Gerümpel, das die politische Geschichte traditionell mitschleppt, nicht auffällig. In der neuen Welt wirkt es so stillos und abstoßend, wie ein Frack mit Orden auf nacktem Negerleib. Der Krone geht bei einer Neuordnung auch nichts verloren; ihr unmittelbarer Einfluß ist doch Einbildung. Macht verliert die Bürokratie. Wo sie Macht einbüßte, gewann immer die Krone an Achtung.

Es darf aber auch der Reichstag nie und nimmer der gesetzgebende Faktor für Südwestafrika werden. Damit käme das Schutzgebiet vom Regen in die Traufe. Das Köstliche ist, daß die Menschen in den Neulanden wieder große Fragen von großen Gesichtspunkten aus sehen lernen und dort, wo es nie den ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel (Bismarcks Wort) der Fürsten, Fürstchen und geistlichen Herren gab, einfache, gerade

Wege von neuem gehen lernen. All das verdürbe der heimische Parteihandel. Und wer soll die Kolonisten verstehen? Die Sozialdemokraten? Die Konservativen? Die Ultramontanen? Die freisinnigen Theoretiker, die Dernburg auf den Schild hoben? Oder auch die Nationalliberalen, die neben der nationalen Gesinnung eine solche Angst haben vor Zug? Du lieber Gott, in der Kolonie stehen alle Fenster offen.

Das englische Parlament mit seinen reichen gesetzgeberischen Erfahrungen ist nach den Versuchen eines Jahrhunderts in kolonialen Dingen zu der Weisheit letztem Schluß gekommen:

„Men not measures and trust the man on the spot!" Und das ist die letzte Weisheit.

Der Reichstag berate nach wie vor den kolonialen Etat, dessen Voranschlag ihm mit den protokollierten Anträgen des Landesrats vorzulegen ist. Was drüber hinausgeht in der Gesetzgebung gehört vor den Landesrat als beschlußfassende Körperschaft und nur vor ihn. Ein Vetorecht des Gouverneurs, ein aufschiebendes Vetorecht zur Einholung der kaiserlichen Zustimmung oder Ablehnung, oder gar ein Vetorecht des Kaisers auf zwei Jahre nach der ersten Anwendung des Gesetzes, entsprechend der alten Bestimmung der Verfassung des Kaplandes, schüfe völlig ausreichende Sicherheit.

Der Landesrat aber muß, wenn anders er nicht lächerlich erscheinen soll neben der südafrikanischen Volksvertretung, aus direkten Wahlen hervorgehen, und das Ernennungsrecht des Gouverneurs muß in der Ernennung eines Drittels der Mitglieder seine äußerste Grenze finden. Da die Kolonie vorläufig nur die eine Kammer hat, liegt im beschränkten Ernennungsrechte an sich eine Berechtigung. Das beschränkte Ernennungsrecht genügt, um das Land vor Zufallsmehrheiten zu schützen, es gibt Gelegenheit zugleich für eine berufsständische Vertretung zu sorgen, die in den Wahlen vielleicht nicht zum Ausdruck kam, und deren Mitwirkung bei dem Ausbau eines Neulandes notwendig ist.

Und endlich noch eins, unsertwegen und des Vergleichs mit unseren Nachbarn wegen, die gerade darauf ihren höchsten Stolz setzen, die Stellung der Richter und Gerichte muß im Schutzgebiete mit den gleichen Bürgschaften wie im Mutterlande umgeben werden. Wenn das möglich wäre, die Garantien müßten in der neuen Welt noch größer, noch eindrucksvoller hervortreten. Nach dem Kolonialbeamtengesetz vom 8. Juni 1910 ist die Unabhängigkeit des Richters jetzt formal festgesetzt, in etatsmäßigen Stellen sollen auch nur Berufsrichter Verwendung finden. Aber der Grundsatz personaler Trennung von Gesetz und Verwaltung ist immer noch

nicht durchgeführt. Hinsichtlich des materiellen Rechts und des Verfahrens gelten im allgemeinen die Reichs- und preußischen Gesetze, doch kann schon nach dem Konsulatsgesetze und weiter nach dem Schutzgebietsgesetze vielfach durch die angeführte „Kaiserliche Verordnung" eingegriffen werden.

Alles Vertrauen der Welt kann nichts daran ändern, daß solch loses Recht kein Recht ist. Die Dauer dieses Zustandes schadet dem deutschen Namen schwer.

In Deutschland spricht man dann noch davon, es möchten die Beamten wie in britischen Kolonien aus den Reihen der weißen Kolonisten hervorgehen. Külz, der die gegenwärtige Selbstverwaltungsordnung mitschuf, sagt in seinem Buche: „Das Endziel wird sein, daß auch die Stelle des Bezirkschefs einem Bezirks- oder Landeseingesessenen zu übertragen ist. Dieses Ziel ist aber bedingt durch das Vorhandensein einer bodenständig gewordenen, mit dem Lande völlig verwachsenen Bevölkerung auf der einen und durch fundiertes, von fremder Hilfe für die täglichen Bedürfnisse unabhängiges Wirtschaftsleben des Bezirks auf der andern Seite."

Vielleicht werden die Kolonisten selbst wünschen, daß der deutsche Beamte als Träger frischer Ideen vom Mutterlande recht lange zu ihnen komme, sicher werden sie immer deutlicher darauf dringen, daß wer heute ihnen lieb und bei ihnen tüchtig geworden ist, ihnen nicht morgen genommen werde. Für uns im alten Vaterlande ist es von allergrößter Bedeutung, daß die segensreiche Schulung eines Teiles von Jungdeutschland als Beamte und Offiziere im Wind und Wetter einer Kolonie in der neuen Welt, die kaum begonnen hat, solange als möglich fortdauere.

Das beste Wort über die Selbstverwaltung sagt Külz auch: „Aus der inneren Natur der Selbstverwaltung, als eines Inbegriffs nicht nur von Rechten, sondern in gleicher Weise auch von Pflichten und Leistungen, ergibt sich mit Notwendigkeit, daß diese Wesensbestandteile der Selbstverwaltung in richtigem Verhältnis zu einander stehen müssen."

Möchte man bei uns dies nicht nur anführen, sondern in Anbetracht der besonderen Lage Südwestafrikas ein wenig frischer danach handeln!

Ein Aufsatz, der über die Probleme des südafrikanischen Subkontinents in großen Zügen unterrichten will, darf an dem leidigen Thema der Land- und Bergwerksgesellschaften nicht vorübergehen. Von dem Tage an, als durch die Amalgamation der Kimberley-Minen ein gewaltiges Stück nationalen Vermögens in das Eigentum und unter das ausschließliche Verfügungsrecht einiger

weniger Männer überging, statt in den Besitz des Staates, haben bei den vielen und schweren Leiden und Kämpfen Südafrikas die Gesellschaften eine große und unheilvolle Rolle gespielt. Vielleicht erhielt der kaufmännische Egoismus der britischen Gesellschaften hin und wieder „seine Weihe durch den kategorischen Imperativ des Dienstes an der nationalen Idee" (Witting), insofern national für englisch in engstem Sinne stehen kann. Eine Verpflichtung dem Lande gegenüber, aus dem sie den Gewinn sogen oder zu saugen trachteten, haben die britischen Gesellschaften erst unter dem Druck der öffentlichen Meinung ihren südafrikanischen Landsleuten widerwillig anerkannt. In unserem Schutzgebiete sind wir heute noch lange nicht so weit. Von der Chartered Company und von den historischen Sünden der Minenmagnaten in der Union kann hier nicht weiter gehandelt werden, nur im Vorbeistreifen sei darauf hingewiesen, daß z. B. die Minengesellschaften am Rand so nachdrücklich auf ihre Verpflichtungen aufmerksam gemacht wurden, daß sie jetzt immerhin für je 20 Schilling Wert aus dem Lande entfernten Goldes 16 s. 5 d. im Lande verausgaben, und zwar:

für Löhne an Weiße	s. 5. 1
für Löhne an Farbige	„ 3.—
Sprengstoffe	„ 1. 6
Proviant	„ 2. 2
Kohlen	„ 1. 3
Gewinnsteuer	„ —. 8
Maschinen und Maschinenteile . . .	„ —.10
Verschiedenes	„ 1.11

Beim Thema Gesellschaften interessieren uns vor allem die Zustände des Schutzgebietes, die in ihrem geschichtlichen Zusammenhang betrachtet werden müssen.

Bismarck ging seinerzeit von dem Gedanken aus, daß sich das Reich auf die Vertretung der Kolonien nach außen und den Schutz der Kolonien durch die Flotte beschränken müsse, während die Verwaltung der Kolonien und die Aufbringung der dazu nötigen Mittel durch Privatgesellschaften erfolgen sollte. Die Ausübung der Hoheitsrechte gedachte er jenen durch einen Schutzbrief zu übertragen, ähnlich wie England und Holland die Verwaltung ihrer ostindischen Besitzungen Gesellschaften überlassen hatten. Als Folge dieses Entschlusses verzichtete das Reich darauf, Land und Bergwerksgerechtsame für sich zu erwerben, ja in Südwestafrika machte es solche Erwerbungen für Lüderitz und dessen Rechtsnachfolgerin, die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, ohne Gegenleistung.

In Ostafrika und Neu-Guinea kam es zu der Erteilung der Schutzbriefe. In Südwestafrika ließ sich der Gedanke nicht durchführen. Die Mittel der Kolonialgesellschaft reichten nach kümmerlichen Anfängen, nach der Schaffung einer aus wenigen Weißen bestehenden Truppe nicht weiter. Schon 1892 war das Reich genötigt, die ganze Verwaltung selbst in die Hand zu nehmen und für die Aufrechterhaltung des Friedens im Innern einzutreten. In Ostafrika und in Neu-Guinea, wo es ebenfalls nach kürzerer oder längerer Zeit zur Übernahme der Verwaltung durch die Reichsregierung kam, führte dieser Vorgang zu einer Ablösung der Gesellschaften. Sie verzichteten auf alle weiteren Rechte gegen Überlassung von beschränkten Landrechten und einer bestimmten Geldsumme. In Südwestafrika unterblieb die Ablösung. Das Reich nahm der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika die Lasten ab, ließ ihr aber alle ihre umfangreichen Gerechtsamen, so daß der Staat bis in die neueste Zeit in gewaltigen Bezirken nicht ein einziges Staatsgebäude bauen konnte, ohne mit der Gesellschaft des erforderlichen Grundstückes wegen unterhandeln zu müssen.

Und nicht nur das. Die Regierung hatte in Südwestafrika Anfang der neunziger Jahre eine Reihe von Land- und Bergwerksprivilegien an andere Gesellschaften verliehen in der Annahme, daß auf diese Weise Bergwerksunternehmungen ins Leben gerufen und die Besiedelung gefördert werden würde. Diese Erwartungen wurden größtenteils getäuscht. Auf der beschränkten Bodenfläche, die dem Reiche nach den Landvergebungen und neben dem Stammesareale blieb, mußte es schließlich selbst die Besiedelung einleiten. Die natürliche Folge war, daß sich die Ansiedler bestrebten, Stammesland zu kaufen. Darin, wie in der allzueifrigen Verfolgung sehr billig erworbener Rechte durch einzelne Gesellschaften lag eine der Ursachen des großen Eingeborenen-Aufstandes von 1903 bis 1907. Der Aufstand führte wohl dazu, daß der Bodenvorrat des Staates für Siedlungszwecke aus dem Stammeslande beträchtlichen Zuwachs erhielt, er zeigte indessen deutlich, daß Gebiete in der Größe von Königreichen nicht in der Hand von Gesellschaften bleiben durften, die sich lediglich von ihrem finanziellen Vorteil leiten ließen.

Gleichwohl unterblieb nach dem Aufstande eine Ablösung. Dagegen fand während der Amtsführung des Staatssekretärs Dernburg eine Bestätigung der zum Teil rechtlich anfechtbaren Erwerbungen und Konzessionen der Gesellschaften auf bergrechtlichem Gebiet in Verbindung mit der teilweisen Einführung beschränkter Bergbaufreiheit statt. Die gleichzeitigen Abmachungen

mit den Gesellschaften hinsichtlich der Landgerechtsame scheinen bedeutungslos. Wirklich beseitigt wurden nur, dank der scharfen Gegnerschaft gegen Dernburgs Konzessionspolitik namentlich im Schutzgebiete, die Landesansprüche der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. Nach wie vor beanspruchten andere Gesellschaften ausgedehnte und wertvolle Bezirke und noch viel weitgehendere Gerechtsame auf bergrechtlichem Gebiete, was eine dauernde Zersplitterung des Bergrechts mit sich bringt.

So stehen heute infolge einer Siedlungspolitik, die von irrigen Voraussetzungen ausging, und infolge von Halbheit und Schwanken beim Verlassen dieser Politik in einem erheblichen Teil des Schutzgebietes die Bergabgaben einer Privatgesellsehaft zu, in einem andern beanspruchen Privatgesellschaften Bergwerksgerechtsame und ungeheures Landeigentum.

Solche Verhältnisse vertragen sich nicht mit den Grundsätzen moderner Kolonisation, namentlich der Kolonisation im engeren Sinne. Die moderne Kolonisation beruht auf der Siedlung und der Erschließung der Hilfsquellen einer Kolonie im allgemeinen und nationalen Interesse, sie schließt die Siedlung und Belegung der Hilfsquellen als Geschäft aus. Die Politik der meist englischen Land- und Konzessionsgesellschaften, denen Rechte bestätigt oder verliehen wurden unter der Voraussetzung, daß sie das Land besiedeln und bergmännisch erschließen sollten, wird dagegen seit langem oder von Anbeginn an ausschließlich vom engsten Eigennutzen bestimmt. Die Politik findet ihren Ausdruck in der Zurückhaltung des Landes zur Ausschlachtung der durch Besiedlung des Regierungslandes entstehenden Wertsteigerung, in der möglichsten Ausnutzung der Ansiedler durch hohe Bodenpreise, in der Einschränkung oder Aufhebung der Bergbaufreiheit.

In Europa wurde die moderne wirtschaftliche Entwicklung erst möglich, als die einer andern Zeit angepaßten Privilegien, die Zwangs- und Bannrechte abgelöst waren. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen handelt es sich in Südwestafrika um kein geringeres Hemmnis der Fortentwicklung der Allgemeinheit.

Sollen alle die lang verstopften Brunnen des Landes endlich springen dürfen, müssen die Land- und Bergwerksgerechtsamen der Gesellschaften verschwinden, im Guten oder im Bösen. Und daran ändert nichts, daß es „verkehrt ist, über alle Gesellschaften ein gleich absprechendes Urteil zu fällen".

Treitschke schließt das Vorwort seiner deutschen Geschichte: Der Erzähler deutscher Geschichte löst seine Aufgabe nur halb, wenn er bloß den Zusammenhang der Ereignisse aufweist und mit Freimut

sein Urteil sagt, er soll auch selber fühlen und in den Herzen seiner Leser zu erwecken wissen: die Freude am Vaterlande.

Wohlan: Wo Männer wirklich lieb haben und sich wirklich freuen, wollen sie tätig sein. Von Wegen solcher Tätigkeit handelte dieses bescheidene Buch und von der Notwendigkeit der Freiheit solcher Tätigkeit. — — —

□ □ □

VI.

Die Menschen halten das für das Allerrealste, womit sie sich am meisten beschäftigen. Plato.

Südafrikabücher und über Südafrikabücher.

Mit einer einfachen Aufzählung all der vielen Südafrika- und Südwestafrikabücher kann dem Afrikafahrer kaum gedient sein. Er möchte in solch langer Liste eben an die in englischer und deutscher Sprache nicht seltenen Werke geraten, die ihre Entstehung einem längeren oder kürzeren afrikanischen Ausflug verdanken und deren Verfassern und Verfasserinnen, sei immerhin die Schärfe ihrer Augen groß, die Vorsicht ihrer Ohren größer, die Unvoreingenommenheit ihrer Seele sehr groß gewesen, ganz gewiß die Wahrheit entgegengehalten werden müßte: „Ein Land aber lernt nur der kennen, dem es sich auch in seiner Erbarmungslosigkeit offenbart hat," worunter die zufälligen Erbarmungslosigkeiten zufälliger Kriegsjahre als Vermittler wirklichen Kennens und Erkennens nicht verstanden werden könnten.

Wenn hier eine ganz kurze Wegweisung zur aufschlußreichen allgemeinen und besonderen Literatur über Südafrika und südafrikanische Dinge versucht wird, soll das nicht heißen, daß sich unter den aufgezählten Werken nur Vortreffliches, unter den fehlenden nicht lesbare und wissenschaftlich ausgezeichnete Bücher und Schriften und ältere Quellenwerke befänden.

Von allgemeinen aufschlußgebenden Büchern, die sich an den breitesten Leserkreis wenden, stehen für Südwestafrika der Amtliche Ratgeber für Auswanderer, Preis 1 M., bei Dietrich Reimer, Berlin, und für Südafrika der ebenfalls jährlich erscheinende Guide to South and East Africa for the use of Tourists, Sportsmen,

Invalids and Settlers von A. Samler Brown and G. Gordon Brown, Preis 2 s. 6 d., bei Sampson Low, Marston and Co. Ltd., London, obenan. Man könnte wünschen, daß es eine der deutschen Veröffentlichung in ihrer Eigentümlichkeit entsprechende Schrift für das britische Südafrika, ein dem englischen Führer ähnliches Buch für unser Schutzgebiet gäbe. Das englische Buch vereinigt mit einer sehr fleißigen und sehr reichhaltigen Stoffsammlung auf allen südafrikanischen Gebieten die Mitteilungen eines Bädekers. Bei der Benutzung muß im Auge behalten werden, daß der Verfasser im besonderen Interesse der Union Castle Co. und für den Durchschnittsengländer aus England schreibt. Infolgedessen läßt das Buch in dem recht britischen, aber durchaus nicht sehr englischen Südafrika den englischen Faktor als allbedeutsam erscheinen. Unter ähnlichen deutschen Arbeiten ist hier noch das Taschenbuch für Südwestafrika zu nennen, herausgegeben von Schwabe, Kuhn, Fock bei W. Weicher, Berlin W. Sein vorzüglichster Teil ist das Heft 3, das die hauptsächlichen Gesetze und Verordnungen, die das Schutzgebiet betreffen, sehr übersichtlich bringt.

Die zwei, mit Külz drei, Standardwerke neuester Zeit über das Schutzgebiet, die sich in allen Schiffsbibliotheken befinden und die jeder Afrikafahrer hintereinander gelesen haben müßte, sind:

1. Leutwein, Theodor, Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika, Berlin 1906.
2. Rohrbach, Dr. Paul, Deutsche Kolonialwirtschaft, 1. Band Südwestafrika, Berlin-Schöneberg 1907.
3. Külz, Dr. Wilhelm, Deutsch-Südafrika im 25. Jahre deutscher Schutzherrschaft, Berlin 1909.

Bei Leutwein, der zu den aufrechten deutschen Männern gehört, denen viel zu wenig Ehre geschehen ist, muß daran erinnert werden, daß er eine Eingeborenenpolitik verteidigt, die in der Not und in seinen Händen eine Tugend sein konnte, aber sonst nicht.

Rohrbach ist ohne Zweifel einer unserer ersten Kolonialforscher, ein Mann mit weitem Horizonte und ein Schriftsteller mit hellen Gedanken. Er wies zuerst auf die Verbindungen und gemeinsamen Bedingungen Deutsch-Südwestafrikas und Südafrikas hin, seine Bekanntschaft mit dem britischen Südafrika kann nur oberflächlich gewesen sein und scheint sich zum Beispiel auf die Eingeborenengebiete des Kaplandes nicht erstreckt zu haben.

Külz ist der vielgenannte Schöpfer der südwestafrikanischen Selbstverwaltung. Was viele an der Selbstverwaltung beklagen, daß ihre Bearbeiter zu sehr rückwärts in die Heimat sahen, die ungeheuren Einflüsse der nahen, lebendigen und freien anderen

Koloniestaaten dagegen vergaßen oder überhaupt hier Wirkung und Gegenwirkung garnicht einschätzen lernten, muß Külzens Buche gegenüber etwas bedachtsam machen.

Von älteren Werken ist Schinz, H., Deutsch-Südwestafrika, Forschungsreisen, Oldenburg und Leipzig 1891, unübertrefflich.

Historischen Wert haben die Bücher der beiden von François, die von den frühen Kämpfen der Kolonie erzählen: François, H. v., Nama und Damara, Deutsch-Südwestafrika. François, C. v., Deutsch-Südwestafrika, Geschichte der Kolonisation bis zum Ausbruch des Krieges mit Witbooi, April 1893.

Historischen Wert auch hat das Buch Kurt Schwabes, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika, Berlin 1899 bei Mittler, das mehrere Jahre das beste Südwestbuch war. Im Jahre 1909 gab die Verlagsbuchhandlung bei ganz unbedeutender Textänderung dem Werke den aktuellen und etwas irreführenden Titel: Im deutschen Diamantenlande.

Zur besonderen Literatur sind zu nennen:

Über den Caprivizipfel:

Hauptm. Streitwolf, Der Caprivizipfel, in Süsserotts Kolonialbiblioth.

Über die Kalahari:

Passarge, Prof. Dr. S., Die Kalahari.

Passarge, Prof. Dr. S., Die Buschmänner der Kalahari.

Über Eingeborenensprache, -Recht und -Brauch:

Meinhof, C., Die Sprache der Herero in Deutsch-Südwestafrika, 1909.

Meinhof, C., Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen, 1909.

Planert, W., Handbuch der Namasprache in Deutsch-Südwestafrika.

Seidel, A., Praktische Grammatiken der Hauptsprachen Deutsch-Südwestafrikas. 1. Nama. 2. Otjiherero. 3. Oshindonga.

Dannert, Dr. E., Zum Rechte der Herero. (Diss.) Berlin 1906. Dietrich Reimer. (Eine sehr wertvolle Arbeit.)

Über Tier- und Pflanzenwelt, Viehzucht und Bodenkultur:

Dinter, Deutsch-Südwestafrika, Flora, Land und forstwirtschaftliche Fragmente.

R. Dinter, Die vegetabilische Veldkost Deutsch-Südwestafrikas. Okahandja: Selbstverlag 1912 (47 S.) 8°.

Hermann, E., Viehzucht und Bodenkultur in Süd-Westafrika.

Schlettwein, Carl, Der Farmer in Deutsch-Südwestafrika. Wismar 1907.

Über die Land- und Minenfrage und den Diamantstreit:

Rohrbach, Dr. Paul, Dernburg und die Südwestafrikaner — Diamantenfrage, Selbstverwaltung. —

Leutwein, Dr. Paul, Die Leistungen der Regierung in der südafrikanischen Land- und Minenfrage (Dissertation), bei W. Süsserott. (Sehr gut.)
Denkschrift betreffend die Verhältnisse im deutsch-südwestafrikanischen Diamantengebiet, vom 6. Januar 1910.
Deutsch-Südwestafrika, Denkschrift betreffend die Verhältnisse im Diamantengebiet Lüderitzbucht, Berlin 1910.

Die erstgenannte Denkschrift wurde dem Reichstage vom damaligen Kolonialsekretär Dernburg vorgelegt. Die zweite enthält die immer noch lesenswerte Gegenschrift der Lüderitzbuchter. Von Interessenten wurde dann noch eine nicht eben glänzende Duplik herausgegeben. — — — — — — — — — — — — — —

Ein neues Standardwerk über die Union und ihre Verhältnisse gibt es nicht. Der erste Burenkrieg 1880—81, der Jamesoneinfall 1896, der zweite Burenkrieg 1899—1902 und alles, was dazwischen liegt, haben eine unvoreingenommene Betrachtung der Dinge der letzten 25 Jahre bisher nicht zugelassen, und fände sich immerhin der befähigte Betrachter, ihm mangelten die Leser. Die Engländer scheinen als Volk zur voraussetzungslosen Geschichte völlig unfähig zu sein. Sie wollen nur von englischen Siegen wissen, und selbst ein vergnüglich betrügender Bauernfänger will von nichts anderem als höchst edelmütigen und moralischen Handlungen seiner Nation und ihrer Lenker lesen. Nun ist einmal die Politik — selbst bei den Engländern — keine Angelegenheit des Edelmuts und der Moral.

In all dem ist der Grund zu suchen, daß der vortreffliche Gelehrte Dr. George Theal sein großes südafrikanisches Geschichtswerk, dem er ein Vermögen opferte und dessentwegen er manchen politischen Angriff erdulden mußte, über das Jahr 1872 nicht fortsetzte: Theal. George Mc. Call, History of South Africa, 5 Bände. Bd. I. und II. 1652—1795; Bd. III. 1795—1834; Bd. IV. 1834—1854; Bd. V. 1854—1872 bei Swan Sonnenschein and Co., Ltd., London. Auch dem Südwester muß das gewaltige Werk empfohlen werden, das ernste Wissenschaftlichkeit, Jahrzehnte dauerndes Quellenstudium mit packender Schreibkunst zu vereinen versteht.

In „Story of the Nation Series" bei Fischer Unwin, London 1894 (inzwischen neu aufgelegt?), erschien ein Buch Theals, „South Africa". Es bringt in großen Zügen und glänzend geschrieben die Geschichte des Subkontinents bis gegen 1890 mit weiten Ausblicken. Vielleicht ist dies Buch immer noch das beste einführende südafrikanische Werk. Es verdient durchaus eine

deutsche Übersetzung, die jedem Vertreter des Staates auf unserer Seite der Grenze in die Hand gegeben werden sollte.

Von allen Durchreisenden gelang einem deutschen Professor, Paul Samassa, alsbald nach dem Burenkriege eine schöne Arbeit: „Das neue Südafrika", Berlin 1905, das die damaligen Verhältnisse und Aussichten überraschend gut zeichnete. Aber „Das neue Südafrika" von 1902—1905 ist längst keine Wahrheit mehr. Den unkundigen Ankömmling kann heute das Buch nur verwirren. Dagegen wird der, der eingedrungen ist in das südafrikanische Problem, immer noch seine helle Freude an den scharfen Sinnen des gescheiten Verfassers haben.

Viel schwächer und viel mehr noch überholt von der Zeit ist ein Buch von James Bryce, das auch in deutscher Ausgabe erschien als James Bryce, Bilder aus Südafrika, deutsche Ausgabe von Max Kleinschmidt, Hannover, Jänecke 1900.

Vielleicht sollte Fitzpatrick, J. P., The Transvaal from within. A private record of public affairs, London 1900, William Heinemann, überhaupt nicht mehr genannt werden. Aber von englischer Seite wird es diesem und jenem wohl noch empfohlen, besonders seitdem Sir Percy Fitzpatrick einer der anerkannten Führer der Unionisten geworden ist und einen dem Fremden, sei er noch so verwachsen mit der südafrikanischen Natur und den südafrikanischen Menschen, nicht leicht verständlichen Ruhm mit der langatmigen Geschichte „Jock of the Bushveld" bei Longmans, Green and Co., London 1909, geerntet hat. Fitzpatrick gehört und gehörte zu den politischen Hetzern in Südafrika.

Auch F. Reginald Statham's Buch: South Africa as it is, London 1897 bei T. Fischer, ist ein veraltetes politisches Buch. Wer eindringen will in die Geschichte der südafrikanischen Wirren der Jahre vor und nach dem großen Kriege, und vor allem, wem die südafrikanischen Verhältnisse etwas bekannt sind, sollte das Buch mit Vorsicht aber doch noch lesen. — —

Aus der besonderen Literatur ist zu nennen:

Zur Vorgeschichte des Burenkrieges:

Jorissen, Dr. E. I. P., Erinnerungen an Transvaal 1876—1896 (aus dem Holländischen übersetzt von A. Seidel), Berlin 1898, Dietrich Reimer.

Reitz, Dr. F. W., Ein Jahrhundert voller Unrecht, ein Rückblick auf die südafrikanische Politik Englands, aus dem Holländischen. A. Walther, Berlin 1900.

Chamberlain, Joseph, „Why we are at war with the Republics" (Great speach on the Transvaal war). Grahamstown 1899, Grocott and Sherry.

Joubert, P.J., General-Commandant, „Ein offener Brief an die Königin Victoria" aus dem Englischen. H. Staadt, Wiesbaden 1899.

Schowalter, A., Lebenserinnerungen des Präsidenten Krüger. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Die englischen Blaubücher.

Eigentliche Kriegsbücher sind hier nicht zu nennen, selbst De Wets Buch nicht. Sie sind in Leidenschaft und für den Augenblick geschrieben, und ihr historischer und aufschließender Wert ist überall gering. Das gilt indessen nicht von dem Buche der tapferen menschenfreundlichen Engländerin

Emily Hobhouse, „The Brunt of the War and where it fell", London 1902, Methuen & Co., die unbekümmert um Haß und Spott und Verfolgung den gefangenen Frauen und Kindern ein hilfreicher Engel war und ungezählten das Leben und die Gesundheit rettete.

Es gilt nur im geringen Maße von des Predigers J. D. Kestells Buch „Mit den Burenkommandos im Felde", das, verbunden mit F. Rompels Präsident Steijn, herausgegeben von A. Schowalter, bei J. F. Lehmanns Verlag, München, erschien als: „Präsident Steijn und die Freistaater".

Über die Trekboeren in Hampata und ihre Wanderungen:

Postma, D. Ds., Eenige Schetsen voor eene Geschiedenis van de Trekboeren te St. Januario Humpata, Amsterdam und Pretoria 1897 bei Höveker und Wormser.

Über Kapholländisch (Afrikaans):

Die kürzesten und faßlichsten unter vielen Erscheinungen sind:

Elffers, Hubertus, The Englishman's Guide to the speedy and easy acquirement of Cape Dutch, Grammar, Useful Information, Conversation, Cape-Town 1900, J. C. Juta & Co.

Du Toit, S. T., Fergelijkende Taalkunde van Afrikaans en Engels.
— Samesprake Afrikaans en Engels, 1—3, Paarl, F. Du Toit & Co., Beperk.

Über deutsche Siedlung:

Spanuth, Joh., Festschrift zum fünfzigjährigen Siedlungsjubiläum der Deutschen in Kaffraria, Vertrieb bei Heinr. Feesche, Hannover.

Über Eingeborenensprache, -Recht und -Brauch:

Stewart, James, Outlines of Kaffir Grammar with practical exercices, Lovedale Mission Press S. A., 1901.

— Kaffir Phrase Book and Vocabulary, Lovedale Mission Press S. A., 1900.

Meclean, Colonel, Compendium of Native Laws and Customs, bei Oswald Weigel, Leipzig.

— Statutes etc. in force in the Transkeian Territories, Cape-Town, Govt. Stationery Dept.

— Native Affairs Commission Reports, Cape-Town, Govt. Stationery Dept.

— Native Affairs Blue Books, Cape-Town, Govt. Stationery Dept.

— The South African Natives, their progress and present condition edited by the South African Native Races Committee, London 1909 bei John Murray.

— The Natives of South Africa: Their Economic and Social Condition, London bei Swan Sonnenschein & Co., Ltd.

Über den Transkei:

Henkel, Caesar C., The Native or Transkeian Territories, Hamburg 1903.

Über Kapstadt und Umgebung:

The Cape of Good Hope being the Official Handbook of the City of Cape Town, Cape Town, City Hall, Okt. 1911.

Über Tier-, Pflanzenwelt und Jagd:

Walsh, L. H., South African Poisonous Plants, being notes on South African Plants poisonous to Stock with particulars of Symptoms and Treatment illustrated, Cape-Town bei T. Maskew Miller. (Die kleine Schrift ist ausgezeichnet und sollte baldmöglichst zur Verwendung für unsere Kolonisten in das Deutsche übertragen werden.)

Nicolls and Eglington, The sportsman in South Africa, London bei Simpkin Marshall and Co.

Selous, F. C., Des berühmten Jägers sämtliche Veröffentlichungen, besonders A Hunters Wanderings in Africa.

Bryden, H. A., Nature and Sport in South Africa, London, Chapman and Hall Ltd. (Ein sehr hübsches Buch für den Jäger. Bechuanaland (Kalahari) und Ngamiland sind die Gebiete, in denen Bryden die hauptsächlichen Erfahrungen sammelte.)

Aus der schönen Literatur sollen einige bodenwahre Bücher abschließend erwähnt werden, die zugleich einen größeren oder kleineren künstlerischen Wert haben.

Für Südwestafrika:

Frenssen, Gustav, Peter Moors Fahrt nach Südwest, Berlin, G. Grote. — Mußte es sein? München, Friedrich Rothbarth.

Für das britische Südafrika:

Westliche Kapkolonie:

Schreiner, Olive, Story of a South African Farm, London bei Hutchinson & Co., wohl der erfolgreichste südafrikanische Roman. — Künstlerisch ungleich besser, aber aus stofflichen Gründen bei den englischen Lesern wenig beliebt: —

Maschenaland:

Schreiner, Olive, Trooper Peter Halket of Mashonaland, London bei T. Fischer Unwin.

Johannesburg und Transvaal:

Searelle, Luscombe, Tales of the Transvaal, London bei T. Fischer Unwin. (Voll sprudelnder Laune.)

Östliche Kapkolonie und Transkei:

Scully, Williams Charles, By Veldt and Kopje, London 1907 bei T. Fischer Unwin.

Scully, Williams Charles, Kaffir Stories, London 1896 bei T. Fischer Unwin.

Nordwestliche Kapkolonie:

Scully, Williams Charles, Between Sun and Sand, London bei T. Fischer Unwin. (Scully ist Magistrat im Kaplande. Einige seiner Novellen sind über die große Echtheit hinaus vortreffliche Kunstwerke.)

Bechuanaland (Kalahari), **Ovamboland, Mashonaland, nordwestliche Kapkolonie, westlicher Transvaal:**

Bryden, H. A., Tales of South Africa. Westminster 1896, bei Archibald Constable und andere.

□ □ □

Dieses Buch zieht einen neuen Weg. Verfasser und Verlag sind bereit zu lernen. Anregungen und Hinweise sollen dankbar bedacht und bei der nächsten Auflage nach Möglichkeit genutzt werden.

Liste deutscher Hotels oder Gaststätten, wo Deutsch gesprochen wird.

(Die Mitteilung erfolgt ohne jede Gewähr des Verfassers und des Verlages ausschließlich zur Bequemlichkeit der Reisenden. In künftigen Ausgaben wird auf die anhängenden Anzeigen hingewiesen, besondere Nennungen finden dann nicht mehr statt.)

Hamburg.

Hotel Atlantic. Restaurant Pfordte. In herrlicher Lage an der Alster. 250 Zimmer von M. 5.— an. 100 Privatbäder, fließendes Wasser.

Grand Hotel Vier Jahreszeiten. Am Alsterbassin. 140 Zimmer mit fließendem Wasser von M. 4.—, mit Privatbad von M. 9.—, abgeschlossene Wohnungen von M. 20.— an.

Hotel Reichshof. Am Hauptbahnhof. Preise für jedes Zimmer einschließlich Frühstück: 1 Bett M. 3.50, 1 Bett mit Badezimmer M. 5.—, Schlafzimmer mit 2 Betten, Salon und Badezimmer M. 15.—.

Hotel zum Kronprinzen. Am Hauptbahnhof. Ersten Ranges. 80 Zimmer und Salons, teils mit Badeanschluß. Fließendes Wasser. Zimmer von M. 3.— an.

Palast Hotel. Am Alsterbassin. Zimmer von M. 4.—, mit Bad von M. 7.— an.

Hamburger Hof. Am Alsterbassin. Zimmer von M. 5.— an einschl. Frühstück, Bedienung und Licht.

Streits Hotel. Jungfernstieg. Familienhaus ersten Ranges. Zimmer von M. 3.50 an.

Cuxhaven.

Dölle's Hotel Belvedere. 2 Min. vom Bahnhof. 15 Min. von der Seebadeanstalt und den Landungsbrücken. Ersten Ranges.

Bremen.

Hillmann's Hotel. 4 Min. von der Bahn. An den Wallanlagen. Zimmer von M. 4.— an.

Hotel Stadt München. Bahnhofstr. Zimmer von M. 2.50. an.

Central Hotel. Dem Bahnhof gegenüber gelegenes Haus ersten Ranges.

Bremerhaven.

Central Hotel. Altrenommiertes Haus ersten Ranges. Haus des Deutschen Offiziervereins.

Antwerpen.

Hotel Weber. Nächst Zentralbahnhof. Einfache Zimmer von Frs. 4.— bis 12.—, Doppelzimmer von Frs. 8.— bis 18.—.

Hôtel St. Antoine. Gegenüber der Kathedrale. 200 Zimmer und Salons. 50 Zimmer mit Badezimmer und Toilette.

Boulogne.

Grand Hôtel Christol und Bristol. Nächst Bahnhof und Schiffsstation. Ersten Ranges. Das ganze Jahr geöffnet.

Hôtel du Pavillon Impérial. Ersten Ranges. Am Badstrande gelegen.

Hotel Folkestone. Gegenüber dem Hafen. Ersten Ranges.

Southampton.

South Western Hotel. Restaurant und Grill.

Bargate Restaurant. Empfohlen für leichtes Mittagsmahl.

Refreshment Rooms von Mayes & Son. 174—176 High Street.

Madeira.

Jones Bella Vista Hotel. Schönste Lage auf der Insel. Siehe Anzeige.

Reids Palace Hotel. Das ganze Jahr geöffnet.

Las Palmas.

Hotel Continental. Zimmer mit einem Bett einschl. Pension M. 7.50—12.50 den Tag bei einem Mindestaufenthalt von einer Woche. Siehe Anzeige.

Las Palmas-Monte.

Hotel Santa Brigida. Pensionspreis M. 10.50—14.50 den Tag bei einem Mindestaufenthalt von einer Woche. Siehe Anzeige.

Santa Cruz.

Olsens Alexandra Hotel. Familienhotel ersten Ranges. Das ganze Jahr geöffnet.

Orotava.

Hotel Martianez. Ersten Ranges.

Swakopmund.

Hotel Fürst Bismarck. Volle Pension etwa M. 10.— den Tag.

Hotel Kaiserhof. Volle Pension etwa M. 10.— den Tag.

Windhuk.

Pommersches Haus. Tagespension von M. 6.— an.

Thüringer Hof. Am Bahnhof.

Lüderitzbucht.

Europäischer Hof. Zimmer M. 5.—. Pension ohne Zimmer M. 7.50. Zimmer mit Pension M. 12.50. Siehe Anzeige.

Kapps Hotel. Zimmer M. 5.—. Pension ohne Zimmer M. 5.—. Zimmer mit Pension M. 10.—.

Hotel Rösemann. Zimmer M. 5.—. Pension ohne Zimmer M. 6.—. Zimmer mit Pension M. 10.—.

Central Hotel. Zimmer M. 2.50. Pension ohne Zimmer M. 5.—. Zimmer mit Pension M. 7.—.

Keetmanshoop.

Hotel Hohenzollern. Ersten Ranges.

Kapstadt.

(Bei längerem Aufenthalte und für Geschäftsreisende werden in der ganzen Union besondere Preisvereinbarungen getroffen. Im Winter sind die Kapstädter Preise zuweilen niedriger als die hier angegebenen.)

International Hotel. Mill Street. Preis 10 s. pro Tag und mehr.

Grand Hotel. Ecke Adderley und Strand Street. Preis 10 s. 6 d. pro Tag und mehr.

Mount Nelson Hotel. Preis 15 s. bis 25 s. pro Tag.

Queens Hotel. Sea Point. Preis 15 s. 6 d. pro Tag.

Royal Hotel. Plein Street. Preis 5 s. bis 7 s. 6 d. pro Tag. Deutscher Wirt.

Residential Hotel, Long Street. Preis 5 s. bis 7 s. 6 d. pro Tag. Deutscher Wirt.

Die Preise der Boardinghäuser belaufen sich auf 5 s. pro Tag und £ 5.— pro Monat. Adressen sind zu erfragen im Büro der Cape Town Peninsula Publicity Association, Hauptbahnhof (Station) Adderley Street.

Für leichtes Mittagsmahl (Lunch) und leichte Abendmahlzeit ohne alkoholhaltige Getränke:

Cleghorn & Harris, Adderley Street. 1 s. 6 d. und nach der Karte.

Dix's und andere 1 s. 6 d. und nach der Karte.

Deutsche Vereine Kapstadts im „Deutschen Haus".

Kimberley.

Belgrave Hotel. Preis 12 s. 6 d. und mehr.

Grand Hotel. Preis 12 s. 6 d.

Bloemfontein.

Imperial Hotel. Preis 15 s.

Bloemfontein Hotel. Preis 12 s. 6 d. bis 15 s.

Deutscher Klub.

Johannesburg.

Carlton Hotel. Eloff Street. Preis 15 s. und mehr.
Grand National. Rissik Street. Preis 12 s. 6 d. und mehr.
Heath's Hotel. Pritchard Street. Preis 15 s. und mehr.
Central Hotel. 62 Commissionar Street. Preis 12 s. 6 d. und mehr.
Langham Hotel. 84 Kerk Street. Preis 15 s. und mehr.
Deutscher Klub. Box 4661.
Germania Klub. Box 2623.

Pretoria.

Grand Hotel. Preis 17 s. 6 d. und mehr.
Transvaal Hotel. Preis 12 s. 6 d. und mehr.
Deutscher Klub.

Port Elizabeth.

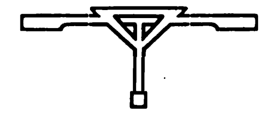
Grand Hotel. Preis 12 s. bis 15 s.
Palmerston Hotel. Preis 12 s. 6 d. und mehr.
Deutsche Liedertafel.

East London.

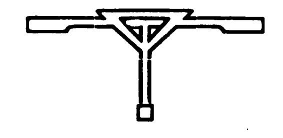
Beach Hotel. Deutscher Wirt. Preis 10 s. 6 d. bis 12 s. 6 d.
Central Hotel. Preis 10 s. 6 d. bis 12 s. 6 d.
Belgrave Hotel. Preis 10 s. bis 12 s.
Deutscher Klub.

King Williams Town.

Grosvenor Hotel (A. Meine).



Register.



HENDSCHELS LUGINSLAND HEFT 32

Berner Alpenbahn



Kandersteg, Ruedihaus. *F. Rohr, Bern phot.*

Bern-Thun-Kandersteg-Lötschberg-Brig-Simplon-Domodossola

von

H. Behrmann.

3 Karten, 1 Streckenprofil und 37 Abbildungen.

Preis 1.50 Mark.

Verlag von Hendschels Telegraph in Frankfurt a. M.

HENDSCHELS LUGINSLAND
HEFT 33



Hohenlimburg.

Frankfurt a. M.—Bad Nauheim—Giessen—Wetzlar—Siegen Hagen—Witten—Essen

von

Waldemar Perker.

3 Karten, 1 Streckenprofil und 25 Abbildungen.

Preis 1 Mark.

Verlag von Hendschels Telegraph in Frankfurt a. M.



Abbazia, Slatinabucht mit Bad. *Erich Bährendt phot.*

Cöln a. Rh.

Hotel Disch

Nähe Dom und Bahnhof. Umgebaut und renoviert im Jahre 1911/12. Höchster Komfort. 40 Zimmer mit anschließendem Bad und Toilette. Posttelefon in den Zimmern und Etagen.

CUXHAVEN

Telegr.-Adr.: Dölles Hotel



Telephon No. 5

DÖLLE'S HOTEL

altrenommiertes Haus I. Ranges in schöner freier Lage, 4 Minuten vom Stadtbahnhof, 15 Minuten v. Hafen. Zentralheizung u. elektr. Beleuchtung.

Feines Bier- und Wein-Restaurant

::::: Den Überseereisenden bestens empfohlen. :::::

Geschäftsgründung 1778.

Samenhaus

Telegramm-Adresse: Samenhaage.

FRANZ ANTON HAAGE

ERFURT (THÜRINGEN)

Rühmlichst bekannt durch zuverlässige, reelle und pünktliche Bedienung. — Tausende von Anerkennungen aus allen Weltteilen.

Reichhaltiges Preisbuch, mit vielen Abbildungen und belehrenden Kulturanweisungen versende an Interessenten auf Anfrage **ganz umsonst.**

BAD-NAUHEIM



Bei der Trinkkur

Saison: 16. April bis 15. Oktober

Bäderabgabe das ganze Jahr

Bekannt durch die Heilerfolge
seiner Bäder bei Erkrankungen
des **Herzens**, bei Rheumatismus,
Gicht, Frauenkrankheiten,
Nervenleiden etc.

1912: Kurgäste 36000, Bäder 490000

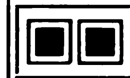
Trinkquellen-Badesalz- und Mutterlauge-Versand

Prospekte durch „Geschäftszimmer 2 H Kurhaus"

**Großherzogliche Bade- und
Kurverwaltung.**



SIEGEN





Kreishauptstadt und Mittelpunkt des durch seinen Bergbau und seine Eisenindustrie berühmten Siegerlandes mit etwa 30 000 Einwohnern. — Geburtsstätte von Rubens und Diesterweg. Im oberen Schloß befindet sich das Siegerland-Museum und in dem zugehörigen Schloßgarten ein 1000jähr. Taxusbaum. In der Nähe, vom sogenannten „Krebs" aus, hat man herrliche Ausblicke auf die weitere Umgebung. Im Unteren Schloß ist die noch gut erhaltene Fürstengruft aus Oranisch-Nassauischer Herrschaft. — Der Markt mit dem Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. und der Untere Schloßplatz mit dem Denkmal des ehernen Kanzlers gewähren reizvolle Städtebilder. — Die Lage der Stadt, die sich im Siegtal ausbreitet und auf beiden Ufern die Hügel und Höhen krönt, sucht an malerischer Wirkung ihresgleichen. — Die Umgebung bietet nach allen Richtungen eine Fülle wechselvoller Spaziergänge.

WITTEN A. D. RUHR



liegt am Fuße des Ardeygebirges im herrlichen Ruhrtal, das von Ausflüglern sehr stark besucht wird. Witten ist Stadtkreis, besitzt gute Gasthöfe, bequeme Eisenbahn- u. Kleinbahnverbindungen nach allen Richtungen sowie vorbildliche gemeinnützige und sanitäre Einrichtungen. Neben der landschaftlich bevorzugten Umgebung bietet der über 400 Morgen große städtische Park auf dem Hohenstein mit seinen herrlichen Ausblicken ins Ruhrtal reiche Erholungsgelegenheit.







Für das Gebirge wie für die See, für Waldaufnahmen, für Trachten, für Tier- u. Pflanzenphotographie, für Wolkenstudien, für Interieurs, für Straßenszenen, für Architekturen, für Sportaufnahmen etc. das Beste:

„Agfa"-Negativmaterial:

(„Chromo" „Isolar" „Isorapid"
„Agfa"-extrarapid
„Agfa"-Filmpack)

„Agfa"-Belicht.-Tabelle

„Agfa"-Entwickler

„Agfa"-Hilfsmittel

„Agfa"-Blitzlichtartikel.

„Agfa"-Literatur, reich illustriert, gratis.

Nutz- und Zuchtvieh

Bullen, Kühe
Kalbinnen, und Kälber



aller Höhen- und Niederungsschläge

wie:

Simmentaler	Ostfriesen und Holländer
Schwyzer	Oldenburger
Allgäuer	Wilstermarsch Breitenburger
Frybourger	Ost- und westpreuß. Holländer
Scheinfelder	Angler

sowie sämtliche **englischen Rassen:** Shorthorn, Devon, Jersey, Hereford etc. offeriert franko allen Stationen

Leopold Engelmann, Weiden (Bayern).

Autotypien: F. Bruckmann, A.-G., München. Druck: A. Osterrieth, Frankfurt a. M.

Milka

die beliebte

Alpenmilch

Chocolade

SUCHARD